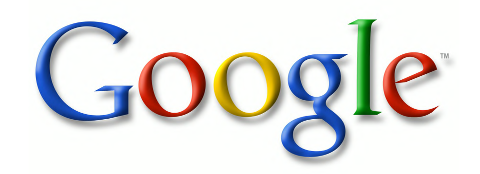
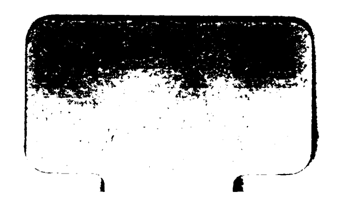
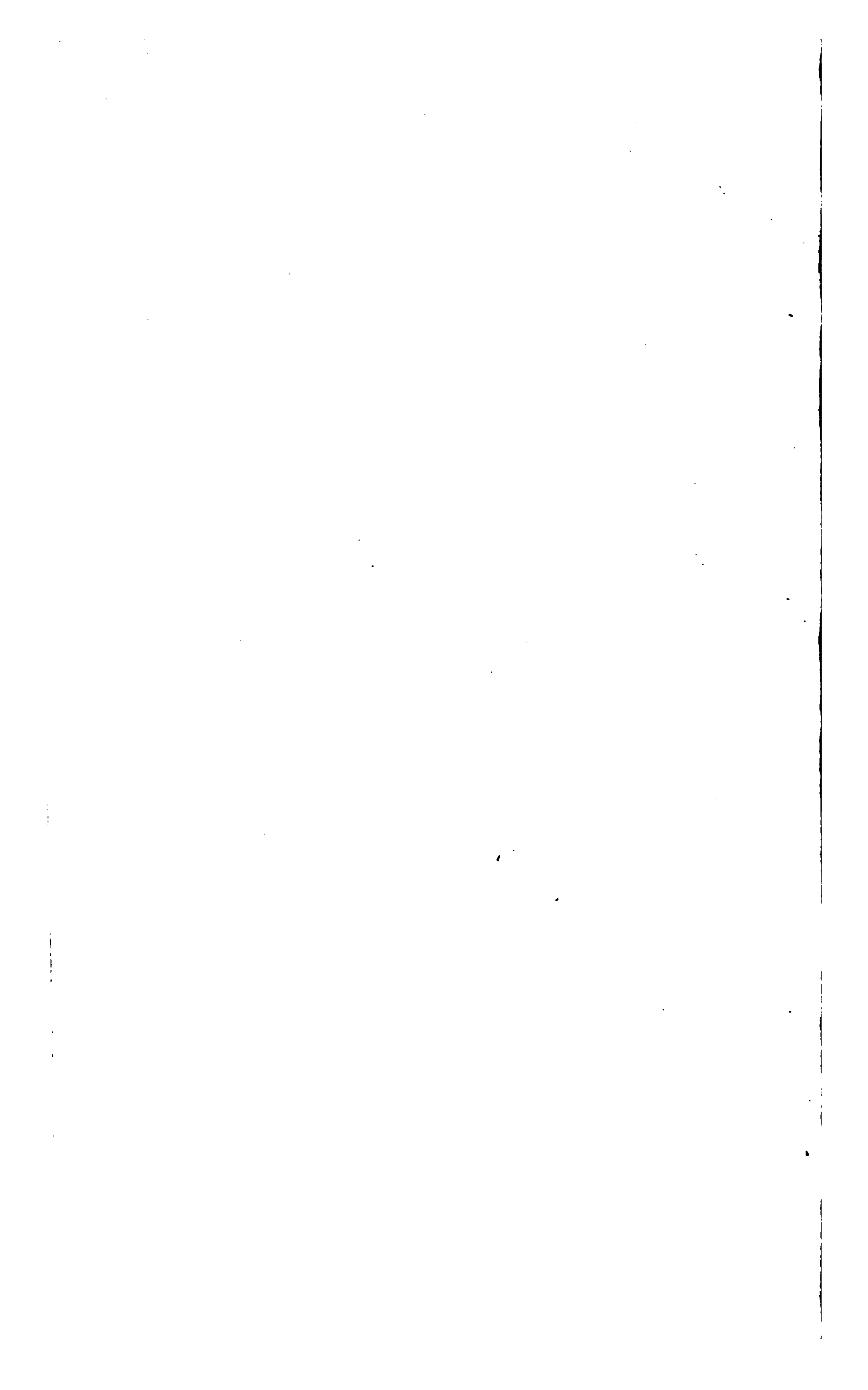



Harvard College Library


ACADEMIAE·HARVARDIANAE·IN·NOV·ANG·SIGILLUM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS







# Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit,

zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas.

Nach den Quellen zusammengestellt

von

J. Pfotenhauer P.

Mitglied der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

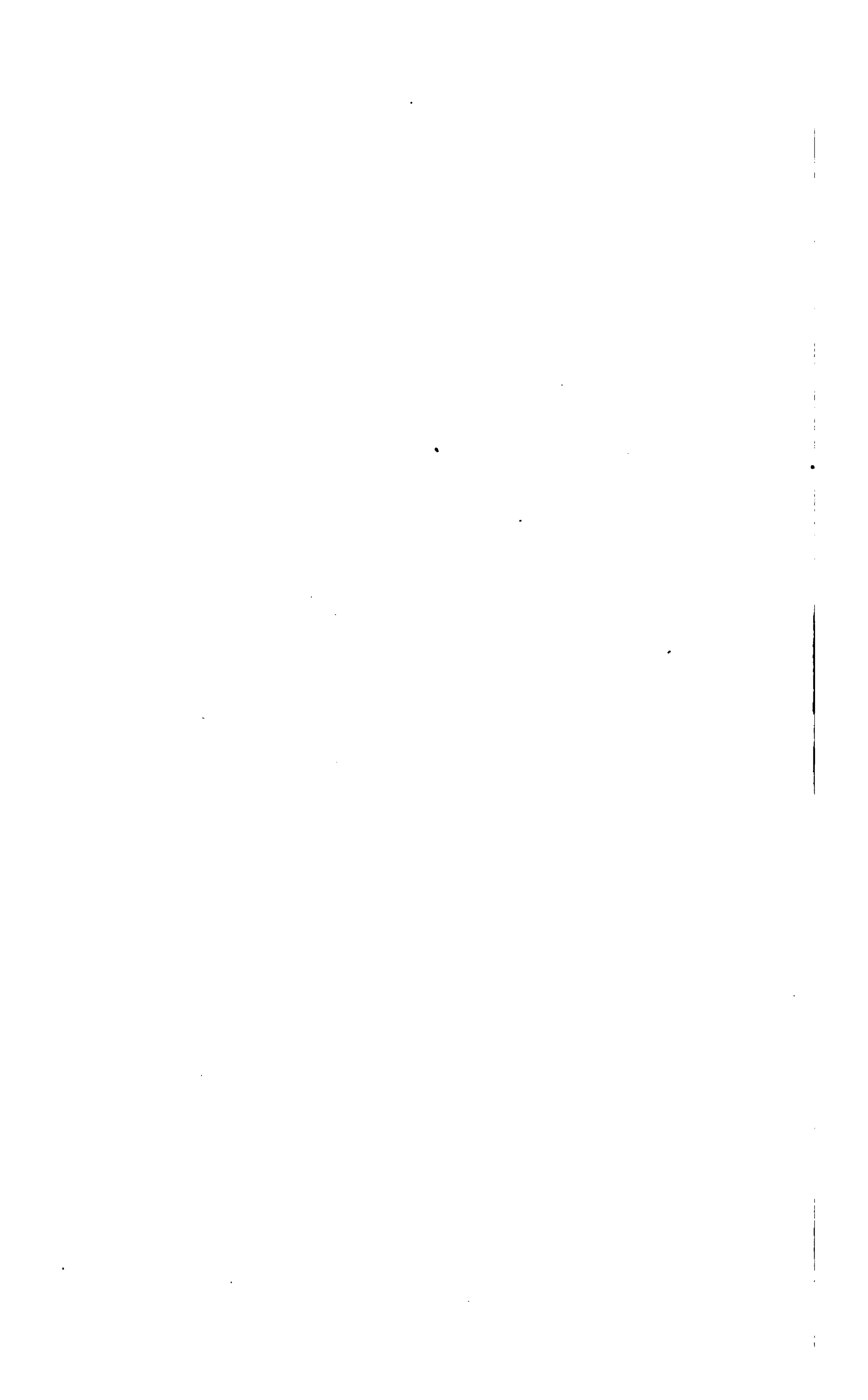
Erster, geschichtlicher Teil.

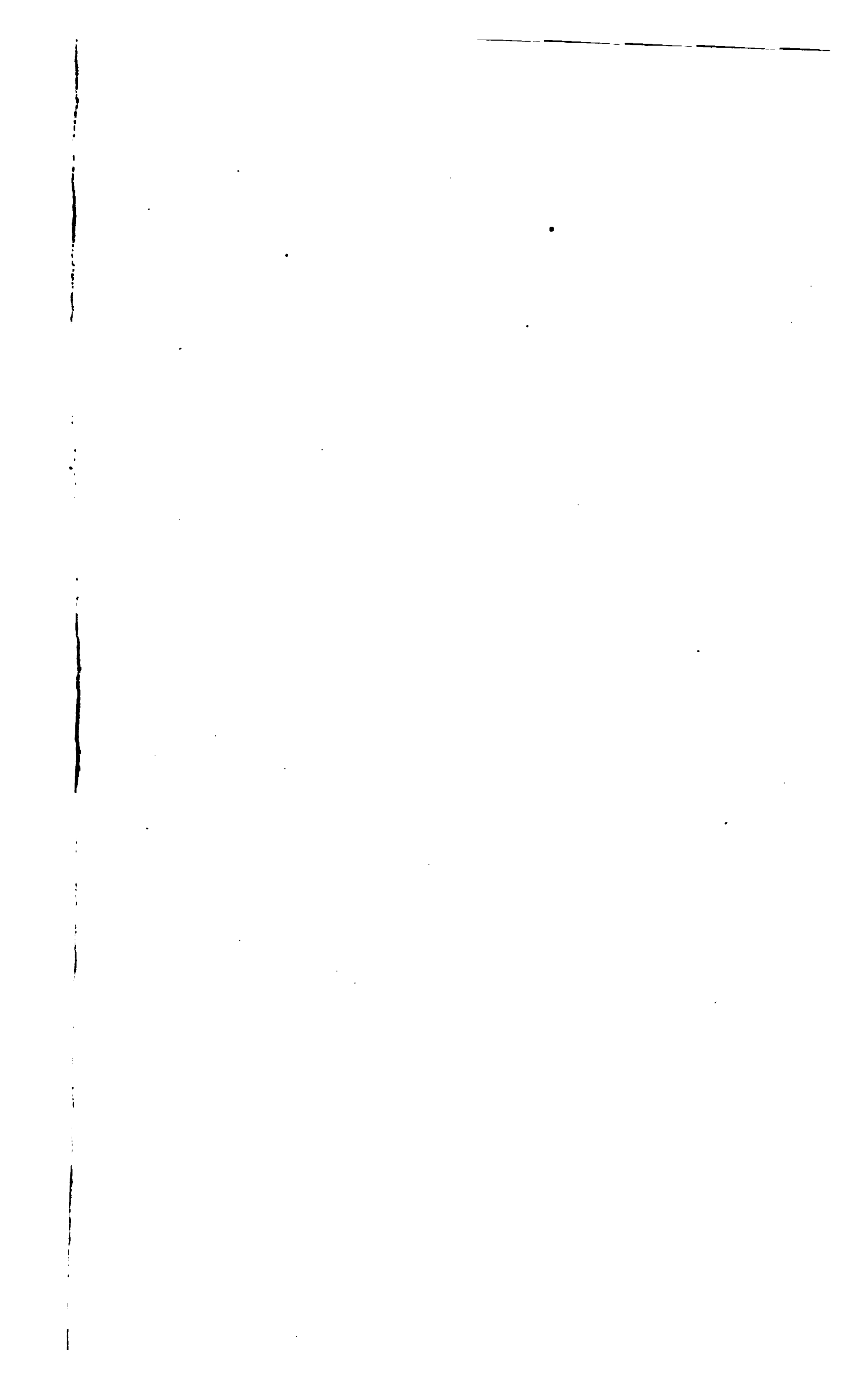


Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1891.





# Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.

---

**Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit,**

zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas.

---

Nach den Quellen zusammengestellt

von

**J. Pfotenhauer P.**
Mitglied der Geographischen Gesellschaft in Hannover.

In drei Teilen.




Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

# Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.

---

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit,

zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas.

---



Nach den Quellen zusammengestellt

von

J. Pfotenhauer P.
Mitglied der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

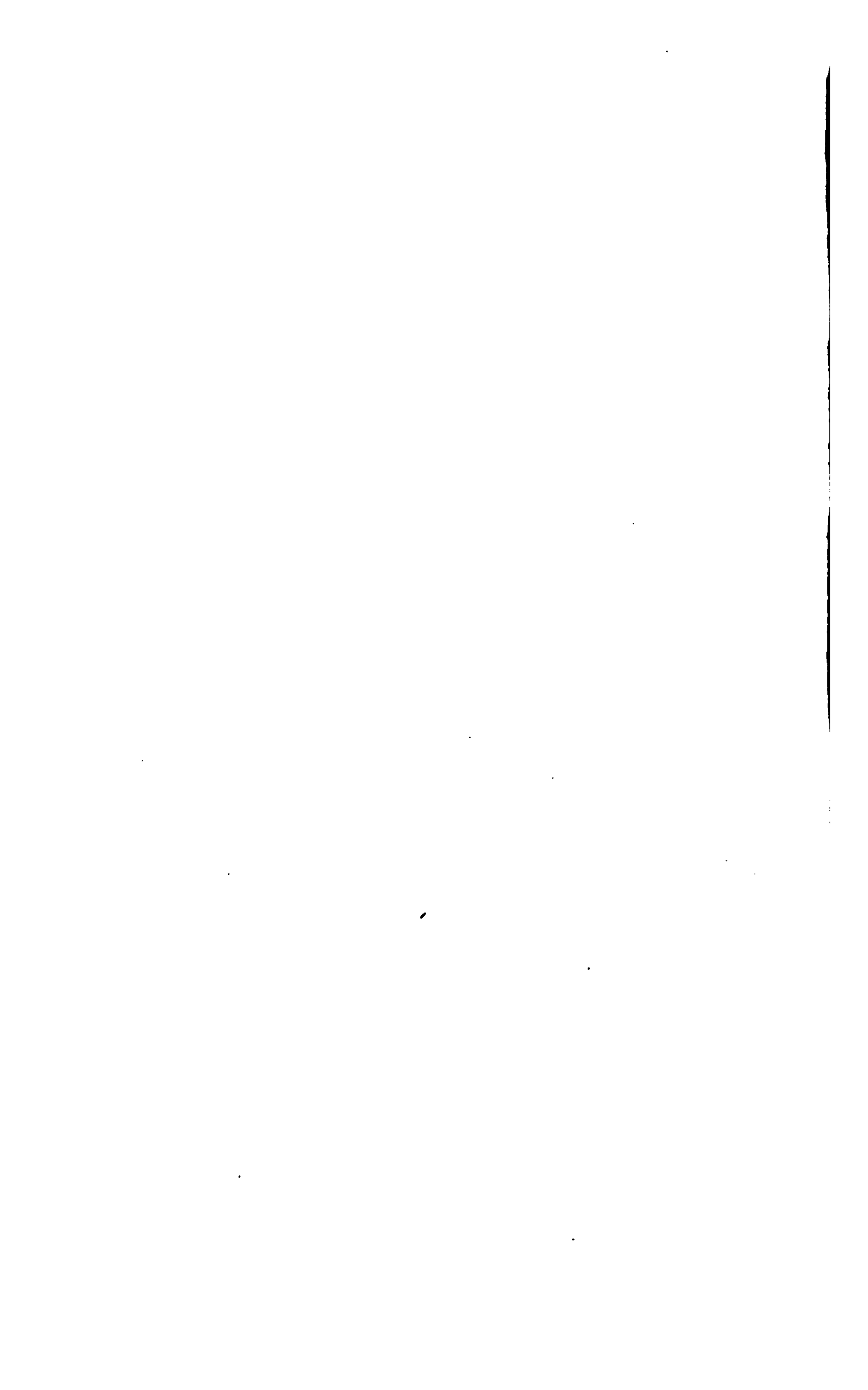
Erster, geschichtlicher Teil.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

**Motto:** „Wenn aber Jemand die angeführten Erscheinungen und Verzückungen frommer Indianer, samt allem dem, was sie von höllischen und himmlischen Sachen gesehen zu haben festiglich glauben, gantz und gar verwerfen und allein vor andächtige Träume einfältiger und zugleich leichtgläubiger Leute halten wollte, diesem wünsche ich nur anstatt ferneren Gegenbeweises, daß Gott ihm dergleichen Träume zuschicken wolle, weil sie gewiß ihm Nutzen schaffen würden. Wie ich denn auch nicht gesinnet bin, mich in einen weitläufftigen Wortstreit über alles dasjenige einzulassen, was etwa einem oder anderem in gegenwärtigem Buch der Wahrheit nicht gemäß vorkommt. Wird also ein solcher vergebens Gegenbeweis auf seinen Einwurf erwarten, und weiß ich ihm nichts besseres zu rathen, wenn er ja will von der Sache überzeugt werden, als daß er sich mit einem guten Paß versehe und selbst nach Paraquaria fahre, allda derer Sachen Augenschein einnehme und uns sodann bessern und sichern Bericht erstatte."

Einleitung in die erbauliche und angenehme
Geschichte derer Chiquitos.



## Einleitung und Quellenschau.

O. Werner S. J. schreibt in seinem „kath. Missionsatlas“, 2. Aufl. 1885, im Vorworte: „Die Rücksicht auf die Leser der „kath. Missionen“ veranlaßte, zwei Karten über die Reduktionen der Jesuiten in Süd-Amerika zu geben. Denn da die neuere Zeit kaum ein interessantes Bild des katholischen Missionslebens kennt, kann jene Zeitschrift, wie überhaupt jede neuere Missionsgeschichte, nicht umhin, ausführlich über jene Reduktionen zu berichten.“ Werner hat recht; in mehr als einer Beziehung ist kein Missionsfeld interessanter als dieses, und keine neuere Missionsgeschichte, oder aber Zeitschrift, welche missionsgeschichtliche Erörterungen sich zur Aufgabe gestellt hat, kann an diesem gewaltigen Bau vorübergehen, ohne in seine eigenartige Konstruktion einzudringen und ein Bild zu entwerfen zu versuchen. Denn gleichsam herausfordernd und mit hoch erhobener Hand einladend steht dieser Riesenbau da in der Staaten- und Völkergeschichte von Südamerika während der beiden letzten Jahrhunderte. — Leider haben die „kath. Miss.“ der Anregung Werners nicht Folge gegeben, was wir ungemein beklagen. Zwar bringt die erwähnte Zeitschrift, Jahrgang 1889, einiges aus dieser Mission unter dem Titel: „Aus den letzten Tagen Paraguays, eine Erzählung“ in der Beilage für die Jugend, aber mit der gebotenen phantastischen Erzählung kann und soll doch unmöglich dem Wunsche Werners Genüge geschehen sein. Angeblich sollen die „beifolgenden Blätter den Leser in eine der schönsten und zugleich traurigsten Zeiten des katholischen Missionslebens zurückführen“, kommen in Wirklichkeit aber dieser Aufgabe so wenig nach, daß ein aufmerksamer Leser durchaus nicht imstande ist, sich ein Bild des katholischen Missionslebens zu konstruieren, denn alles schwebt in der Luft und entzieht sich wie ein Trugbild dem prüfenden Blicke. Wir würden es tief beklagen müssen, wenn je die erwähnte Zeitschrift in der Weise dieser Artikel dem Leser wir sagen nicht eine Geschichte der Paraguay-Missionen zu bieten willens wäre. Oder sollte man römischerseits aus nahe liegenden Gründen sich scheuen, die Totenbeine wieder lebendig werden zu lassen? Wir wissen

es nicht, wollen aber unsrerseits es versuchen, der Anregung Werners gerecht zu werden und eine Geschichte der jesuitischen Missionen dort zu schreiben. — Auch die vorhandenen deutschen Bearbeitungen dieser Mission von Hahn, Wittmann entsprechen durchaus nicht den primitivsten Anforderungen geschichtlicher Darstellung und werden noch viel weniger dem gewaltigen Stoff gerecht. Die Jesuiten verdienen es in der That, daß von katholischer Seite ihrem Werke mehr Beachtung zu teil werde.

Verweilen wir indes noch einen Augenblick bei der Frage, was, Werners Behauptung für die Katholiken zu recht bestehen lassend, auch oder gerade uns Protestanten diese Mission so besonders interessant mache und eine ausführliche Bearbeitung erfordere. Da es Verfasser vergönnt war, die römische Mission am Kongo, vgl. Warneck, Allgem. Miss.-Zeitschrift 1888, zu bearbeiten, liegt zunächst wohl ein Hinweis auf die Arbeit römischer Missionare dort und ein Vergleich jener mit den in Rede stehenden Jesuiten nahe. Es war ein düster Bild, immer steigend in traurigen Eindrücken, welches die alte so wüst betriebene Kongomission vor unseren Augen entrollte; eine plumpere und brutalere Mission hat es wohl kaum je gegeben! Wie anders tritt uns diese Mission entgegen, wie zielbewußt von vornherein, nachdem die Anfangsschwierigkeit überwunden, ein gewisses hin und her glücklich beseitigt und die Aufgabe voll und ganz erkannt war, mit welchem Anspruche der Unfehlbarkeit, mit welchem Scheine der Größe, der einzigen Vortrefflichkeit, Humanität, mit dem Panier: Soli Deo Gloria! und volle Freiheit dem „armen, nackten, tiefgedrückten Indianer!" Sie allein scheinen die Männer zu sein, tüchtig, die Eingeborenenfrage zu lösen nach Gottes- und Menschenrecht. Wie fein und durchschlagend sind demgemäß die Mittel, wie unübertrefflich die „Kunstgriffe" der Väter, wie klar und bestimmt die Leitung, wie planmäßig das Vordringen, wie durchdacht der Aufbau, — und dem entsprechend ein Erfolg! Ja, eine Welt voll Gegensätze diese beiden Missionen! Ein wunderbares Gebäude, einzig in seiner Art, baut sich auf vor unsern Blicken, ein Märchen aus Tausend und eine Nacht! Nichts mag ihm an die Seite gestellt werden! Und doch liegt in dieser Einzigartigkeit der Grund des Verfalles, denn beider Missionen Ende ist gleich, — und diese Einzigartigkeit ist die unevangelische Art des ganzen Missionsbetriebes in Sammlung, Erziehung und Bewahrung; das Evangelium war nicht Missionsmittel in beiden Missionen! Zeigen uns nun die alten Kongomissionare die eine Seite unevangelischen Missionseifers: die Brutalität, so sind die Väter der Gesellschaft Jesu unerschöpflich und beflissen, uns zu zeigen, welch fein

schillernd Gewand man umthun müsse, unevangelische Art zu verdecken. Indes oft zerreißt das Gewand und zeigt die nackte, arme Blöße! Des ungeachtet tritt eine Welt von Kräften uns entgegen, und wenn wir bei Darstellung der Kongomission klagen mußten, daß eine Kirche, welche solche Männer zeitigt, nicht berufen sein kann zum heiligen Werk der Mission, — hier zeigen sich Kräfte, und nur tief zu beklagen ist es, daß sie falsch geleitet und blinde Führer geworden, samt den irregeleiteten Blinden beide in die Grube fallen, daß der stolze Bau, auf tiefen Irrtum fundamentiert, zusammenstürzen mußte! Ein mächtig mitwirkender Faktor tritt uns der Orden in der Geschichte Südamerikas entgegen, er und sein Werk ist eine Zahl, mit welcher zum Verständnisse der Geschichte dort stets gerechnet werden muß. Ein flüchtiger Blick in die weite Litteratur der Geschichte jenes Landes zeigt uns stets seine Gestalt, schwankend zwar, von der Parteien Gunst oder Ungunst getragen, trotzdem aber weite Schatten werfend, bis zu den Stufen des Thrones in Spaniens Hauptstadt hin. —

Aus dem bisher Dargelegten ergiebt sich von selbst ein Zweites: das großartige Werk, von den Jesuiten selbst trefflich beleuchtet, forderte die gebildete Welt zur Stellungnahme heraus, erregte die verschiedenartigsten Gemüter. Aber, wie das nicht anders zu erwarten war, unter der Ägide der Jesuiten, bestochen durch ihre Berichte, nahm man ohne Wahl an, glaubte den gleißenden Worten und prächtigen Farben, redete und wies mit hohen Worten hin auf die unvergleichliche That und den seltenen Erfolg und hielt so der Welt einen Spiegel vor: Seht da, die Wilden sind doch bessere Menschen, auf, ihnen nach! Zeugen dessen sind Montesquieu, de l'Esprit des loix, Buffon, histoire naturelle, Chateaubriand, Génie du Christianisme. Selbst einen Geist wie Voltaire ließ Paraguay nicht ruhen; nicht genug, daß er in seinem Essai sur les mœurs die Jesuitenmission als Triumph der Menschheit besang, nein, auch seinen Schmutzroman „Candide“ hat er mit diesem Stoffe in seltsame Verbindung zu bringen gewußt, indem er seinen Helden in Paraguay landen, in den Reduktionen verkehren und wunderbare Dinge erleben läßt. Manch anderer Name noch ließe sich nennen, Freidenker und Schönredner, welche mit Lust dieses jesuitische Paraderoß in allen Gangarten ritten. Der Orden ließ sich das gern gefallen, mochte das Lob kommen, aus welchem Munde immer es kam. Darf uns das aber wunder nehmen angesichts der Thatsache, daß ein in den Jesuitenschulen verfaßtes und aufgeführtes Schaustück folgenden Titel trägt: „Fervor sacer Juventutis Paraquariensis, oder eine Auf-

munterung für die Jugend, nach dem Beispiele der jungen Wilden (sic!) in Paraguay, welche einen aus ihrer Gesellschaft wegen versäumter heiliger Messe als ein Kind des Teufels und Schande der Nation auf ewig ausgeschlossen haben, gegen Irrende und Fehlende hartherzig und unversöhnlich zu sein, aufgeführt von M. Junker 1763"? (bei Zirngiebl 164). Weltweise mit nichtverklungenem Namen und Jesuitenzöglinge, deren Dasein längst vergessen, reichen sich die Hand, eins in dem Lobe des preiswürdigen Ordens und seiner Thaten! Doch auch unser Jahrhundert ist nicht frei geblieben von dergleichen kritiklosen Ergüssen und schalen Lobeserhebungen. Ich weise auf Patricius Wittmann, die Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen, und in Anlaß der Antisklaverei-Bewegung paradierte P. Amrhein auf der Gürzenich-Versammlung mit den Jesuitenmissionen von Paraguay. Angesichts all solch ungefügen Lobes ist eine Beleuchtung entschieden erwünscht, und Werner hat recht auf Paraguays Bedeutung uns zu verweisen, zumal römischerseits nie verfehlt wird, man würde ja in anderem Falle gegen sein eigenes Interesse handeln und in sein eigen Fleisch schneiden, den Fall und Untergang eben diesem Lobe angemessen darzustellen, beides überhaupt in anderen Momenten zu suchen als in dem System selbst!

Wir kommen damit auf ein Drittes. Aus diesem Lobe der Jesuitenarbeiten, aus diesen trügerisch blendenden Erfolgen heraus ist dem jesuitisch gewordenen Rom der Anspruch erwachsen, von ihm aus allein ergehe die Reformation der in tiefen socialen Schäden gebannt liegenden, noch heidnischen und christlichen Welt. Es kann uns nicht überraschen, wenn Buß S. J. zu schreiben sich gedrungen fühlt: „So war hier das sociale Problem einer großen Familienwirtschaft gelöst; eine genau geregelte Hierarchie war der Leiter", und mit diesem Satze über die Paraguaymission den vielverheißenden Satz der Vorrede seines Buches, die Gesellschaft Jesu, erläutert: „Die socialen Leiden, an welchen Europa erkrankt, ersehnen die Hilfe des Ordens, der sich auf dieses Gebiet so meisterhaft versteht!" (Bei Zirngiebl, Anmerkung 93). Nennt Baluffi den Orden einen „socialen Orden", wird der katholischen Mission für Vergangenheit und Zukunft das Verdienst zugeschrieben, „den Völkern mit dem Christentum auch die Kultur zu bringen", Germania 1889, Nr. 265, darf es uns nicht wunder nehmen, wenn Leo XIII. in seiner Ansprache an das Kardinals-Kollegium am 2. März 1890 solchen Anspruch sanktioniert: „In Wahrheit, wir haben seit Beginn unseres Pontifikates geglaubt, daß unsere besondere Aufgabe war, der Welt die großen Schätze der katholischen Lehre zu zeigen, . . . . vor

allem, weil wir überzeugt sind, daß diese Lehre, richtig verstanden und treu befolgt, unfehlbar die glücklichste und vollständigste Lösung der großen Probleme, welche die menschliche Gesellschaft heftig bewegen, herbeiführen und das wirksamste Heilmittel für so viele Leiden, welche sie quälen, bilden würde." Ja, verschließen wir uns dem nicht, Rom rühmt sich heutigestags so hoch, als sei es allein die Beglückerin der Völker, als hänge nur von ihm allein alles Volkswohl ab und habe man nur in allem auf seine Stimme zu hören und seiner Leitung sich hinzugeben, so würden alsbald alle Schäden in Nichts verschwinden, — und sieht voll Anmaßung und in echt pharisäischem Selbstbewußtsein auf uns Protestanten herab, die es so weit gebracht und die Geister nicht los werden, die sie riefen, — und manche Strömungen unserer Tage sind dazu angethan, diesen dreisten Anspruch mit Hintansetzung aller Rom in der Geschichte gewordenen Erfahrungen zu stützen! Wie aber und ob überhaupt Rom des fähig ist, wird die „Beglückung, il christianismo felice" der Indianer in Paraguay zeigen. Allerdings ist Rom eine Weltmacht und vermag viel, aber es gebraucht diese seine durchaus unbiblische Stellung lediglich für seine Interessen, und die Staaten handeln im höchsten Grade thöricht, welche meinen, diese hierarchische Weltmacht in ihrem Interesse ausnutzen zu können. Die Papstkirche läßt sich nicht benutzen, Gehilfin des Staates zu sein. Am allerwenigsten aber ist sie eine geistige Macht zur wirklich geistigen, sittlichen, kulturellen Förderung der Völker; sie hemmt und hindert vielmehr überall die geistige Entwicklung. Der traurige, rein pathologische Wert der Paraguaymission wird das beweisen. Und nun gar der Jesuitenorden, der vor allen als „sociale" Macht, als neuschaffender Sauerteig angepriesen wird! Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß gerade dieser Orden in allen europäischen Ländern eine grenzenlose Vernachlässigung der Volksbildung verschuldete; wie riesig war der Verfall alles Volkslebens nach seiner Vertreibung! Welch ein Bild erst wird sich vor unseren Augen entrollen, wenn die Totenbeine in den verdorbenen Reduktionen lebendig werden, die Steine eine stumme, aber um so lautere Sprache reden, und die alten Väter zeugen von entschwundener Pracht und von dem „glücklichen Christentum" der „bärtigen Kinder" an den lachenden Ufern des rauschenden Parana und des gewaltigen Uruguay. Wo wird der Ruhm bleiben, er sei ein socialer Orden? Rom mag sich sträuben gegen diese Wahrheit, angesichts der Anstrengungen römischer Propaganda in Wort und That heißt es zeigen, was römische Mission in großartigstem Maßstabe angelegt, gehoben und

getragen von staatlichem Arme je vermocht hat! Unsere Geschichte wird den urkundlichen Beweis erbringen.

Die in weiteste Kreise durch den Reichskommissar Herrn von Wißmann getragene Kontroverse über den Wert oder Unwert protestantischer und römischer Missionen, die kolossale Ausbeutung seiner Aufstellungen römischerseits, das urteilslose Zufallen vieler Protestanten, die Darstellung des römischen Paters als eines, nein des „Mustermissionars" und der römischen Mission als des „Kulturfaktors" einziger Art dürfte in reichem Maße das soeben Gesagte beleuchten und die Herausgabe dieser Missionsgeschichte als zeitgemäß erscheinen lassen. Wahrlich, die von v. Wißmann angeregte Frage und die darauf gegebene Antwort bewegt die Grundfesten, es handelt sich um Sein oder Nichtsein unserer in den Fußstapfen der Apostel wandelnden Mission, und um Stärkung römischen Einflusses draußen in der Heidenwelt, hier in den Christenlanden (vgl. Generalversammlung der Katholiken in Koblenz, Germania 1890, Nr. 198, 2. Bl.) — und zwar beides gegen den Protestantismus. Seltsam, wenn man von Wißmann hört und sein „erst labora" samt all den andern Aufstellungen über römische Missionsthätigkeit, so möchte man meinen, er sei bei den alten Jesuitenpatres in die Schule gegangen, welche auch das „erst labora" kannten und ihre Mission bei den Heiden demgemäß darin erkannten, aus denselben „erst Menschen und dann Christen" zu machen. Nun wir werden ja sehen, was aus diesen so behandelten, armen Menschenkindern im Laufe eines Jahrhunderts ward und wo sie blieben oder wo sie heute sind! „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Rom verdient nicht das Lob, das man ihm heute mehr als je zollt, nicht die abergläubische Reverenz, welche man ihm und seinen angeblichen, oder lediglich sinnenfälligen Erfolgen entgegenbringt, das Rom nicht, welches, unfehlbar sich rühmend, mit so schwerer Verschuldung in der Vergangenheit belastet, ohne Wahrheitssinn auf diese Vergangenheit hinweist. Und mit Rom fallen für uns die Jesuiten.

Verengern wir den Kreis einleitender Gedanken, so wird endlich diese Missionsgeschichte, es ergiebt sich das aus dem bisher angeführten von selbst, einen Beitrag liefern zu der in letzter Zeit in protestantischen Missionskreisen öfter angeregten Frage nach der Selbständigkeit der aus den Heiden gesammelten christlichen Gemeinden. Ist das zu erstrebende Ziel dasjenige, christliche Gemeinschaften, welche ihren Gliedern zu christlichem Leben verhelfen und sich selbst erhalten, verwalten und ausbreiten durch Anwendung, Bewahrung und Verbreitung des Wortes

Gottes und der Sakramente, zu erbauen, sodaß die Kirche des Herrn keine irdische Sicherheit, keine fremde Hilfe braucht in dem Vertrauen und in der Gewißheit, daß ihr himmlischer Herr sie erhalten wird, bis sie ihre Aufgabe erfüllt habe, — hier wird uns das gerade Gegenteil dieser schriftgemäßen Forderung entgegentreten, ein von Anfang an geflissentliches Bestreben, eine dauernde Unselbständigkeit zu erhalten, einen „Stand der Unschuld" — ad majorem Dei Gloriam et incrementum Societatis Jesu! Wie schrecklich und unbarmherzig die Geschichte dieses unmenschliche Verfahren richtete, wird ein besonderer Abschnitt dieser Arbeit darzulegen haben. —

Wir nennen diese Arbeit einfach: „Mission der Jesuiten in Paraguay"; wollten wir auch nach der Seite hin quellenmäßig verfahren, könnten wir mutatis mutandis füglich und einzig eigentlich mit dem Herrn Germania-Gottlieb von einem „Krache" von Paraguay reden. Allein dergleichen Bosheiten überlassen wir einzig genanntem — Herrn. Die weiteren Zusätze zum Thema ergeben sich nach dem Gesagten von selbst.

Was endlich das Material betrifft, nach welchem wir diese Geschichte zu bearbeiten gedenken, glauben wir unter der Hochflut der Schriften, welche über die Jesuiten jener Tage und über Paraguay sind geschrieben worden, die Werke von Bedeutung richtig erkannt zu haben, welche ein klares Bild uns gewinnen lassen. Gar leicht hätte die Reihe verlängert werden können, allein nachfolgende Auswahl mag genügen. —

## Quellenschau.

Wie billig stellen wir voran die von den Jesuiten selbst geschriebenen, also ursprüngliche Quellen:

1. Allerhand so Lehr- als Geist-reiche Brief-Schriften und Reis-Beschreibungen, welche von den Missionariis der Gesellschaft Jesu aus beyden Indien und anderen über Meer gelegenen Ländern Seit Anno 1642 biß 1726 in Europa angelanget seyent. Jetzt zum ersten Male theils aus handschriftlichen Urkunden theils aus denen französischen lettres édifiantes verteutscht und zusammengetragen, von Joseph Stöcklein, gedachter Gesellschaft Jesu Priester. Erster Theil von 1642—1687 begreift 66 Briefschaften, welche in 35 Sendschreiben seyend zusammengezogen worden. Augspurg und Grätz, 1726. Andrer Theil 1688—1700. Im Ganzen 6 Bd. zu 36 Theil.; letzter Theil erschien in Wien 1758.

2. Messis paraquaensis a Patribus Societatis Jesu per Sexennium in Paraquaria collecta. Conscripta a P. A. Schirmbeck S. J. Monachii, 1649. 1. B.

3. Paraquaria ad ecclesiam orthodoxam traducta (aggregata), in qua antiqua Divini brachii miracula innovata describuntur, D. D. Sodalibus Academicae Congregationis B. V. Mariae Annunciatae Herbipoli in Strenam oblata. Aera Christiana 1653. 1. B.

4. Historia Provinciæ Paraquariae Societatis Jesu. Autore P. Nic. del Techo. Leodii, 1673. 1. B.

5. Societas Jesu usque ad sanguinis profusionem militans. Autore Tanner S. J. Pragae, 1675. 1. B.

6. Kirchengeschichte, d. i. katholisches Christenthum durch die gantze Welt ausgebreitet, erstlich beschrieben durch R. P. Kornelius Hazart, ins Deutsche übersetzt durch R. P. Mathias Soutermans, beide der Gesellschaft Jesu Priester. Wien, 1684. Bd. 2.

7. Beschreibung der Reise R. P. Antonii Sepp S. J. aus Tyrol an der Etsch nach Paraguay, geschrieben aus der Völkerschaft Yapeyu den 24. Juni 1692. Vorstehender Bericht lag mir vor in der 1768 in Nürnberg erschienenen deutschen Ausgabe des Charlevoix, bei G. N. Raspe gedruckt, und in der englischen Churchill Collection IV, 633—664.

8. Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangeres par quelques Missionnaires de la Compagnie de Jésus. Paris, 1717—1774. 25 Bde.

9. Erbauliche und angenehme Geschichte derer Chiquitos und anderer von denen Patribus der Gesellschaft Jesu in Paraquaria neu bekehrten Völker. Aus dem Spanischen und Französischen in das Teutsche übersetzt von einem aus der erwähnten Gesellschaft. Wien, 1729. 1 Bd. Das Werk ist von P. Joh. Patricius Fernandez, in Paraguay verfaßt, von P. de Herrán etwa 1726 zum Druck gebracht.

10. (Markus Andreas Burriel), Neue Nachrichten von den Missionen der Jesuiten in Paraguay und von andern damit verbundenen Vorgängen in der spanischen Monarchie. Aus dem Spanischen. Hamburg, 1768. 1 Bd.

11. Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay. Verfaßt von Herrn Abbé Martin Dobrizhoffer, 18 Jahre lang gewesenen Missionar in Paraguay. Aus dem

Lateinischen übersetzt von A. Kreil. Wien, 1783. 3 Bde. Dasselbe Lateinisch: Historia de Abiponibus, Equestri Bellicosaque Paraquariæ Natione Authore M. Dobrizhoffer Presbytero et per annos Duo de Viginti Paraquariæ Missionario. Viennae, 1784. 3 Bde.

12. Josephi Emmanuelis Peramas de vita et moribus sex sacerdotum Paraguaycorum liber. Foventiae, 1791. 1 Bd.

13. Pater Florian Paukes Reise in die Missionen nach Paraguay und Geschichte der Missionen St. Xaver, St. Peter. Ein Beitrag zur Geschichte der Jesuiten in Paraguay. Aus der Handschrift Paukes, herausgegeben von Pater Johann Frast. Wien, 1829. 1 Band.

Neben diesen ursprünglichen Quellen sind benutzt abgeleitete katholische Quellen:

14. Histoire de la Compagnie de Jésus par Crétineau Joly. Paris, 1844. 6 Bde.

15. Histoire du Paraguay par le Pierre François-Xavier de Charlevoix S. J. Paris, 1756. 3 Bde.

16. Das vormals spanische Amerika aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet vom Zeitraum seiner Entdeckung an bis 1843. Von Cajetan Baluffi, Kardinalpriester und Bischof von Imola. Aus dem Italienischen verdeutscht und mit Anmerkungen und Citaten begleitet von F. M. M. 2 Bde. Wien, 1848.

17. Die Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen seit der Glaubensspaltung. Eine allgemeine Geschichte der katholischen Missionen in den letzten drei Jahrhunderten. Von Dr. Patricius Wittmann. 2 Bde. Augsburg, 1841.

18. Allgem. Geschichte der kath. Missionen vom 13. Jahrhundert bis auf die neuste Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf Baron Henrion bearbeitet von Dr. Patricius Wittmann. 2 Bde. Augsburg, 1846.

19. Geschichte der kath. Missionen, bearbeitet von Dr. H. Hahn. 5 Bde. Köln, 1857.

Aus entschieden jesuitenfeindlichem Lager dürften nachstehende Werke besondere Beachtung verdienen:

20. Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. Aus dem Italienischen übersetzt. 4 Teile in 2 Bänden. Frankfurt und Leipzig, 1760 und 1761.

21. Johann Friedrich Le Bret, Magazin zum Gebrauche

der Staaten- und Kirchengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechtes katholischer Regenten in Ansehung ihrer Geistlichkeit. Frankfurt und Leipzig, 1772. Teil 2. Der angeführte Teil dieses Magazins enthält unter dem Titel: „Das Reich der Jesuiten in Paraguay" urkundliche Mitteilungen über die jesuitische Thätigkeit in Paraguay aus der Feder des Exjesuiten Bernard Ibagnez. Um seiner Stellungnahme zum Orden willen soll Ibagnez von den Jesuiten durch eine Taubenpastete vergiftet sein; mit genauer Not rettete man seine urkundlichen Aufzeichnungen, s. weiteres im 2. Teile.

22. Voyages dans l'Amérique méridionale par Don Felix de Azara depuis 1781—1801, publiés d'après les manuscripts de l'auteur par C. A. Walkenaer, enrichis de notes de G. Curier. 4 Bde. Paris, 1809.

23. Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten seit ihrem Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeit durch Johann Christoph Harenberg. Halle und Helmstaedt, 1760. 2 Bde.

24. [Kritische Jesuitengeschichte, worin alles aus echten Quellen hergeleitet und die sogenannte pragmatische Historie des Herrn Professor Harenberg stark beleuchtet: und zugleich alles gründlich beantwortet wird, was diesem preiswürdigen Orden von seinem Ursprunge an bis auf die gegenwärtige Zeit ist zur Last gelegt worden, von einem Liebhaber der Wahrheit. Frankfurt und Mainz, 1765. 1 Bd.]

25. Les Jésuites marchands, Usuriers, Usurpateurs et leurs crueautés dans l'ancien et le nouveau Continent. A la Haye, 1759.

26. Memoire de Sébastien-Joseph de Carralho et Mélo, Comte d'Oeyras, Marquis de Pombal. Lisbonne, 1784. 2 Bde.

27. Recueil des decretes apostoliques et des ordonnances du Roi de Portugal concernant la conduite des Jésuites dans le Paraguai. Amsterdam. 1760.

28. Histoire de Nicolas, roi de Paraguay et empereur des Mamelus. St. Paul, 1756.

29. Oeuvres de Messire Antoine Arnauld. Paris et Lausanne, 1780. Band 32: La Morale Pratique des Jésuites. —

Wir fügen dem endlich bei das sonstige Material, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, Bearbeitungen unseres Thema u. s. w.

30. F. Thomae Campanellae Civitas Solis Poetica. Ultrajecti apud Joannem à Waesberge. Anno 1643. √

31. Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika. Aus ihren eigenen Aufsätzen herausgegeben von Christian Gottlieb von Murr. Nürnberg, 1785. √

32. Bougainville, voyage autour du monde en 1766—1769. Paris, 1771. 1 Bd.

33. Histoire de l'Amérique par G. Robertson. Maestricht, 1777. 4 Bde.

34. Histoire générale de l'Amérique depuis sa decouverte, qui comprend l'histoire naturelle, écclesiastique, militaire, morale et civile de contrées de cette grande partie du monde par le R. P. Touron de l' Ordre des frères Prêcheurs. Paris, 1768. 11 Bde.

35. Voyage dans l' Amérique méridionale par Alcide d'Orbigny. Paris, 1835. 3 Bde.

36. Voyage historique de l' Amérique méridionale par Don George Juan et Don Antonio de Ulloa. 2 Bde. Amsterdam u. Leipzig, 1752.

37. History of Brazil by Robert Southey. London. 3. Bde.

38. The history of Paraguay by Charles Washburn. 2 Bde. Boston, Mass.

39. La république du Paraguay par Alfred M. du Graty. Bruxelles, 1862. 1 Bd.

40. La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay by Thomas J. Page. New-York, 1859. 1 Bd.

41. Buenos Ayres and the provinces of the Rio de la Plata by Sir Woodbine Parish. London, 1838. 1 Bd.

42. Description géographique et statistique de la Confédération Argentine par V. Martin de Moussy. Paris, 1864. 3 Bde.

43. Relation du voyage de la mer du Sud, 1712—1714, par M. Frezier. Amsterdam, 1717.

44. Essai historique sur la Revolution de Paraguay et le gouvernement dictorial du Docteur Franzia par M. M. Renger et Longchamps. Stuttgart, 1829.

45. Revue des deux Mondes. 1834. Ausgabe vom 15. Juni.

46. Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Süd-Amerika. Eine historisch-ethnologische Schilderung von M. Bach, Sekretär der bolivianischen Provinz Otuquis. Herausgegeben von Dr. Georg Ludwig Kriegk. Leipzig, 1843. 1 Bd.

47. Geschichte von Brasilien von Heinrich Handelmann. Berlin, 1860. 1 Bd.

48. Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes par Guillaume Thomas Raynal. Génève, 1786.

49. W. Robertson, Geschichte der Regierung Karl V. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. A. Remer. Braunschweig, 1796.

50. Chateaubriand, Génie du Christianisme. Lyon, 1809. Bd. 4.

51. Geschichte des Sturzes der Jesuiten von Graf Alexis de Saint Priest. Übersetzt von Moseler. Hamm, 1845.

52. Dr. E. Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland. Leipzig, 1870.

53. Der Jesuitenorden, charakterisiert von Dr. Johannes Huber. Berlin, 1873.

54. Geschichte der römisch-katholischen Mission von Kalkar. Deutsche Ausgabe. Erlangen, 1867.

55. Baseler Missionsmagazin 1888.

56. Der christlich-sociale Staat der Jesuiten in Paraguay von Dr. E. Gothein. Leipzig, 1883.

Sonstige Quellennachweise werden in besonderen Fußnoten erbracht werden. —

Es erübrigt noch zur Erledigung der Einleitungsfragen ein summarischer Hinweis auf die Anlage der Arbeit:

I. Die Entdeckung des Landes.

II. Land und Leute.

III. Die Indianerfrage und ihre Lösung vor dem Auftreten der Jesuiten.

a. Stellung der Kolonisten zu den Eingeborenen im allgemeinen.

b. Das System Iralas und die Stellung der Krone Spaniens zur Indianerfrage.

c. Stellung der römischen Kirche zur Eingeborenenfrage und Missionnsversuche.

IV. Die Lösung der Indianerfrage durch die Jesuiten.

a. Geschichte der Mission in der Missionsprovinz Paraguay bis 1750 resp. 1767.

b. Die Missionsvölkerschaften oder Reduktionen nebst Darstellung des religiösen und wirtschaftlichen Lebens.

c. Mit welchen Mitteln lösten die Jesuiten dieses Problem, die Indianerfrage?

1. Durch das Mittel des weltlichen Armes; Staatsmission.

2. Durch Missionsmittel und Kunstgriffe der Sammlung ohne staatlichen Einfluß und staatliches Eingreifen.

3. Durch die Mittel der Erziehung der Gesammelten,

a. religiöse Erziehung,

b. rein kulturelle Erziehung, Arbeitserziehung,

c. militärische Erziehung.

4. Durch die Mittel der Bewahrung des Gewonnenen.

V. Ist das die Lösung der brennenden Frage?

a. Das vielgepriesene „glückliche Christentum“.

b. Die Kehrseite.

c. Kritik der Missionsmittel.

VI. Das Gericht der Geschichte.

a. Der Traktatkrieg und die „jesuitische Republik“.

b. Die Vertreibung des Ordens aus Südamerika.

c. Behandlung der Indianer in den Reduktionen.

d. Euer Haus soll euch wüste gelassen werden.

VII. Schlußgedanken.

# I.

# Die Entdeckung des Landes.*)

Eine Reihe tragischer Begebenheiten ist es, welche die Entdeckung und erste Niederlassung im südlichen Teile des mittägigen Amerika kennzeichnet; ein Land voll Blut und Thränen ist es geworden, da weiße Männer jenen jungfräulichen Boden betraten. Denn die Gebeine der edelsten Söhne Spaniens, galanter Kavaliere, die bei Hofe galten und mit Auszeichnung in manchem Feldzuge gedient hatten, bleichen auf den Pampas dort; entsetzliche Metzeleien haben seinen Boden mit Blut getränkt; Mißgeschicke, Hunger und in seinem Gefolge die Pestilenz und der Tod, — das waren die Nachrichten, welche dem Tode Entronnene dem harrenden Mutterlande brachten. Ja, wären solche Opfer aufgewogen durch brillante Eroberungen oder durch Berichte über goldspendende Länder, oder glänzende Gaben aus jenen Gebieten, hätte der hochtönende und vielverheißende Name jenes Gebietes und Stromes, „La Plata", gebracht, was er bedeutete: „Silberstrom", — die Kinder jener Tage hätten sich leichten Sinnes hinweggesetzt über all das Weh, über die furchtbare Mühsal und die schweren Entbehrungen, und anders wahrscheinlich würde die erste Geschichte jener Länder sich gestaltet haben, als sie jetzt unserem Blicke sich zeigt. Aber nein, wenn je Hoffnung rege ward und wuchs, — die Ausfahrt eines Mendoza zeigt, daß der Haufe Kavaliere, welcher ihn begleitete, durch die Erwartung begeistert ward, ein Reich gleich dem Montezumas zu finden, ein El Dorado, oder königliche Gefangene, deren Lösegeld Räume sein würden, angefüllt mit dem köstlichen Metall und Edelgestein fabelhafter Größe, — wenn je sie genährt ward durch kaum glaubhafte Thaten, immer wieder schwand sie dahin vor der kalten Wirklichkeit wie die Täuschung der Kimmung! Ein schweres Ringen um die Existenz, ein nur schrittweises und wie oft fruchtloses Vorgehen, ein erbitterter Kampf, ein nur langsames Erblühen,

*) Techo, lib. 1, cap. 1 ff.; Charlevoix t. 1, pag. 22 ff. Handelmann 26 ff.; Washburn 1, 13 ff.; Page 449 ff.; Moussy t. 3, chronol. Tabellen.

ein Suchen und Nichtfinden, ein Erwarten und bittere Enttäuschung, das sind die Zeichen, unter denen dieser Teil spanischer Kolonialgeschichte steht und zwar jahrzehntelang. Starke Gestalten tauchen auf uns entgegen, aber mit dem Ton der Klage treten sie wieder ab von der Schaubühne und geben uns zu denken und zu rätseln über den seltsamen Drang, der sie beseelte und trieb! Treten wir an die Ereignisse näher heran.

Am 29. Juni 1508 war es, da segelten zwei Schiffe unter Vicente Yanez Pinzon und Juan Diaz de Solis von Spanien nach Südamerika, fuhren bis tief zum Süden hin, ohne jedoch die Mündung des La Plata wahrzunehmen, hielten das weite Aestuarium vielmehr für einen Golf und kehrten ohne weitere Untersuchung heim. Glücklicher war eine zweite spanische Expedition unter Solis allein 1515. Von Kap St. Roque die Küste begleitend gelangt sie unter 35° südl. Breite in ein „Meer von süßem Wasser", und als der Anführer in dasselbe hineinzusteuern befiehlt, da entdeckt er einen herrlichen Strom, den er nach seinem Namen „Rio de Solis" nennt, den heutigen Rio de la Plata. Aber hier findet der kühne Entdecker jähen Tod; irre geleitet durch freundschaftliche Bewegungen der Uferbewohner landet er, allein ehe er sich dessen versieht, ist sein Boot zerstört, jeder Rückweg abgeschnitten. Solis selbst und acht seiner Gefährten werden erschlagen, ihre Leichen zum Fraße hinweggeschleppt, August 1516. Voll Entsetzen lichtet die übrige Schiffsmannschaft die Anker und kehrt nach Spanien heim. Sein Blut gab Spanien ein Anrecht auf diesen Teil der Welt; mehrere Jahre indes verfolgte man seine Entdeckung nicht. Erst Sebastian Cabot, ein Engländer in spanischen Diensten, piloto major, nahm die gemachte Entdeckung auf, erschien im Sommer 1525 mit einem Geschwader vor der Mündung, segelte stromaufwärts in den Parana hinein bis dorthin, wo dieser den Paraguay aufnimmt und verfolgte dann den letzteren noch eine weite Strecke; gründete am Rio Tercero, zurückgekehrt von der Stromfahrt, das Fort San Espiritu, auch Tour de Gabot genannt, verkehrte freundschaftlich mit den Eingeborenen, tauschte Gold- und Silberstückchen ein, drang endlich bis in den Rio Bermejo vor, an den Payaguas hier die Überlegenheit weißer Männer beweisend. Auch hier gestaltete sich schließlich ein Tauschverkehr aus; Gold und Silber waren wie überall das einzige Begehren der kühnen Männer, und als diese nach dem Ursprunge dieses Metalls die Kinder des Landes fragten, dieselben aber nach Westen wiesen, da glaubte Cabot die Hochstraße nach dem fabelhaften Goldlande entdeckt zu haben

und nannte den Rio de Solis, dieser Entdeckung froh, „Silberstrom, Rio de la Plata". Wohl hätte ein selten beherzter Mann, kühner denn er, ihm Aufschluß geben können über seinen Irrtum; dessen Mund aber war auf ewig geschlossen. Unter ungeheuren Entbehrungen hatte nämlich ein portugiesischer Abenteurer, Alexis Garcia, den ganzen Kontinent von Brasilien aus über den Oberlauf des Paraguay hin durchkreuzt, hatte Peru erreicht, war mit Schätzen beladen bis an den Paraguay vorgedrungen und fand hier seinen Tod von indianischer Hand. Noch manches Jahrzehnt glaubte man dem Wahne des Cabot, suchte die glückbringende Straße, bis endlich unzweifelhafte Beweise den nach Peru schauenden Kolonisten den Irrtum benahmen. Inzwischen war ein Rival dem Cabot erschienen, denn an der Mündung des Vermejo begegnete den Forschern Diego Garcia, welcher unbekannt mit den Unternehmungen Cabots die Entdeckung des Solis zu verwerten beabsichtigt hatte. Zuerst gemeinsam dem großen Werke dienend verließ Garcia bald den Fluß, Cabot aber entsandte zwei Offiziere nach Spanien mit dem gewonnenen Golde und einigen Eingeborenen zum Berichte, zugleich aber, Hilfe zu erbitten und den König zu bestimmen, ihm Auftrag zu geben, seine Entdeckungen westwärts auszudehnen. Mit seinen Boten zugleich kam Pizarro in Spanien an; auf anderem Wege war das Dorado wirklich entdeckt, — und die Boten Cabots wurden über diesem Ereignisse vergessen. Nach langem Warten machte endlich Cabot selbst sich auf, aber vergeblich war auch sein Erscheinen, sein Bericht über das reiche, fruchtbare, klimatisch herrliche Land; man ging über ihn hinweg, denn es fehlten ihm die goldenen Beweise, wie ein Pizarro sie hatte, es mangelten ihm außerdem vor allem die Mittel, selbst eine Expedition auszurüsten, wie die Krone damals es verlangte, sobald Gesuche um Freibriefe an sie gestellt wurden.

Als er das Feld seiner Thätigkeit verließ, hatte er eine hinreichend starke Besatzung in dem Fort San Espiritu zurückgelassen. Allein ohne den besonnenen Führer fiel das Fort gar bald, Räubereien, Gewaltthätigkeiten griffen Platz, nur wenige Spanier entrannen den erbitterten Timbu, schlugen sich durch und vereinigten sich mit portugiesischen Freibeutern auf der Insel St. Katharina. So schien alles verloren, Cabots Vorstellungen verhallten ungehört in dem Drange der Zeit, Karl V. war abwesend, und wohl hätte noch manches Jahr dahin gehen können, hätte nicht plötzlich die Nachricht sich verbreitet, Portugal rüste eine große Expedition aus zur Erwerbung des Plata-Landes. Der in Madrid gerade anwesende Monarch zögerte nun nicht länger, die Aus-

sendung einer starken Kolonialtruppe war bald beschlossene Sache; Cabots Berichte hatten doch in der Stille gewirkt, und eines Königs Wunsch war den Männern Befehl: Karls Oberschenk, Pedro Mendoza, selbst entschloß sich zur Ausrüstung der Fahrt auf seine Kosten. Der Name hatte Klang, hinzu kamen die weitgehenden Hoffnungen, mit denen der Führer sich trug, von denen ein seltsam unbegreiflich Sagen ward in ganz Spanien; Leute von Geburt, 30 Erben hoher Namen und alter Häuser allein, flämische Offiziere, Leute aus allerlei Volk drängten herzu, so daß schließlich die Masse aus 2500 Spaniern und 150 Deutschen bestand statt stipulierter Tausend, auf einer Flotte von 14 Schiffen, mit 72 Pferden. Solch gewaltiger Rüstung entsprach selbstverständlich der Freibrief der Krone. Adelantade, Gouverneur und Generalkapitän der neu entdeckten Länder solle Pedro Mendoza sein; 2000 Dukaten lebenslängliche Pension zahle die Krone, während ebensoviel jährlich das neue Gebiet ihm aufzubringen habe als Kriegssold; unter den drei von ihm zu erbauenden befestigten Plätzen solle einer seine Residenz sein, in ihr trage er den für seine Familie erblichen Titel eines Groß-Alkalde und Alguazil mayor. Kehre er nach 3 Jahren zurück, habe er das Recht, einen Gouverneur zu ernennen, der in seine Rechte eintrete. Fließe sonst nach Königsrecht das Lösegeld von gefangenen Fürsten in den königlichen Schatz, solle in diesem Falle nur 1/10 dem Schatze zufallen, das übrige aber zur Verteilung zwischen Gouverneur und Truppen gelangen. Der Schatz im Kriege getöteter indianischer Fürsten solle zu gleichen Teilen dem Könige gebühren und dem Gouverneur. Auch die übrigen Ämter wurden verteilt; hochgeborene Herren, welche leer ausgingen, unter ihnen der später berühmte Irala, waren zufrieden, als Freiwillige dem Zuge sich anschließen zu dürfen. So hoch waren die Erwartungen gespannt, und wie kläglich war das Ende! 1535 landete man am La Plata, baute auf Mariä Lichtmeß die Stadt Santa Maria de Buenos Ayres, nach andern Nuestra Señora de Buenos Ayres, oder Puerto de la Santissima Trinidad de Buenos Ayres genannt. Bald waren die für ein Jahr bestimmten Vorräte verbraucht, die Eingeborenen, welche gelockt durch Geschenke zuerst genügend Lebensmittel gebracht hatten, zogen sich über Gewaltthat erbittert zurück, und bald galt es um Lebens und Sterbens willen durch Gewalt die geweigerte Gastfreundschaft zu erzwingen. Aber vergeblich war der Spanier Bemühen, 160 Edle deckten die Walstatt, des Landes kundig hielten die Eingeborenen sich in respektabler Entfernung, dachten weder an Unterwerfung noch Eintausch von Proviant,

2*

so daß bald Hunger und Seuchen im Lager um sich griffen, und die Blüte der Ritterschaft dahinsank. Vergeblich versuchten die Geängsteten Anbau von Getreide, geschickt geführte Einfälle der Wilden hinderten jegliche Bestellungsarbeit. Eine Expedition nach Brasilien brachte keine Hilfe, dieselbe kam nur rechtzeitig genug zurück, um die unglückliche Ansiedelung vor einem wütenden Angriffe von 20 000 Querandis zu retten. Eine Reise des Juan Ayolas den Parana aufwärts brachte endlich Proviant, was aber mehr galt, die frohe Kunde, um die von ihm errichtete in der Nähe des alten Cabotturmes gelegene Station Corpus Christi her seien Nahrungsmittel die Fülle; nur eine schwache Besatzung blieb daher in den Blockhäusern von Buenos Ayres zurück, die übrigen zogen nach Corpus Christi. Auf Mendozas Anordnung zog Ayolas selbst weiter die Hochstraße zum Goldlande hinauf, in die Gegend des späteren Assumption, wo er das erste befestigte Haus anlegte 1536, um den Rücken mitten unter der gärenden Masse der Völker gedeckt zu haben, gedrängt von den wilden Flußräubern Payagua-Guaycuru. Von da fuhr er bis Candelaria-Lichtmeßhafen, 21,05° südl. Breite, von wo er zu Fuß weiter zog, um die heißersehnten Schätze auf diesem Wege zu bergen. — Kaum eben dem Tode entronnen stürmt man weiter, dem Trugbilde nach; vorwärtsschauend und -eilend vergißt der Spanier jener Tage hinter ihm liegendes Weh, über Blut und Leichen geht sein Weg, daß nur die Gier gesättigt werde und die riesigen Kosten erstritten, welche die Ausrüstung verschlang.

Seine Schiffe ließ er unter Martinez de Irala in Candelaria zurück, indem er befahl, sein zu warten bis zur Rückkehr, welche in etwa 6 Monaten erfolgen werde. Während dieser Begebenheiten hatte Pedro Mendoza krank nach Spanien sich aufgemacht, auf dem Schiffe ereilte ihn der Tod in Raserei, unschuldig vergossenes Blut klebte an seinen Händen, der Mißerfolg fraß an seinem Herzen. Ausgefahren voll Hoffnung und weiter Pläne, ist ein unrühmlicher Tod sein Ende, wie der meisten seiner Genossen: „Fama est, kommentiert P. Techo, plures ex his sub Burbonio in obsidione Romana meruisse; unde reduces pudore odiosae militiae in hanc Americae partem navigasse et ideo plerosque iram Dei meruisse." — Trotz ausdrücklicher Abmachung wartete Irala der Rückkehr des Ayolas nicht, verließ mit den Schiffen Candelaria, um in schweren Kämpfen mit den Eingeborenen sein Glück zu versuchen, denn sein Geist sah weiter, er erkannte, wo die Wurzeln der Kraft eines neuen Staatswesens in diesem Lande liegen mußten. Da nun aber Ayolas von dem scheidenden

Mendoza zum Gouverneur ernannt war, machten sich Gonsalvo Mendoza und Salazar auf, den Verschollenen zu suchen, fanden ihn nicht und gründeten an der schon bezeichneten Stelle 1538 Assumption, des entschwundenen Genossen letztes Vermächtnis damit ausführend. Inzwischen kehrt auch Irala durch Mangel und feindliche Horden gedrängt zurück, bleibt in der neugegründeten Stadt, zieht die durch Hunger, Seuche und Feinde arg mitgenommene Besatzung von Buenos Ayres, und die von den Indianern schwer bedrängten Genossen von Corpus Christi an sich, beide Posten aufgebend, und beschränkt sich mit den 600 ihm gebliebenen Spaniern auf die Etablierung in dem Umkreise von Assumption, das Einzige, was die bedrängte Lage erheischte. Denn da endlich auch Kunde über den verschollen gewesenen Ayolas eingelaufen, — Payaguas hatten ihn mit Schätzen beladen heimkehrend in der Nähe Candelarias ermordet, — hatte Irala sich durch das Corps seiner Offiziere, denen nach kaiserlicher Verordnung als „Fondateurs et Conquérans" der Provinz solches Recht zustand, zum Gouverneur ernennen lassen, vorbehaltlich der Genehmigung der Krone, 1538.

Wir stehen am Ende der Geschichte der Entdeckung des Landes, welche wir selbstverständlich nur in großen Zügen gegeben haben. Wenig ist geschehen, kaum kennt die übergebliebene Schar die großen Wasserstraßen, ganz zu schweigen von den angrenzenden Landstrichen, aber viel Kräfte sind vergeudet, viel Menschenleben geopfert; mehr als 3000 Weiße sind seit 12 Jahren eingewandert und 600 nur sind der kümmerliche Rest, der um Irala sich schart. Voll weitgehender Hoffnung zogen diese Tausende aus, aber nur einer fand, was er suchte, die Straße zum Goldlande, allein an den Thoren der neuen Provinz fand auch ihn der Tod, wie jenen Beherzten, der dieselben Wege gezogen war, und nur eine dunkle Sage von seinen großen Schätzen gelangte zu den Seinen, genug aber, um den schier gesunkenen Mut von neuem zu entflammen. Man hatte alles daran gesetzt und bis jetzt nichts gewonnen, als entsetzliche Entbehrungen, heftigen Widerstand der Eingeborenen. Man hatte geträumt von einem neuen Reiche und mächtigem Anwachsen vaterländischen Gebietes, aber ein Posten nach dem andern war aufgegeben worden, die natürliche Verbindung mit dem lebenspendenden Mutterlande war abgeschnitten, einer einsamen Insel gleich lag Assumption an den Ufern des mächtigen Stromes, umbrandet von den wilden Wogen der erregten Kinder und Besitzer des Landes. Aber schon war der Mann da, der ein Neues setzte, die ihm gebliebenen Kräfte sich dienstbar machte, der dem Lande das Gepräge

seines Geistes aufdrückte und der Geschichte die Züge verlieh, welche sie lange bewahrte. Martin de Irala heißt sein Name. —

Noch bleibt unendlich viel zu thun, jetzt heißt es, von diesem Centrum aus die Kreise weitziehen, jetzt das wenig Gewonnene behaupten und mit dem Behaupteten ein Mehr erringen; ihm gebührt der Ruhm dieser That. Doch ehe wir weiter gehen, haben wir vor allem Land und Leute kennen zu lernen, denn mit diesem Zeitpunkte hebt dieser Leute Geschichte in diesem Lande an, und der Spanier Geschichte tritt zurück vor dem nun in den Vordergrund tretenden Geschlechte; bleiben auch spanische Männer die vornehmlich handelnden Personen auf dieser Schaubühne der Geschichte Südamerikas, die Geschichte der Eroberung und Kolonisierung dieses Landes ist eine Geschichte dieser Leute allein. — Nicht minder ist es der missionswissenschaftliche Gesichtspunkt, welcher eine derartige Betrachtung erfordert; eine Missionsgeschichte beruht wesentlich auf Kenntnis des Objektes, an dem die zu beschreibende Arbeit sich vollzieht, denn je nach Verschiedenheit des Landes, in welchem gepflanzt wird, ist auch die Pflanzungsarbeit und zum Teil die Pflanze selbst verschieden. So ist es ein zwiefacher Gesichtspunkt, unter dem das folgende Kapitel steht, beide aber ineinander übergehend, oft sich deckend. —

---

## II.

# Land und Leute.*)

Das Stromgebiet des La Plata ist es, wohin unsere Geschichte uns führt. Drei gewaltige Ströme, der Parana, „das große Wasser, der Verwandte des Meeres", mit dem Paraguay, „der große Fluß, der gekrönte Fluß", cfr. Dobrizhoffer 1,223, Handelmann 27, und der Uruguay vereinigen sich hier, um in dem weiten Mündungskanale des La Plata dem Meere zuzuströmen. Alle drei stehen auf in dem brasilianischen Berglande, reichen mit ihren großen Neben- und Zuflüssen in die Bergregion der Anden und in das Stromgebiet des Amassonas hinein. Das Land, welches sie durchfließen, bald majestätisch still dahinströmend, bald den Lauf beschleunigend, da Bergketten das Gestade einengend umsäumen, bald blumige Inseln bildend, oder über Felsenmassen dahinstürzend, ist im ganzen eine unermeßliche Tiefebene, die sich von der Wasserscheide des Amassonas an bis zum Südende des Erdteils hin ausdehnt. Vom Westen her aber ragen die Vorgebirge der Anden, so die Sierra de Salta und de Cordoba hinein, Abdachungen, welche weiter ostwärts in einzelnen Erhebungen und sanftgerundeten, niederen Waldgebirgen auftretend, die gewaltige Ebene angenehm unterbrechen, bis von der Ostküste her die Ausläufer südbrasilianischen Küstengebirges, den Uruguay überschreitend, dem Lande mehr hügeligen Charakter aufprägen. Klar treten uns indes zwei große Teile in diesem Stromgebiete entgegen; den größten Teil der nördlichen und nordwestlichen Region nimmt El gran Chaco ein, eine weite Ebene, im Norden feuchtes Sumpfland, welches im Chiriguanos und

*) Daniel Geographie 1, 357 ff., Dobrizhoffer 1, 146 ff., 2, 1 ff., Washburn 1, 35 ff., Moussy 2, 149 ff., 3, 325 ff., 659 f., Page 157 f., 457, 485, Techo 134 f., Charlevoix 1, lib. 2 ff., Handelmann 11 ff., Waitz Anthropologie der Naturvölker 3a, 404 ff., Azara 2, 1 ff., Baseler Miss.-Magazin 260 ff., Robertson 2, 185 ff., 4, 223 ff., Ulloa 1, 326 ff.

Chiquitosgebiet über St. Cruz de la Sierra hinaus in bolivianisches Territorium und das Quellsystem des Mamoré hinein sich erstreckt und an den gewaltigen Cochabamba und seine Ausläufer und Hügelketten sich anlehnt. Durch dieses Chaco eilen dem Paraguay-Parana der Rio Pilcomayo, Vermejo, Juramento-Salado zu. Dasselbe ist im Süden eine dürre, mit Kakteen besetzte Sandebene, im Westen eine salzige Steppe, nur an den Flußufern findet sich Waldung, stellenweise nur Grasfluren. An Chaco stößt im Süden und Südosten die Region der Pampas, im Westen aus Salzsümpfen und Salzsteppen bestehend, im Osten ein ungeheueres, nur durch die erwähnten Hügelketten unterbrochenes, üppiges Grasmeer. — Die so sich darstellende Formation des Landes, die gewaltigen Stromläufe mit ihrem weitverzweigten Aderwerk der Neben- und Zuflüsse verursachen zur Regenzeit jährlich wiederkehrende, weit sich ausdehnende Überschwemmungen, welche den Boden in reichem Maße bewässern, vor allem in den Gebieten, auf denen unsere Geschichte sich bewegt. Gesellt sich zu diesem einen Hauptfaktor tropischen Lebens der zweite, die Wärme, wirken beide auf den fruchtbarsten Boden der Welt, so muß hier ein reiches Leben sich entfalten in saftstrotzendem und urkräftig riesigem Pflanzenwuchse, muß Süd-Amerika vor allem zum „Pflanzenkontinente“ sich ausgestalten. Riesige Bäume, gewaltige Wälder reichen Nutzholzbestandes, weite Grasfluren, üppige Blumenwildnis, überall prangendes Leben der herrlichen Kinder der Flora, das ist der Eindruck, den wir erhalten; und dieses üppige Pflanzenleben zerbricht und vernichtet hier unaufhaltsamer als anderswo jedes von Menschenhand entgegengestellte Hindernis. Hier fanden sich die der Alten Welt unbekannten Kulturpflanzen, hier fanden aber auch leicht alle nutzbaren Gewächse der alten Kulturwelt eine neue Heimat. Reich an Vegetabilien ist das Land dagegen arm an Animalien; „die üppige Vegetation scheint hier das höhere Leben der Tierwelt zu ersticken, es scheint überwältigt, geschwächt, es kann hier den ihm gebührenden ersten Rang nicht einnehmen. Daher giebt es dort keine glänzendere Tierpracht als die Welt der Insekten, die schönsten Schmetterlinge der Welt, die leuchtendsten Feuerfliegen und Feuerkäfer. Der größte Schmuck ist freilich die größte Pein zugleich. Die Insekten sind überall. Es geht, schwimmt, kriecht, fliegt, es ist ein Bestandteil der Luft, man atmet es ein, — überall und allenthalben die quälende Welt der Insekten. Scheren, Zähne, Sägen, Bohrer, Rüssel, — alle Werkzeuge der Zerstückelung stehen ihnen zu Gebote und oft in ganzen Armeen rücken sie unaufhaltsam vor. Unter den Wirbeltieren sind die Reptilien am zahlreichsten vertreten;

auch die Welt der Vögel ist eine mannigfaltige. Aber der gewaltige Tiger und majestätische Löwe sind zum Jaguar und Kuguar herabgesunken, und statt der Kamele, Giraffen, Elefanten der Alten Welt treten uns nur der Tapir, das Lama, Guanaco, Alpaca und Vicuna entgegen." Außer diesem bergen Wald und Ebenen köstliches Jagdgetier in Menge, reiche Ausbeute an Fischen die großen und kleinen Flüsse. Staunend standen die weißen Männer vor solchem Reichtume, und die nie gesehenen Wunder tropischen Lebens haben manchen alten Berichterstatter sonder Pein hingerissen, schier Unglaubliches zu berichten über Tier- und Pflanzenwelt. Wir sehen hinweg über dergleichen legendenhafte Mär, fragen aber staunend, wie es möglich gewesen, daß man unter den Fischen des Parana solche ersah, die wie Ochsen an Größe; verschlang doch ein solcher einen Indianer lebendig und spie ihn hernach ganz wieder an das Gestade, wie Dobrizhoffer 1, 235 treuherzig berichtet, — ein neuer Jonas in Paraguays Wassern!

Dieser ungeheure Reichtum des pflanzlichen Lebens mußte das gänzliche Fehlen des Edelmetalles vergessen machen. Und wenn, wie wir sehen werden, den Jesuiten vorgerückt ward, sie hielten in ihren Reduktionen reiche Minenschätze verborgen, so hat diese Anklage als grundfalsch sich erwiesen in jenen Tagen schon. Wäre etwas vorhanden gewesen, berichtet Dobrizhoffer 1, 255 ff., es wäre sicherlich von den spürkräftigen Spaniern gewittert worden. Statt an erwartete Reichtümer kamen die Goldsucher an den Bettelstab. Da aber die Spanier in Paraquaria, welches sie genau kannten, kein Gold fanden, so machten sie andern und sich selbst weiß, daß sich dieses auf dem Grund und Boden der Quaranier, welche die Jesuiten in der Religion unterrichten, befinden müßte. Diese grundlose Mutmaßung ist die Quelle, woraus so viel Verleumdungen und Lügen ausgeflossen sind. Eine königliche Untersuchungskommission machte dem Gefabel ein Ende. Ebenso fabelte man von Edelgesteinen, so daß die Spanier, welche in die Reduktionen kamen, die gemeinsten Steine, die ihnen auf dem Wege aufstießen, sorgfältig aufhoben und mit einer inneren Freude sie nach Verschiedenart ihrer Farben bald als Rubinen, bald als Smaragden, Amethysten forttrugen. Dobrizhoffer lachte oft über dieses Gebaren. Die nachfolgende Exploration jener Gegenden hat die Jesuiten nach dieser Seite gerechtfertigt. —

Welches sind nun die Bewohner dieses gesegneten Landes? Charruas waren es, welche zuerst der weißen Männer ansichtig wurden; sie bewohnten die heutige Banda, ein wildes, unbezähmbares Volk, nie

Freunde der Spanier geworden! Von ihrer Hand fand Solis seinen Tod. Am linken Ufer des Uruguay saßen die Yaros und Bohanes, welche bald, kriegsuntüchtige Männer, eine Beute der Spanier und von den Charruas infolgedessen vernichtet wurden. Die Inseln dieses Stromes bewohnten die Chanas, friedliebende Leute, bald ein Volk mit den Eroberern. Die durch die stets vordringende Kultur bis über den Rio Negro zurückgedrängten Charruas verbündeten sich eng mit den Minuanes, welche im heutigen Entre Rios saßen und um Sa. Fé her jenseits des Parana. Um Buenos Ayres her saßen die Querandis-Puelches, bis tief in den Süden die Pampas bewohnend, furchtbare Bolas-Werfer und Lasso-kundige Männer, welche mit ihren glühenden Wurfkugeln Buenos Ayres in Brand setzten in den Tagen des gottgestraften Mendoza, wie auch vier am Rio Chuelo ankernde Schiffe. Diese und die Charruas waren Zweige einer großen Familie, der Guarani-Familie; da sie aber seit vielen Generationen einem rauhen Klima ausgesetzt gewesen waren, wo die Natur aus freiem Stücke nur wenig zu ihrem Lebensunterhalte hervorbrachte, wuchsen sie zu den verwegenen Männern heran, welche so tapfer und erfolgreich das Recht ihres Besitzes umstritten mit den Truppen spanischer Eroberer, — bis zur Selbstvernichtung, einem Lose, dem die bislang genannten allmählich sämtlich anheimfielen. Völker ohne Geschichte vorher, sind sie, in den Bereich der Geschichte eingetreten, Opfer einbrechender Kultur geworden, wie so manche Stämme, die lange im Dunkel der Ungeschichte gleich ihnen saßen. —

Schon ist der große Stamm genannt, dem vor allem unser Interesse gilt, der Guarani-Volksstamm ist es. Guarani, verderbt aus Guarini, soll „Krieg, Krieger, die sich Malenden, die Östlichen" bedeuten. Ihr Ursprung ist dunkel; ihre Stammessage bezeichnet die Gegend von Cabofrio als ihre älteste Heimat; dorthin, so wird erzählt, kamen einst zwei Brüder zu Schiff, sie fanden das Land menschenleer und ließen sich darin nieder. Später, als die Bevölkerung gewachsen war, kamen die Weiber zweier Brüder miteinander in Streit, der damit endete, daß der ältere, Tupi, das Land allein behielt, der jüngere, Guarani, aber nach dem La Plata zog und sich dort ausbreitete, von nun an in bitterer Feindschaft mit den stammverwandten und sprachgleichen Tupi lebend. Wir lassen diese Sage auf sich beruhen, fragen auch nicht, ob etwa diese Einwanderer eine alte Kultur, von Thomas dem Apostel (!) herstammend, vernichtet, sie sind jetzt die Herren des Landes und übertreffen an Zahl und Ausdehnung sämtliche Stämme

des südlichen Amerika. Guarani bewohnten zur Zeit der Entdeckung den weiten brasilianisch-portugiesischen Besitz bis nach Guayana hinauf, saßen nördlich der Yaros, Bohanes, Charruas, den Uruguay aufwärts an seinen beiden Ufern, La Guayra bevölkernd, die in unserer Geschichte so hoch bedeutsame Provinz, bevölkerten die weiten Ebenen, welche Parana und Paraguay wie eine Insel umschließen, ja streckten ihre letzten Ausläufer in die Cordilleras de los Andes, wo als Chiriguanos wir sie wiederfinden in der Chiquitos-Missionsprovinz. Auf diesem weiten Wege räumlicher Ausdehnung aber, durch 45 Breitengrade und halbsoviel Längengrade, waren sie nicht die einzigen Herren des Landes, nein, eingekeilt unter sie, oft auf wenige Personen beschränkt, saßen manch andere Horden, Bruchstücke zersprengter Volkskörper, fremd jenen an Sprache und an Sitten. Es war keine Kontinuität des Besitzes und der Ausdehnung. Diese seltsame Völkerverschiebung zu erklären, ist nicht mehr möglich, denn bei diesem zusammengewürfelten Haufen findet sich außer der oben gegebenen keine Überlieferung in Bezug auf den Ausgangspunkt. Nach den ältesten Berichten waren die Guarani mehr denn andere Stämme einem eigenartigen Wandertriebe ergeben gewesen; es waren keine Völkerwanderungen, die sie unternahmen, sondern nur Züge einzelner, „migration isolée“. Diesem Triebe nachgebend, saßen die Guarani-Horden nirgends dichter und zahlreicher als im Plata-Bassin und an den Ufern seiner großen Zuflüsse; in eben dem Maße aber waren sie sonst in kleine Stämme zerspalten, mit verschiedenen Namen und gänzlich isoliert voneinander. Diese große, weitverzweigte Guarani-Nation bildete nämlich — wohl infolge dieser Einkeilung fremder Volkskörper einerseits, wie der Wanderungen andrerseits, und der ungeheuren Gebietsausdehnung — keinen politischen Körper, erkannte auch nicht die Autorität eines oder mehrerer Oberhäupter an; sie teilte sich vielmehr in sehr kleine Genossenschaften oder Horden, welche unabhängig von einander jede ihre Eigenart wahrte, indem jede besondere Namen sich beilegte, sei es nach einem berühmten Kaziken, sei es nach dem Orte, den sie bewohnte. Die verschiedenen Horden aber, welche an einem Flusse saßen, oder einen besonderen Distrikt inne hatten, umschloß man wohl mit dem einen Namen dieser Gegend, und so entstand die ungeheure Verschiedenheit der Benennungen, welche die Conquistadoren der einzigen Guarani-Nation beilegten. So heißen die Guarani bald Caracaras, bald Timbus, Calchaquis, Carios, Itatiner, Tapes, Chiriguanos, Arachanes, Guayanas, Guanos, Mbeguas, Frentones, anderer Namen nicht zu gedenken.

Meistens wohnen die Guarani an den Säumen der Wälder, oder in den hin und her sich findenden Lichtungen des Urwaldes; betreten sie je die weite Ebene und setzen sich hier fest, so geschieht es nur, wenn keine andere Nation ihren Frieden zu stören imstande ist. Sie nähren sich von Honig und wilden Früchten und von den Erträgen der Jagd; bot ein Fluß Gelegenheit zum Fischfang, zogen sie mit Bogen, Pfeil und Holzangel auf sehr kleinen Kähnen aus und bereicherten als geschickte Schützen und Angler den einfachen Speisezettel. Ihre Hauptnahrung aber erwuchs ihnen aus dem Anbau des Mais, der Bohne, des Kürbis, der Erdnuß, der Bataten und des Maniok, und in der Zucht und Pflege von Hühnern, Papageien und anderen Hausgeflügels. Der reiche Wildhonig lieferte treffliches Bier, der Mais die Chicha, ein stark berauschendes Getränk; beidem sprach man tapfer zu. Die Bereitung der Speisen war äußerst mangelhaft, das Fleisch genoß man meistens roh oder äußerst dürftig gebraten, die gierige Gefräßigkeit ließ ein weiteres nicht zu; der ewige Hunger, den auch der größte Fraß nicht zu stillen vermochte*), dachte in der Befriedigung des Augenblicks nicht an das Morgen. War die Erntearbeit vollbracht, verwahrte man in Magazinen den Ertrag für die kommenden Tage, allein meistens fiel das so Verwahrte unzeitiger Gefräßigkeit und dem Trunke zum Raube. Nie zog man auf die Jagd oder auf die Suche nach Früchten, wenn die Bestellung des Ackers die Zeit in Anspruch nahm, nie auch entfernte man sich auf den Zügen so weit, um nicht stets zur Ernte bereit sein zu können. Seine Hütte stellte der Guarani aus Holz, Stroh und Tierfellen her, kunstlos, kaum Schutz vor dem Wetter bietend, bald rund, bald oblong, oft so groß, daß eine einzige Hütte die ganze Horde fassen konnte. Dobrizhoffer fand eine solche mit 8 Thüren und 60 Bewohnern, 2, 23 ff. So bildeten die Guarani mit ihren Anfängen des Ackerbaues das mehr stabile und nicht mehr völlig nomadisierende Element unter den übrigen Bewohnern Süd-Amerikas zur Zeit der Entdeckung. —

Der Guarani erreicht nur selten eine Größe von 5 Fuß, ist also kleiner als der Spanier, erreicht auch bei weitem nicht die Statur der übrigen Eingebornen. Seine Gestalt ist breitschulterig, gedrungen, fleischicht und häßlich, ein plump gebauter Menschenschlag; die Farbe seiner Haut ist hellgelbbraun, oder schmutzig kupferbraun und hat einen

*) „Von einer Portion, woran ein Europäer ersticken müßte, berichtet Döbrizhoffer 1, 281, wird ein Amerikaner kaum zur Hälfte satt. Ein kleines Kalb verzehrt ein Quaranier in wenigen Stunden!" —

rötlichen Hauch. Ein Guarani errötet nicht, erblaßt aber etwas im Affekt. Die Weiber, klein von Gestalt, haben einen starken Hals, kropfartig, kleine Füße und wenig Brust, abgesehen von andern Eigentümlichkeiten, welche in das sexuelle Gebiet schlagen Azara 2, 58 u. 59. Auf den biederen Tiroler P. Sepp machten gerade sie einen so abschreckenden Eindruck, daß er sie als „höllische Furien“ schildert, wie er auch in Bezug auf die männlichen Vertreter nicht kargt mit Ausdrücken. Auf dem gedrungenen Rumpfe sitzt ein kleiner und breiter, oder rundlich breiter Kopf bei breitem Mittelhaupt, zugerundetem Hinterkopf und breiter, niedriger, zurücklaufender Stirn. Das Gesicht ist fast rund, die Augen klein, etwas schief stehend und am äußersten Winkel hinaufgezogen, die Nase nicht breit, aber kurz, der Oberkiefer hoch und breit, die Kinnlade dick und lang, der Mund mittelgroß und etwas vorstehend bei nicht dicken Lippen. Die Backenknochen springen nur wenig vor, das Haupthaar ist lang, schwarz und grob, der Bart an Kinn und Oberlippe besteht nur aus einigen kurzen Haaren; die Behaarung des Körpers bei den Männern ist nur gering. Ihre körperlichen Fähigkeiten, namentlich die Sinne, sind von Natur außerordentlich scharf. Im allgemeinen genossen sie eine gute Gesundheit und erreichten ein hohes Alter, dessen Herannahen keine Lücke in den blendend weißen Zähnen und kaum ein Ergrauen des vollen Haares verkündigte. Angeborene Deformitäten kommen nicht vor; schwere Wunden heilen ohne nachteilige Folgen, gegen Schmerz und Beschwerden scheint die Empfindlichkeit verhältnismäßig nur gering gewesen zu sein. An Muskelkraft übertrifft sie der Europäer, steht aber an Ausdauer und Gewandtheit ihnen nach. Die Berührung mit der ihnen gebrachten Kultur gestaltete, wie wir sehen werden, nach dieser Seite manches zum Schaden für das Volk. Übrigens steht die Fruchtbarkeit der unsrigen nicht gleich; Azara hat nur ein Familienoberhaupt gefunden, welches Vater von zehn Kindern war. Die Durchschnittszahl sind vier Kinder in einer Familie; überwiegend ist stets die Zahl des weiblichen Geschlechts. — Die Bekleidung war, insbesondere bei der Jugend, eine äußerst dürftige, bestand höchstens in einem längeren oder kürzeren Lendenschurze aus Tierfellen, oder aus weißgebleichtem Baumrindenstoffe. Die meisten trugen den Lippenpflock, die Barbote oder indianisch Tembetá, aus durchsichtigem Gummiharze, Metall oder Stein, das Ohr zierte eine dreieckige Muschel, oder ein kupferner Ring von bisweilen drei Zoll im Durchmesser. Den Kopf schmückte eine Tonsur nach Mönchsart, zuweilen ein Strohkranz oder eine Krone aus Papageienfedern. Auf

dem Kriegspfade prangten auf der Stirn polierte Metallplättchen, um den Feind durch den Glanz zu blenden. Die Weiber ließen das Haupthaar ungeschoren, legten sonst aber wenig Wert auf Schmuck. Das Tättowieren war nicht allgemein verbreitete Sitte; stets aber malten sich die Mädchen bei eintretender Reife blaue, unauslöschliche Striche senkrecht über die Stirn bis zur Nasenwurzel. —

Ihre Sprache ist total verschieden von der der andern Stämme, aber sie ist überall dieselbe in dieser weitverzweigten Volksfamilie. Zwar bedeutend reicher als die Idiome der anderen Eingeborenen, bleibt sie immerhin eine arme Sprache, arm an Wörtern und Begriffen, welche dem Europäer gang und gäbe sind, besonders natürlich für übersinnliche Begriffe. Andrerseits aber rühmt man an ihr die reiche Mannigfaltigkeit der Wortformen für ein und dieselbe Sache, je nach einer kleinen Änderung des Sinnes und der begleitenden Umstände. So haben z. B. die Guarani, weiß Dobrizhoffer zu berichten, ein ausschließendes und einschließendes „Wir“, welches sie so gebrauchen: beim Gebet zu Gott nehmen sie das ausschließende Wir, wenn sie sagen: Wir Sünder; reden sie aber mit Menschen: Wir Sünder, so nehmen sie das einschließende. Ein Berichterstatter der Lettr. éd. XXII, 409 war erstaunt, in ihr soviel Majestät, Energie, Klarheit des Ausdrucks, Wohlklang und Feinheiten zu finden; jedes Wort sei eine exakte Definition und gebe klare Idee des Auszudrückenden. Zahlwörter kennt sie nur vier. Die Aussprache ist eine gutturale und nasale, „sonderbar gezerrte Laute, zischend, schnurrend, klirrend, gurgelnd.“ Das Studium derselben, sonderlich der agréments und délicatesses, machte bedeutende Schwierigkeiten, zumal die Indianer nur leise mit kaum geöffneten Lippen reden, und mehr als ein Jahr war erforderlich, sie zu erlernen. —

Sehr wenig entwickelt war ihr Geistesleben, ihre intellektuellen Fähigkeiten ungemein beschränkt; über alles das, was ihnen nicht in die Sinne fiel, dachten sie so wenig nach, daß sie unfähig waren, irgend eine abstrakte Idee zu bilden. Größer noch als ihre Begriffslosigkeit aber war ihre Indifferenz. Einzig dem Augenblick lebend, beschränken sich eines Guarani Gedanken auf eine kleine Zahl von Gegenständen, welche augenblicklich zu seiner Erhaltung und zu seinem Vergnügen dienen. Was hierüber hinaus liegt, entgeht seinem Blicke und ist ihm völlig gleichgültig. Gleich einem beschränkten Tier macht nur das auf ihn Eindruck, was er sieht, und die Zukunft hat für ihn durchaus keine Bedeutung. Blind folgt er dem Triebe seines Gelüstes, ohne

die weiteren Konsequenzen zu sehen. Zudem ruht auf seinem Wesen, oder erwächst aus der bislang dargelegten Eigentümlichkeit düstere Schwermut; seine Gesichtszüge sind finster, traurig, niedergedrückt. Er spricht, wie schon angedeutet, wenig und stets leise, Schreien und Klagen kommt nicht von seinen Lippen, seine Stimme ist weder stark, noch sonor, nie auch lacht er laut auf. Nie sieht man auf seinem Gesichte den Ausdruck der Leidenschaft, und nie sieht er dem ins Gesicht, mit dem er spricht. In stillem, stummen Ertragen von Mühe und Leiden leistet er Unglaubliches: Leidenschaftslosigkeit im Bund mit Empfindungslosigkeit nach Seele und Leib. Nichts kann seine Seelenruhe alterieren, gleich unempfindlich für Glück und Unglück; er geht zum Tod, auch am Galgen, mit der gleichen Miene wie zur Hochzeit; mit derselben Indifferenz übernimmt er das Amt eines Alkalden, wie das eines Henkers, würde man ihn von dem einen entfernen, um ihm das andere zu geben. Todesfurcht ist ihm fremd, Strafe macht nicht den mindesten Eindruck, dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt zu sein, gilt ihm gleich. In blödsinniger Stumpfheit setzt er sich den Hörnern eines wilden Stieres aus, berechnet in der Schlacht nicht die Überlegenheit des Gegners und nimmt nur mit einem Lasso den Kampf mit einem Tiere auf. Nichts kann ihn aufregen, oder eine Veränderung bei ihm hervorbringen, das Interesse hat keine Gewalt über ihn. Er ist sehr langsam und gebraucht viel Zeit, etwas auszuführen, indes besitzt er eine merkwürdige, „über alle Erwartung, ja über allen Glauben und selbst bis zur Verwunderung gehende Gelehrigkeit" und treues Nachahmungstalent, allein ohne jegliche Erfindungsgabe, auch mangelt es ihm nicht an einem guten und glücklichen Gedächtnisse. Aber ohne stete Überwachung und eiserne Konsequenz ist auch diese Gabe ohne allen Wert und „Pfuscherei und albernes Zeug" ist ohne diese das Werk seiner Hände, denn mit seiner natürlichen Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Beschränktheit in engem Bunde steht seine Faulheit. Weder das eigene Interesse, noch das eines anderen vermag ihn zur Arbeit zu treiben; hat er etwas zu beschaffen, überläßt er die Sorge der Frau, welche für Nahrung, Bestellung des Ackers, Kleidung, Getränk aufzukommen hat. Niedergekauert sitzt während des der Mann, sieht der Frau zu, trinkt, oder sitzt bewegungslos, bis er zum Essen genötigt wird, oder mit seinen Freunden zu gehen. Befindet er sich einmal in oben bezeichneter Position, ist keine Macht, kein Gewinn imstande, ihn in Bewegung zu setzen; nicht Anerbietungen, nicht Bitten, nicht Versprechungen etwa eines des Weges unkundigen Reisenden sind

imstande, ihn aus seiner trägen Ruhe zu bringen. Um ihn dazu zu bringen, eine Arbeit zu thun, welche ihm aufgetragen, eventuell auch bezahlt wird, ist es nicht allein nötig, ihm den Auftrag zu geben, nein, man muß ihn beständig beobachten. Sobald man für einen Augenblick den Rücken wendet, hält der Indianer inne und hört auf zu arbeiten, bis er den Zurückkommenden hört, dessen Vorwürfe er fürchtet. In seinem täglichen Sein ist Schmutz sein Lebenselement.

So wird es uns erklärlich, wenn sein Sinn für Geselligkeit, für Spiel und Tanz nur wenig ausgebildet erscheint; eine leere Kürbisflasche und einige Maiskörner bilden das Musikinstrument, Rasselgeräusch die Musik. Ebensowenig kunstvoll, ja geschmacklos war der Tanz, der nur im Stampfen des Bodens bestand nach dem Takte der Kürbisrassel und eines leisen, dazu gesungenen unartikulierten Gesanges. Im Kriege dagegen bedienten sie sich der Trommel, der Trompete und des Kriegshornes. Doch muß in diesen düsteren, schwermütigen Seelen ein Verlangen nach Tönen geschlummert haben, ein Verlangen, welches später die Jesuiten zu wecken und geschickt auszubeuten wußten, ein Verlangen, das bis dahin nicht Befriedigung finden konnte, weil es ihnen in Geistesträgheit nicht gelang, den Tönen Gestalt zu verleihen. Ihr Geselligkeitstrieb war so wenig entwickelt, daß ein auch nur in kurzer Entfernung hinter dem andern gehender Indianer es nicht der Mühe wert hielt, einen Anschluß zu erstreben. Vollends bezeichnend ist die Art der Begrüßung, wie sie Charlevoix 1, 82 schildert. Wenn der Reisende nach langer Abwesenheit von Haus zurückgekommen war, so setzte er sich ohne ein Wort zu sagen nieder. Sodann gingen die Weiber eine Weile stillschweigend um ihn herum; auf einmal aber erhoben sie ein jämmerliches Geschrei, und hierauf folgte eine lange Erzählung aller verdrießlichen Begebenheiten, die in der Familie des Reisenden während seiner Abwesenheit sich zugetragen hatten. Die Männer bedeckten ihr Angesicht und wiederholten diese Erzählung mit leiser Stimme. Je größer die Achtung vor dem Ankömmling, desto länger diese Begrüßung; dann erst wünschte man ihm zu seiner Ankunft Glück und bewirtete ihn auf das Beste.

Einen Beweis für das bislang Erbrachte bildet des Guarani Unempfindlichkeit für alles das, was in den Worten: eheliche Liebe und Treue beschlossen liegt. Mit Kälte und Gleichgültigkeit betrachtet er das Weib, es ist ihm nicht im geringsten Gegenstand zarter Neigung, noch brennender Begierde, mit Geringschätzung sieht er auf dasselbe

herab, wie auf ein Tier niederer Art. Er giebt sich keine Mühe, seine Gunst zu gewinnen, noch dieselbe zu bewahren durch Liebe und Nachgeben. So findet denn die Vereinigung der Geschlechter ohne jegliche vorhergehende, noch nachfolgende Ceremonie statt, Eifersucht hat bei ihnen keinen Raum, und wir werden sehen, mit was für Freimütigkeit und Vergnügen sie ihre Schwestern und Töchter den spanischen Eroberern preisgeben, und gar seltsam mutet uns jene romantische Liebe des Timbu-Häuptlings Mangoré zu Lucia di Miranda, Hurtados Frau, an, die von ihm aus dem spanischen Wachtposten im Timbu-Lande geraubt in Siripás, seines Bruders, Hände fiel und mit ihrem Gatten zuletzt den Tod erlitt, ein Opfer der Eifersucht des Wilden. — Die Weiber heirateten sehr früh, gewöhnlich mit dem 10. oder 12. Jahre; etwas später die Männer, und von Stund an bilden sie eine gesonderte Familie. Wie bei den meisten Naturvölkern, liegt die Gottesordnung der Einehe im argen, das Ehebündnis selbst ist nur ein loses, Aufgeben der geschlossenen Bande ist kein Schimpf, während der Ehebruch mit Tod oder schimpflicher Verstoßung des Weibes bestraft ward. Die weibliche Jugend soll frei gewesen sein von Ausschweifungen, jedenfalls war es ein Verbrechen für ein noch nicht heiratsfähig erklärtes Mädchen, verbotenen Umgang gepflogen zu haben, es sei denn heimlich geschehen. Keineswegs dürfen wir nach dem bisher Gesagten annehmen, als sei der Guarani mehr oder minder rein von sittlichen Excessen, seine Stellung zum Weibe nach Vertreibung der Jesuiten wird ihn uns in grauenhafter Tiefe nach dieser Seite hin zeigen, eine Thatsache, welche ganz wohl sich zu reimen imstande ist mit dem zu Anfang dieses Absatzes Gesagten. Fast überall war das sogenannte Männerwochenbett verbreitet. — Das Verhältnis von Eltern und Kindern ruhte selbstverständlich auf der reinen Naturgrundlage, keine Spur sittlicher Auffassung von Eltern- und Kindespflichten. Auch die gesellschaftliche Organisation war über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Jede Horde hatte ihre Kaziken meist mit erblicher Würde und mit mehr oder weniger Machtbefugnissen. In wenig oder nichts unterschied er sich von seinen Untergebenen in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Schmuck, oder unterscheidende Abzeichen der Würde. Nach einigen Autoren sollen seine Leute ihm das Feld bestellt und ihn bei Verteilung der Jagdbeute bevorzugt haben; ihn zu verlassen stand jedem frei. Ihm allein auch sollen mehrere Weiber gestattet gewesen sein, während Techo ihm das Recht zuspricht, die Auswahl unter den vorzüglichsten Mädchen der Horde gehabt zu haben, da das Recht der Vielehe allen zustand nach

demselben Autor. Für den Kriegsfall ward ein besonderer Führer erwählt. —

Krieg oder Kriegshandwerk ist nicht Sache des Guarani, er meidet am liebsten jegliche Gemeinschaft mit Genossen andern Stammes; er läßt sich hetzen wie das Wild, jagen von Ort zu Ort, und weit muß es kommen, — wie die Paulisten-Greuel das beweisen, — bis Schändlichkeiten irgend welcher Art sein Blut in Bewegung setzen und Eindruck auf seinem Gemüte zurücklassen. Ein Indianer anderen Stammes, sagt Azara, schlägt wohl zehn Guarani in die Flucht. Offenen Kampf meidend, trifft er bogenkundig seinen Feind aus sicherem Verstecke. Seine Waffen sind ein 6 Fuß langer Bogen, 4½ Fuß lange mit Holzspitze versehene Pfeile, eine 3 Fuß lange Holzkeule, die Macana, zum Wurfe wie zum Schlagen geeignet, und endlich die Steinschleuder. Gefangene Feinde schmücken, vergnügen und pflegen sie auf alle Weise, geben ihnen selbst Weiber, erschlagen und fressen sie aber später mit ihrer Nachkommenschaft. Menschenfraß war tief eingerottete Sünde, nach Dobrizhoffer 2, 358 fraßen sie selbst ihre eigenen Toten in früherer Zeit. Ihre eigenen Kinder nahmen an diesen Festlichkeiten teil, deren Hauptzweck neben der Befriedigung der Rache darin bestand, den Mut und die Tapferkeit der Krieger zu erhöhen. Auch das Fest, bei dem die Kinder ihren Namen erhielten, wurde mit Erwürgung, Blutbestreichung, Zerstückelung und Abkochung eines Gefangenen gefeiert, — eine um so größere Ceremonie, je seltener ein Gefangener gemacht ward. — Vor der Schlacht heulen und schreien die Krieger furchtbar, plötzlicher Mut ergreift sie, „Repentina ira validi", ihre Wut wächst furchtbar und wird wie die der reißenden Tiere, und keiner ergreift in solchen Momenten die Flucht, den Tod nicht scheuend treibt sie die Rache nicht selten zu den verwegensten Thaten. Oft scheint, wenn wir die Missionsgeschichte durchblicken, diese Charakteristik nicht zuzutreffen, allein einmal versuchten die Jesuiten ihre Errungenschaften möglichst stolz darzustellen und schilderten manche Stämme stark übertrieben, andrerseits gab es in der That unter der „misera plebs" hervorragende Geister.

Wir verlassen für eine Weile die Guarani, um uns den anderen Stämmen zuzuwenden, welche die Jesuiten in den Kreis ihrer Wirksamkeit zogen, um dann zuletzt sie alle zusammenfassend unter dem religiösen Gesichtspunkte zu betrachten. —

Wenden wir uns von Assumption den Paraguay aufwärts, treffen

wir auf die Agayes-Payaguas-Guaycurus,*) Anwohner des Stromes, dunkelgefärbte, starke, hochgebaute, tapfere, kriegerische Nationen. Mit ihnen hatten Cabot und Irala schwere Kämpfe zu bestehen, denn voll Mißtrauen und Argwohn gegen die Spanier von Anfang an, in stetem Kriege mit ihnen lebend, als geschickte Flußpiraten oder Reiternomaden gefürchtet sind sie es gewesen, welche mehr als einmal den Bestand der portugiesischen und spanischen Kolonie schwer bedroht haben. Landbau war ihnen unbekannt, auch fehlte jegliche feste Ansiedelung, schnell und plötzlich wechselten sie ihre Wohnsitze, erschienen unvermutet in weiter Entfernung, um plötzlich spurlos zu verschwinden. Ihre Gewohnheiten in Bezug auf Polygamie und Ehescheidung waren die uns oben genannten, aber einer schrecklichen, unbeschreiblichen Sitte frönten diese Stämme, dem Kindermorde. Allein nicht genug, daß die Kinder gleich nach der Geburt getötet wurden, bis auf eins, welches man groß zog, sobald das Weib annahm, daß es aus Alter oder Schwachheit nicht mehr gebären könne, außerdem betrieben die Weiber selbst durch Schlagen und Stöße auf den Leib Abtötung der Leibesfrucht, eine barbarische Gewohnheit, welche neben anderm, Schönheitsrücksichten z. B., wohl besonders aus dem steten Wanderleben mit seinen erschwerenden Lebensbedingungen zu erklären sein dürfte. Rohester Gemütsart, dem Trunke ergeben, in despotischer Knechtschaft von ihren Kaziken gehalten, die zarte Jugend schon in rauhem Waffenhandwerk übend und stählend, den Schmerz durch langwierige Tättowierungen und harte Aufnahme-Ceremonien in die Kriegerkaste herausfordernd und abstumpfend, traten sie dem sich ihnen darbietenden Christentum entschieden feindselig gegenüber, auch fand dieses nicht irgend welchen Anknüpfungspunkt trotz der Jesuiten; so hat denn die Geschichte über sie zu Gericht gesessen. Am oberen Paraguay saßen die Xarayes, Orejones, Guatos, unmenschlich wild und so tief gesunken, „daß man zweifeln möchte, ob sie menschliche Seelen haben oder nicht." —

Das Überschwemmungsgebiet des oberen Paraguay verlassend und westwärts ziehend betreteten wir das Chiquitos-Gebiet. Sie besaßen das Land um Sta. Cruz de la Sierra her, stießen im Norden an die Tapacures-Berge (Moxos-Baures-Provinz), erstreckten sich südlich bis zu dem alten Sta. Cruz und El Gran Chaco, sandten gen Osten ihre letzten Ausläufer bis auf 150 Meilen an den Paraguay hin,

*) Waitz 3a, 467 ff., Washburn 1, 40 ff., Moussy 2, 149 ff, 3, 716 ff., Charlevoix 1, 70 ff., 2, 232 ff., Bach 11 f., Page 508 ff., Fernandez 41 ff., 286 f., Lettr. éd. Rec. XII, 2 f., Rec. XXV, 120 f.

während im Westen die Anden ihrem Vordringen ein Ziel setzten; hundert Stunden weit, vom 16. bis 23.° S. Br. war die Ausdehnung ihres Gebietes. Ihr Land durchströmen der Rio Grande-Guapay und der San Miguel-Pirapiti, welche ihre Wasser nach Norden durch den Mamoré dem Amassonas, „dem Flusse derer heldbaren Weiber“, zuführen. Neben waldigen, wildreichen und hügeligen Strichen finden sich weite Sümpfe, Lagunen und Überschwemmungsgebiete. Im ganzen ist das Land fruchtbar, die große Regenzeit, welche das Land zum See gestaltet, sodaß Handel und Gemeinschaft aufhören, ermöglicht den Anbau von Mais, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Baumwolle, je nach der Frucht in den Niederungen oder an den Geländen. Das Klima ist ungesund, die Hitze unerträglich. Der Bewohner dieses Landes, der Chiquiteno, ist hellolivenbraun, ein sehr kräftiger, großer, fruchtbarer Menschenschlag, mit fast rundem Haupte und rundem, vollen Gesichte mit weichlichen Zügen und lebhaftem, feurigen Ausdruck, voll natürlichen Verstandes, der ihn alles leicht begreifen läßt. Sie erreichen ein sehr hohes Alter, bleiben trotzdem im Vollbesitz ihrer Sinne, ihrer Zähne und ihres Haares. Vom 20. Jahre an, so will es strenge Sitte, lassen sie ihre starken, straffen, pechschwarzen Haare wachsen, je länger, desto größer der Schmuck. Die Weiber tragen eine Jacke, Tipoy, aus Baumwolle, deren Ärmel nicht über den Ellenbogen reichen; fast ebenso gekleidet gehen die Männer, die Jugend geht nackend. Bei Festen schmücken sie das Haupt mit buntfarbigen Vogelfedern, ihren Körper mit Perlschnüren und Jagdtrophäen, besonders Affenschwänzen; die Tembetá ist bei ihnen gemein, wie auch der Muschelschmuck der Ohren. Sie sind lebhaft in allen ihren Bewegungen, tapfer, außerordentlich geschickt in Führung ihrer Waffen, tüchtige Pfeilschützen, kundig in Bereitung tödlichen Giftes zur sicheren Vernichtung des Feindes, gänzlich frei von Unbeständigkeit, Indolenz und Trägheit, diesen großen Fehlern der Guarani. Arbeitsam von Natur, oder leicht zur Arbeit sich bequemend zeichnen sie auch sonst sich vor den übrigen Amerikanern aus in sittlicher Hinsicht, frei von dem tiefen Schmutze der Unkeuschheit, „Liebhaber des Guten, den natürlichen Gesetzen der Vernunft gar fähig“, leicht lenkbar treten sie insbesondere den Missionaren entgegen. Nur dem Trunke waren sie in starkem Maße ergeben. Wie bei den Guarani finden wir auch bei ihnen nur die ersten Anfänge einer staatlichen Ausgestaltung, doch war die Kazikenwürde nicht erblich; der Rat der Alten ward vor allem gehört. Die Mañacicas allein, ein abgesprengtes Glied des Chiquitos-Volksleibes, hatten erbliche Kazikenwürde, und der

Träger derselben übte weitgehende Vollmachten aus, erhob Zins und Abgaben von seinen Untergebenen, und die Frauen des Stammes standen unter strenger Botmäßigkeit der Frau des Kaziken. Voll übersprudelnder Kraft, stets alles lebendig und mit Feuer erfassend, war der Chiquiteno stets zum Kriege bereit, sei es auch nur, um seinen Mut zu zeigen; die Gefangenen behandelte man human, nahm sie gar in den Kreis des Gemeinwesens auf. Während den Kaziken eine Vielehe gestattet war, hatte der gewöhnliche Mann mit einem Weibe sich zu begnügen, an das er jedoch nichts weniger als fest gebunden war. Die Erziehung der Kinder lag durchaus im argen, sie wuchsen auf nach ihren Gelüsten; ja vom 14. Jahre an lebte die männliche Jugend für sich gemeinschaftlich in einem großen Hause, das zugleich Fremden- und Trinkhaus war. Ihre Dörfer lagen meistens in den Wäldern, nicht selten tüchtig verpalissadiert, ihre backofenförmigen Hütten bestanden aus Stroh und hatten so niedrige Thüren, daß der Bewohner auf dem Bauche hineinkriechen mußte, sodaß ihm der Spanier den Namen des „Kleinen, des sich Bückenden", Chiquito, gab.

Die Mañacicas dagegen wohnten in gut erbauten hölzernen Häusern, ihre Dörfer bestanden aus ordentlichen Straßen und freien Plätzen und hatten vier große Häuser, in denen die Häuptlinge wohnten, Versammlungen und Gottesdienste gehalten wurden. Diese selben waren es auch, deren materielle Kultur etwas höher entwickelt gewesen sein muß: ihre Weiber webten Baumwollenzeuge und machten schönes Irdengeschirr. In festgeregelter Arbeit, sei es im Felde, sei es im Hause, verging den Chiquitos die größere Hälfte des Tages, während sie die übrige Zeit, äußerst fröhlichen und heiteren Temperamentes, mit Visiten und Trinkgelagen, unter Tanz und Musik, hinbrachten, Gastereien, welche oft in derbe Prügelei und Händel ausarteten. Dem Weibe fiel die Arbeit am Herde, die Bereitung der Chicha, das Herbeischaffen des Holzes und Wassers, das Weben des Kleides und Hängebettes zu. Sobald die Eheleute die Ruhe gesucht hatten, der Eheherr in seiner Hamaca, das Weib auf der Erde, begann die ledige Jugend Spiel und Tanz; eine lange Flöte mit einem Loch gab den Takt zu der monotonen Tanzbewegung, bei welcher die Geschlechter getrennt blieben, da es nur Reihen- und Rundtänze gab. Groß war ihre musikalische Anlage, ihre Nationalgesänge waren zwar monoton, traurig, schwermütig, allein dabei lieblicher Musik. Nach der Ernte fand die Jagd statt und Einholung des Fleischvorrates. —

Ungeheuer schwer ist ihre Sprache; jeder Kanton, ja jedes Dorf

hat sein besonderes Idiom, welche so verschieden waren wie Englisch und Französisch. Sehr merkwürdig insbesondere ist es, daß die Männer eine andere Sprache haben als die Weiber und daß beide Sprachen nur in wenigen Worten übereinstimmen. Die Namen der Menschen haben alle eine Beziehung auf die sie umgebende Natur. Der eigentliche Chiquitos-Dialekt war der universalste unter den 13 Hauptdialekten; derselbe aber ist so schwer, daß „zur Erlernung desselben viel Jahre nicht erklecken". Nur junge Missionare sind tauglich zur Erlernung; von den älteren Missionaren, berichtet Fernandez, die etwa 25 und mehr Jahre in den Völkerschaften zählen, ist bisher noch keiner zur Vollkommenheit dieser Sprache gelangt. Ja sie beteuern, daß Indianer untereinander sich nicht allezeit vollkommen verstehen, da die Worte mit entsetzlicher Schnelligkeit ihnen aus dem Munde fahren. Während P. Paulus Restico nach Monatsfrist (!) in Guarani alle Dienstleistungen verrichtet hat, hat er nach so langer Zeit, die er hier zugebracht hat, noch nicht unterstanden zu predigen. P. Xandra, als erwachsener Mann in diese Mission gekommen, versteht sehr wenig. „Jedoch ist auch dieses bei den Chiquiten als etwas gar Gutes zu erinnern übrig, daß sie, unerachtet einer der Sprach nicht recht kündiger selbige übel ausspreche und noch schlimmer rede, sie dennoch alles haarklein verstehen." Fernandez 62 ff. Um dieser ungeheuren Schwierigkeiten Herr zu werden, es fanden sich Reduktionen mit 3 bis 4 verschiedenen Sprachen, erhoben die Jesuiten den eigentlichen Chiquitos-Dialekt zur lengua general, — bis heute ein lebendes Denkmal für die Arbeit der Väter. —

Neben dieser großen Sprachverschiedenheit besteht angesichts des entworfenen Gesamtbildes ein ebenso großer Unterschied in den Gebräuchen, im Charakter, in Bezug auf die Religion. Zeigten sich einige Stammesteile leichter civilisierbar, so waren andere um so abergläubischer, die einen waren sanft und gelehrig, andere fast unzugänglich: Verschiedenheiten, die uns nicht wunder nehmen können, wenn wir bedenken, daß diese Chiquitos-Nation allein 33 Stämme umfaßte, welche oft voll bitterer Feindschaft einander mannigfach befehdeten. — Zu dieser Völkergruppe rechnen wir auch die Zamucos-Samacosis, welche im höchsten Norden Chacos hausend, in undurchdringlichen Wäldern, fast ungekannt, eine Zeit Versuchsobjekt der Jesuiten waren.

Südwestlich von den Chiquitos wohnten die Chiriguanos,*) versprengte Guarani, zwischen Sta. Cruz de la Sierra und Tarija, am

*) Fernandez 9 ff., Lettr. éd. Rec. XXII, 414 f., XXIV, 312 f., XXV, 6 ff., Dobrizhoffer 1, 160 f., Techo 296, Charlevoix 1, 158 ff.

Oberlaufe des Vermejo, Pilcamajo, Pirapiti und Guapay, auf den Ausläufern der Gebirge von Peru. Als die Hauptmasse der Guarani sich bekehrte, erzählen die Lettres édif. Rec. XXII, 414 f., damit in entschiedenen, unlöslichen Widerspruch tretend zu ihren eigenen späteren Relationen, weigerte ein Teil dieses großen Stammes sich hartnäckig, die Augen dem Lichte zu öffnen, verließ aus Furcht vor den bekehrten Genossen die Heimat und zog sich in die beschriebene Gegend zurück. Die Stämme, in deren Mitte sie zogen, meinten, die Ankömmlinge würden gar bald der Kälte erliegen, es sei darum ein Krieg nicht nötig, und nannten sie Chiriguano: die Kälte wird sie töten! Aber das Gegenteil trat ein, bald wuchs der Auswandererhaufe zu einem Volkskörper von 20—30 000 heran. Vorstehender Bericht leidet an innerer Unwahrscheinlichkeit und mag recht wohl entstanden sein aus dem Verlangen der Missionare, fortgesetzte Hartnäckigkeit gegenüber dem Christentum und dem Eifer der Paters vor der Welt zu erklären. Es ist einfach unmöglich, daß in so kurzer Zeit, die nach obigem Berichte nur verflossen sein kann, ausgewanderte Guarani solche werden, als welche sie uns entgegentreten. Nach allem, was wir von ihnen wissen, scheinen sie seßhafte Leute gewesen zu sein in gut angelegten Dörfern, dem Ackerbau obliegend, von Natur zum Frohsinn geneigt und zum Scherze, ihre Witzworte sind nicht ohne Salz; schlaff und feig, wo sie Widerstand finden, sind sie frech bis zum äußersten, sobald sie merken, daß man sie fürchtet. Verschlagen und listig in höchstem Maße, treulos, heuchlerisch, wetterwendisch und unbeständig, wild und ohne staatlichen Zusammenhang hausen sie, hartnäckige Heiden, auf ihren Bergen. Sie sind stolz auf ihre Freiheit und wahren dieselbe mit allen Mitteln. Systematisch treiben sie Menschenfraß, nach Fernandez sollen sie bis zur Dazwischenkunft der Spanier 15 000 Indier gemästet und „mit solchen Schlecker-Bißlein stattliche Gastereien gehalten haben“. Nach Peru hin findet ihrerseits reger Handel mit den Spaniern statt. Ihre Sprache ist das Guarani. Es versteht sich von selbst, daß in angegebener Zeit derartige Wandlungen des Volkscharakters, und seien die Einflüsse noch so mächtig, sich nicht vollziehen können. Darum hätte jener Bericht schon größere Wahrscheinlichkeit für sich, welcher diese Guarani-Kolonie mit dem unglücklichen Alexius Garcia am Anfange des 16. Jahrhunderts nach Peru gewandert, oder ein anderer, welcher sie um Ermordung dieses Abenteurers willen vom Paraguay aus Furcht vor den Portugiesen geflohen sein läßt. Allein ein vergeblicher Kriegszug des Inka Yapangui rückt die Thatsache ihrer Abzweigung

noch weiter zurück, und nur so kann das Rätsel sich lösen. Durch irgend eine Völkerwoge in vorgeschichtlicher Zeit verschlagen, haben diese Guarani-Chiriguano ihre Sprache gewahrt, sind aber im übrigen infolge peruanischer Einflüsse weit verschieden in ihrem ganzen Sein von ihren Vätern geworden. —

Chaco*) heißt das riesige Land zwischen Rio Salado-Juramento im Süden, Parana-Paraguay im Osten, die Chiquitos-Provinz mit ihren kleinen Sierras im Norden, die Anden im Westen, dem wir nun uns zuwenden, um mit seinen Bewohnern unsere Erkundigungen abzuschließen. „Chaco gleich Chacu, schreibt Dobrizhoffer, bedeutet in peruanischer Sprache einen Haufen auf der Jagd gefällten und übereinander liegenden Gewildes; somit ist diesem Gebiete der Name mit Recht gegeben, weil Chaco eine Freistätte und Zufluchtsort vieler Nationen ist. Die Spanier sahen diesen riesigen Komplex für den Sammelplatz des Elendes, die Wilden hingegen als ihr gelobtes Land, als ihr Elysium an. Denn gleich bei Beginn der spanischen Eroberung flüchteten sich die Indianer von allen Seiten hierher, als in den Zufluchtsort der Freiheit und die Schutzwehr wider die Unterdrückung; vorsichtig eilten die Paraquarier in die Schlupfwinkel, welche ihnen Chaco darbot, um sich den gefährlichen Augen und Händen der europäischen Gäste zu entziehen, welche sie weder zu Freunden haben noch als Feinde fürchten wollten. Die höchsten Berge dienten ihnen als Warte, unwegsame Wälder statt einer Mauer, Flüsse und Moräste als Gräben, die von Gewild und Fruchtbäumen angepfropften Felder zu Magazinen, kurz die ganze Provinz, die durch ihre natürliche Lage und Beschaffenheit wider alle fremden Anfälle gesichert war, statt einer Festung." Nie eigentlich ist es, abgesehen von einigen kühnen Versuchen der Jesuiten, unternommen, den Gran Chaco zu erkunden und die Geheimnisse des Innern zu erforschen, und unberührt von Civilisation haben die Chaco-Völker ihre riesenhafte Ursprünglichkeit bewahrt, ihr Name war und blieb ein Name des Schreckens für die Spanier. Hier wohnten die Tobas und Mokobier, Lenguas-Mbayas, Mataguayos, Matados, Vilelas, Chunupis, Calchaqui, araukanische Stämme und andere mehr; während die einen beritten geworden waren, nomadenhaft umherschweiften und einzig von Raub und Krieg lebten, waren die andern, und zwar die wenigsten, seßhaft geblieben und dem Ackerbau zugewandt. In vielen Beziehungen standen sie alle

*) Moussy 3, 325 ff.; 2, 157 ff.; Page 154 ff., 519 ff.; Dobrizhoffer 1, 152 ff., 2, 1—602, 3, 133 ff.; Pauke 65, 119.

hoch über den Guarani und den unberittenen Stämmen; sie waren größer von Körper, lebendiger und mutiger, geschmeidiger, kräftiger, gesunder und von langer Lebensdauer, aber sie waren zum Teil barbarischen Gebräuchen der ekelhaftesten und schrecklichsten Art zugethan, welche ihre Vernichtung herbeiführten.

Zwei Stämme sind es besonders, welche in unserer Geschichte uns entgegentreten und besondere Aufmerksamkeit verdienen, die Abiponen und Mokobier, erstere von Dobrizhoffer mit besonderer Liebe gezeichnet, letztere von P. Florian Pauke beschrieben. Ihnen wenden wir uns zu, die sich decken in ihrem ganzen Sein, sie lassen wir auch als Typen der übrigen gelten. „Die Abiponen sind Nomaden; stete Wohnsitze oder andere Grenzen, als welche ihnen die Furcht aussteckt, haben sie nicht. Im 16. Jahrhundert war das mitternächtige Ufer des Iñate oder roten Flusses ihr Vaterland, bis die Spanier von Salta sie zurückdrängten in das Calchaqui-Thal, zwischen den Iñate im Norden, das Gebirge von Sa. Fé im Süden und den Parana-Paraguay. In dieser selben Gegend hausten auch die Mokobier. Hier wohnten sie in einzelnen Horden ohne Ackerbau und beständige Wohnsitze. Je nach Bedürfnisse der Weide und des Wassers oder vom Feinde bedrängt ändern sie wie kluge Schachspieler ihre Wohnsitze; in ihrem ganzen Lande ist nicht eine bleibende Hütte." — Die meisten Abiponen haben eine einnehmende Gestalt, regelmäßige Gesichtsbildung und beinahe die Züge der Europäer, die Farbe ausgenommen, kleine schwarze Augen, schönen Wuchs, Adlernase oder lange, spitze Nase, schöne Zähne. Mißgestalten giebt es unter ihnen nicht, wie auch keine Zwerge. Bart haben sie nicht, der etwa keimende Flaum wird ausgezupft, wie auch die Augenbrauen und Lider. Sie haben dicke, schwarze Haare, welche bis auf einen kleinen Kranz weggeschoren oder vorne drei Fingerbreit ausgerauft werden. Einer Witwe werden die Haare geschoren und das Haupt mit einer schwarzen oder aschgrauen Kapuze oder mit einem Netze bedeckt bis zur Wiederverheiratung. Ihr Gesicht tättowieren sie mit dem Stammeszeichen, unter anderm mit einem Kreuze auf der Stirn, während die Mädchen bei eintretender Reife sich das ganze Gesicht tättowieren lassen. Wie die meisten Amerikaner tragen auch sie die Tembetá und den Ohrenschmuck. — „Der Abiponer und Mokobier ist breitschultrig, nervicht, schlank von Körper und kann alle Abwechselung der Witterung ohne Nachteil ertragen. Er reitet und jagt täglich. Es ist, als wäre er aus Eisen und Marmor erbaut. Sie üben sich in Ertragung der Schmerzen auf alle mögliche Weise, zerstechen sich

bei ihren Trinkgelagen aus lächerlicher Eitelkeit mit einem Bündel Dornen oder mit Rückgratknochen des Krokodils Brust, Arme und Zunge — und was ich mich zu sagen schäme, auf eine sehr grausame Art und mit vielem Blutverluste, — eine Selbstmarter, welche auch bei anderen sich findet. Die 7jährigen Knaben schon ahmen hierin ihren Eltern nach. Selbst schwere Verwundungen heilen wunderbar schnell; selbst die Pockenkrankheit hat wenig Macht über sie, und eine Flintenkugel tötet selten einen Abiponer, es sei denn, sie ginge durch Kopf oder Herz. In ihrem hohen Alter haben sie die Kräfte der Jugend; beinahe 100jährige Greise schwingen sich mit der Leichtigkeit eines 12jährigen Knaben ohne Steigbügel auf den ersten Schwung auf ein rasches und feuriges Pferd, sitzen Tage und Stunden darauf in der größten Sonnenhitze, klettern, nächtigen auf hartem Boden, scheuen nicht Regen und Wind, ziehen in den Krieg und auf die Jagd. Sie sehen und hören scharf und haben alle ihre Zähne. Stirbt jemand im 80. Jahre, so wird er betrauert, als wäre er in der Blüte seines Alters gestorben. Die Weiber überleben meistens ihre Männer; 100-jährige Mütterchen sind bei ihnen in einer bewundernswerten und beinahe erstaunlichen Menge. Es ist dieses eine Folge ihrer Mäßigkeit. Die Jünglinge kennen den Genuß der Wollust nicht, auch schwächen sie sich durch keine Ausschweifung, bleiben bei all ihrem Spiel und Scherz in den Grenzen der Schamhaftigkeit;" nie hat Autor in sieben Jahren etwas gesehen, was man mutwillig und geil nennen könnte. Auch Pauke weiß diese Schamhaftigkeit zu berichten und zu rühmen, besonders beim weiblichen Geschlechte. Während die andern Indianer die schändliche Wollust und Unzucht schwächt, welche sie als Jünglinge betreiben, die frühen Heiraten ihnen die Kräfte, Munterkeit und Lebensdauer nehmen, heiratet der Abiponer erst nach dem 20. Jahre. Drei Jahre säugen die Mütter, denen der Mann nicht zu nahe kommen darf in dieser Zeit. Eine abhärtende Erziehung, passende Kleidung, tägliche Bewegung auf der Jagd oder im Kriegsspiel, eine kräftige Fleischnahrung sorgt dann weiter für die heranwachsende Jugend. Sie sind gefräßig wie alle Amerikaner, aber ohne allen Nachteil für ihre Gesundheit, sie überessen und überfasten sich nicht leicht. Wie die Mokobier sind sie dem Trunke sehr ergeben; aus Johannisbrot und wildem Honig bereiten sie ihr berauschendes Getränk. Neben reichlichem Fleischgenusse dient Wildhonig und Johannisbrot ihnen als Zugemüse. Sie sind alle wie ihre umherstreifenden Brüder leichten Mutes; Vergangenes vergessen sie bald, über das Gegenwärtige setzen sie sich leicht-

sinnig hinweg, um das Zukünftige bekümmern sie sich sehr selten. Sie kennen und pflegen keine Leidenschaften als nur den Haß gegen die Spanier und die Freiheit ihres Volkes. Denn ohne bürgerliche Verfassung, erpicht auf ihre Freiheit, leben beide Stämme allezeit ununterjocht und gänzlich unabhängig. Sie lassen sich von keinem etwas vorschreiben und kennen überhaupt kein ander Gesetz als ihren Willen; nur gewisse Überlieferungen von den Vätern her gelten als Gesetz. Über die einzelnen Haufen, — die drei Hauptstämme der Abiponer sind nach Vernichtung des einen in zwei verschmolzen, — gebietet ein Kazike mit erblicher Würde; allein genügen seine Eigenschaften und Verdienste nicht, so übergeht man wohl den Nächsten. Ein eigentliches Ansehen, Gerichtsbarkeit, Herrschaft steht aber diesen Würdenträgern nicht zu; würde er sich herausnehmen, über begangene Frevel etwas zu sagen, würde er bei dem nächsten Trinkgelage durchgebleut. Nur bei Kriegszügen sehen sie in ihm ihren Führer, sonst fragen sie nichts nach ihm und thun ganz unbekümmert, was ihnen beliebt, ziehen fort und kommen wieder, verlassen ihn bei drohender Gefahr und verbergen sich. Je freigebiger ein Kazike, desto höher sein Ansehen, und unverschämteste Forderungen wagt man an ihn zu stellen. Giebt er nicht gleich, so heißt er ein Waldindianer! Auch vornehme Weiber hält man dieser Würde wert. — Sie säen und ernten nicht, der Ertrag der Jagd und die Früchte sind ihre Nahrung. So wandern sie denn umher mit ihrem geringen Hausrate; alle reiten auf Pferden, auch die Weiber, denen das Geschäft des Packens zur Last fällt. Stets begleiten eine Menge wilder Hunde die Horden.

Die oben schon erwähnte sittliche Haltung der Abiponer besonders zeigt sich auch in ihrem Äußeren; sie gehen sämtlich schon von Jugend an bekleidet und ehrbar umher und heißen die nacktgehenden Payaguas: „unverschämt wie Hunde“! Ihr Kleid ist ein großes, viereckiges Stück Zeug, welches umgethan und gegürtet wird und bis zu den Knieen reicht. Gegen die Kälte bedienen sie sich ebenfalls eines quadratischen Otterfellmantels. Diese ihre Kleidung verfertigen ihre äußerst fleißigen Weiber. Rühmt unser Gewährsmann ihren Fleiß, ihre Mäßigkeit und Nüchternheit, so weiß er auch von ihrer Zank- und Streitsucht zu berichten, die gar groß und die betreffenden von bitteren Worten sogleich zu bösen und blutigen Thaten wider einander vorgehen lasse. Ein Weiberzweikampf arte gar bald in eine regelrechte Weiberschlacht aus, sodaß man glauben sollte, daß höllische Furien oder wilde Tiere auf den Kampfplatz getreten wären. Dieses sein Weib kauft der Abiponer von

den Eltern um Trödelkram; besondere Ceremonien finden nicht statt. Er lebt meistens in der Einehe, hat aber das Recht, sein Weib zu verstoßen. Die Blutschande verabscheuen diese Stämme ungemein, ein Ehebruch findet nicht statt. Strengstens wird bei ihnen auf das Männerkindbett gehalten. Die Geburt des Sohnes eines Kaziken wird mit Festspielen mancherlei Art und tüchtigem Gelage gefeiert. Infolge des entsetzlichen Brauches, einen künstlichen Abortus herbeizuführen, und das Neugeborene gleich nach Geburt zu töten, stirbt die Nation allmählich dahin. Während die Mutter kalten Herzens den männlichen Sproß tötet, schont sie die weibliche Frucht, weil sie mit der Tochter durch den Weiberkauf an kommenden Verdienst gedenkt. —

Die Abiponer sind äußerst kriegsruhmsüchtig, ihr Herz hängt ganz an den Waffen. Sie sind zwar mutig, aber nicht starkmutig, keine Heldennation, zagen gar sehr vor dem Tode und sind auf die goldene Sicherheit bedacht. So blüht denn bei ihnen eine weitgehende Kundschafterei bei den Kriegszügen; sie kultivieren den Überfall aus dem Hinterhalte, nachdem sie sich des Rückzuges und der etwa drohenden Gefahr völlig sicher gemacht haben. Schrecklich sind sie durch ihre Verschmitztheit und schnelle Bewegungen; den gefallenen Feinden schneiden sie die Köpfe ab und skalpieren dieselben. Die steten Kriege gegen die Spanier und die blutigen Kämpfe untereinander haben aus ihnen ein wildes, mordsüchtiges Raubgesindel gemacht, ein Epitheton, das in gleichem Maße ihren Brüdern, den Mokobiern, gilt. —

Die Sprache ist schwer, aber kunstmäßigen Baues, arm an Zahlwörtern, denn der Abiponer zählt nur bis drei und gebraucht für die übrigen Werte wunderliche Kunstvorteile. So bedeutete die 4 geteilte Straußenzehe die Zahl 4, die Finger und Zehen müssen weitere Zahlen ersetzen. Einen Haufen Pferde oder die Zahl derselben bezeichnen sie nach der Größe des Raumes, welchen dieselben einnehmen; ein Haufen Gras oder Sand bedeutet eine übergroße Menge. Oft rufen sie, wenn die Zahl über 3 hinausgeht: Pap! Viele! Daß die Sprache nicht arm war, sondern einer Fortbildung fähig, wird uns die Erörterung über den Totenkult lehren.

Fassen wir mit Dobrizhoffer dieser Stämme Bild zusammen! Sie sind fröhlich, sittsam und männlich ernst; keine Ausgelassenheit und kein Mutwille, keine Roheit zeigt sich in ihren Handlungen. Bei ihren täglichen Zusammenkünften ist alles friedsam und ruhig, kein polterndes Geschrei und Gezänk tönt aus den Beratungszelten her. Das gilt aber nur von ihnen, solange sie nüchtern sind; im Rausche

sind sie tollsinnig und sehen sich nicht mehr ähnlich. Saufen und sinnlose Trunkenheit sind aber an der Tagesordnung. Sie sind die höflichsten Leute von der Welt, ein Widerspruch selbst bei offenbarem Irrtum gilt für Grobheit; besonders höfliches Ceremoniell findet bei Besuchen statt. Ihrer Keuschheit haben wir schon gedacht und fragend stehen wir vor dem barbarischen Brauche, der mit dem ehelichen Leben sich verknüpft. Grausam und unmenschlich gegen ihre Feinde, nur an Rauben, Sengen und Morden ihre Lust habend, schonen sie der Weiber und Kinder und die Bestialität spanischer Soldaten verübten sie nie. So findet sich in ihnen ein eigentümliches Gemisch von Wildheit und Gutherzigkeit. Ihre Gefangenen behandeln sie gütig und nachsichtsvoll gleich ihren Söhnen, nicht wie ihre Knechte, sodaß diese Gefangenen sich vollständig bei ihnen einleben und statt angebotener Freiheit das ungebundene Leben bei ihnen vorziehen, die Kriegszüge mitmachen und leider an Mordlust und barbarischer Gemütsart die Wilden sehr oft übertreffen. Die Ehre gefangener Mädchen und Weiber ist bei ihnen stets sicher. Der Fremden nehmen sie sich sonderlich an, sorgen für Sicherheit und Unterhalt. Der Diebstahl ist sehr selten unter ihnen, kommt er ja vor, so erregt er den größten Zorn und Abscheu. — Trotz aller Roheit und Barbarei der Sünde ein kerniges Material; klagend stehen wir und sehen seinen Untergang, denn die Mächte, welche ihm entgegentraten, selbst sittlich haltlos, waren nicht im stande, ihm Stütze zu sein. Bis auf den Namen ist seine Spur verweht! —

Wie standen diese Völker alle, so fragen wir zum Schlusse, zu den Dingen, welche aus der übersinnlichen Welt in ihr Leben hineinragen, was war von Gottesoffenbarung*) ihnen geblieben; fanden die Entdecker, Kolonisatoren und die Glaubensboten vor allem irgend eine Handhabe, ein Band, welches schnell und leicht geknüpft ein Führen dieser Völker zur rechten Erkenntnis unschwer ermöglichte? Fragen wir die ersten Autoren, so lautet die Antwort: Nein, nichts! Nach dem Zeugnis des Pennafiel sollen nicht wenig Indianer auf die Frage, ob sie in ihrem Leben jemals an Gott gedacht haben, geantwortet haben: Nicht ein einziges Mal! Und die ersten Spanier und Portugiesen versichern uns, kaum eine Spur der Erkenntnis Gottes gefunden zu haben, da Nachdenken und Schlüssemachen der Indier Sache nicht sei: „Unsere Ahnen und Urahnen sahen sich immer auf der Erde um und

*) Dobrizhoffer 2, 80 ff.; Charlevoix 1, 181 f., 2, 236 f 1, 73 f., 2, 274 ff., 1, 382 f.; Fernandez 372 ff., Lettr. éd. XII, 13 f, XXV, 120 ff.; Pauke 83, 119 f.; Waitz 3 a, 417 ff., 531 f.; Baseler Magazin 264 f. — Azara 2, 181, 194.

bekümmerten sich bloß um Gras und Wasser für ihre Pferde. Was im Himmel vorging, und wer die Gestirne gemacht habe, darauf dachten sie nicht!" „Sehen sie etwas Außerordentliches und begreifen es nicht auf den ersten Anblick, werden sie des weiteren Forschens gleich überdrüssig und schließen ihre Untersuchung mit dem Wort: Was wird es denn wohl sein? oder höchstens hinzusetzend: Gott weiß, was es ist!" Diese Auskunft kann uns nicht wunder nehmen. Ein Naturkind ist zurückhaltend in Mitteilung dessen, was ihm das Höchste dünkt, vor allem dessen, was seinen Gott und Glauben angeht, und die Weißen waren zudem in der That nicht vertrauenerweckend und gern nahmen sie das Wenige oder das Nichts, was sie von religiösen Momenten fanden, zum Unterbau ihrer Anschauung über die Behandlung der Indianer, wie wir sehen werden in einem der nächsten Kapitel. Sie sind also keine Zeugen! Aber fragen wir die Missionare dieser Völker, die Reisenden, — auch dann werden die Nachrichten nur äußerst dürftig ausfallen! Allein auch des dürfen wir uns nicht wundern! Die Reisenden, von ihrem naturwissenschaftlichen Interesse aus, hatten wenig Verständnis, die Jesuitenväter waren, wie jedermann damals, voreingenommen von ihrem dogmatischen Standpunkte aus; eine Religionswissenschaft, ein Suchen nach und ein Werten der überall sich findenden Reste göttlicher Uroffenbarung war ein unbekanntes Ding; nicht selten begegnen uns Ausdrücke: „Ein Affenspiel des höllischen Affen!" und da hört jegliche Diskussion auf, und von liebendem Eingehen auf etwaige Körnlein Wahrheit ist keine Rede. Und wenn endlich nur die genaueste Erforschung der Sprache sicheren Aufschluß auch über die Entwicklung der religiösen Gedanken geben kann, eine solche aber bei der Schwierigkeit dieser ohnedies ebenso zahlreichen als verschiedenen Dialekte kaum möglich war, so ist damit die Erklärung gegeben. Sehen wir endlich zurück auf die Menschen, welche an uns vorübergegangen sind, so werden wir uns sagen müssen, daß angesichts der gezeichneten selischen Veranlagung ihr religiöses Bewußtsein sich so unentwickelt darstellen wird, wie ihr sittliches, welchem die Urbegriffe jeglicher Sittlichkeit gänzlich abgingen. Doppelt ist es daher zu beklagen, daß nur so wenig von dem Wenigen uns überliefert worden ist. —

Als furchtbarste Macht einer fremden Welt tritt der Tod den Menschen entgegen. Wir sehen den Guarani sterben ohne Klage, mit entsetzlichem Gleichmute, mit tierischer Stumpfheit. Er weiß, er gilt nichts in der Welt, dumpf brütend bringt er sein Dasein hin, so hat der Tod für ihn keine Schrecken. Fast möchte Dobrizhoffer uns

irre machen, wenn er erzählt: „Ein Guarani-Kazike, der bereits dem Tode nahe war und die letzte Ölung empfangen sollte, zog seine Feldstiefel mit den großen Sporen an, nahm seinen Kapitänsstab in die Hand und erwartete so die Ankunft des Priesters und selbst den nahen Tod, gleichsam als wenn er diesen hätte schrecken wollen. Als sich die Herumstehenden über den sonderbaren Anzug des Sterbenden verwunderten, antwortete er mit allem Anstand und Ernste: Ein Kazike müsse so sterben!" Allein es ist ein unendlich traurig Zerrbild jesuitischer Kultur und Mission, das unser Autor uns zeichnet, und auch in ihm erkennen wir den alten Guarani wieder, wie er zur Zeit seines Heidentums starb. — Warum sollte ein Mann trauern um Weib und Kind, die noch unter ihm selbst standen? Starb der Mann, so stürzte sein Weib sich wohl von einem ziemlich hohen Orte herab und verstümmelte sich dadurch oft auf Lebenszeit; mit Recht, denn ihr fehlte nun jeglicher Halt in der öden Trostlosigkeit des Lebens. Die furchtbare Sitte, die eigenen Toten zu fressen, verlor sich allmählich und der Guarani bestattete seine Toten in einem irdenen Kruge, nachdem er dem Körper die Lage eines Kindes im Mutterleibe gegeben, — seltsamer Brauch, der Leben und Tod verkettet. Ebenso der Chiriguano, der seine Toten in seiner Hütte bestattete in dem großen irdenen Kruge. Überhaupt, belehrt uns Dobrizhoffer, legten diese Völker großen Wert auf anständiges Begräbnis, und wir werden sehen, wie die Jesuiten dieses Verlangen als Missionsmittel trefflich auszubeuten verstanden.

Der Abipone fürchtet den Tod ungemein, denn er kennt seinen eigenen Wert und seine männliche Kraft. Er flieht die Sterbestätte, und nur die Zauberweiber vollführen daselbst eine entsetzliche, vorzeitige Totenklage. Dem Gestorbenen wird sofort Herz und Zunge herausgerissen, den Hunden zum Fraße gegeben, damit dadurch der schuldige Zauberer sterbe. Denn jegliche Art des Todes wird der Zauberei zugeschrieben, und an dem Zauberer Rache und Wiedervergeltung zu üben gesucht durch allerlei abergläubischen Kram, aber ohne eigentliche Zaubereiprozesse. Schleunigst wird dann der Tote aus dem Lager gebracht, in eine Ochsenhaut genäht und unter Bäumen begraben, denn so will es die Volkssitte. Im Vaterlande begraben zu sein, ist sein höchster Wunsch; so bringen denn die Genossen die Leiche des Erschlagenen mit sich aus dem Kriege. Vielfach findet man eine Art Familienbegräbnis, geschmückt mit allerlei Geräte zum Gebrauche des Toten. Hoch steht ihm solche Grabstätte, vor allem die seiner Vorfahren; sie sind ihm Heiligtum. Zum Zeichen der Trauer schneiden sich die Männer die Haare ab und

halten ein tüchtig Leichentrinken, die Weiber erheben ein ganz bestimmtes, 9 Tage dauerndes Trauergeheul mit allerlei Instrumenten, auch nachts; dieselbe Totenklage findet alljährlich am Todestage statt. Aus Furcht des Todes Knechte geworden, vertilgen die Abiponen das Gedächtnis des Toten, — denn sein Name heißt nun: „der Mann, der nicht mehr ist,“ — seine Hütte und seine Habe. Ist sein Name von Tieren u. s. w. hergenommen, so findet eine Neunamengebung dieser Dinge statt, auch die Freunde und Verwandten erhalten neue Namen. Der Tod sei da gewesen und habe eine Liste aller noch Lebenden mitgenommen zum Gebrauche für das nächste Mal. Die Umänderung sollte diesen Gebrauch unmöglich machen. Ähnliches findet sich bei Guaycurus. Vielleicht hängt damit der eigentümliche Brauch zusammen, daß ein Abipone nie auf die Frage, wie er heiße, seinen Namen nennt; hat er gerade einen Genossen bei sich, so veranlaßt er den, seinen Namen dem Fragenden zu sagen. — Die Chiquitos gaben den Toten die Waffen mit zur Ausübung der Jagd, und die Mañacicas begruben ihre Kaziken in ausgemauerten Gewölben unter der Erde. Die Guaycurus, diese Hauptrepräsentanten der Flußvölker, hielten, besonders beim Tode eines Kaziken, große Obsequien ab, enthielten sich gewisser Speisen, schlachteten freiwillig sich Stellende auf den Gräbern, begruben mit allem Pompe und mit Zeichen aufrichtiger Trauer, denn auch ihnen galt des Mannes Leben zur Ausübung des Kriegshandwerkes. — Wie die Mokobier standen ist schwer zu sagen. Pauke erzählt von dem christlichen Mokobier, der Gedanke an den Tod habe seine Kraft als bewährtes Tugendmittel geäußert, auch sei er nach der Beichte freudig in den Tod gegangen, von überirdischen Gefühlen wahrhaft und ganz durchdrungen, da sein Sterben ein Gehen zu Gott sei. Außerdem aber lesen wir bei ihm, er sei oft nachts zu sterbenden Weibern gerufen, habe sie ohne Bewegung, Atem und ohne Zeichen, daß sie seine Gegenwart bemerkten, gefunden; durch Verbrennung schmutziger Schafwolle, die er ihnen unter die Nase gehalten, habe er sie jedesmal zum Bewußtsein gebracht und ihnen die bedingte Absolution erteilt. Schließlich sei er auf den Gedanken verfallen, es handle sich um Verstellung, und seiner Sache allmählich gewiß geworden, habe er die Weiber durch eine Priese Staniol zum Niesen und zur Heilung gebracht. Grund dieser Verstellung sei gewesen, daß sie dadurch ihre Männer zwingen wollten, ihnen zu folgen, und sich überzeugen, ob es ihnen leid sein würde, wenn sie stürben. Sehen wir ab von dem etwas seltsamen Mittel weiblicher Eitelkeit, oder wie wir es nennen wollen, so scheint jener jedenfalls überschwengliche

Hinweis auf das „bewährte Tugendmittel", und dieses Eitelkeitsmittel uns zu zeigen, daß der Mokobier dem Guarani in seiner Anschauung vom Tode verwandt gewesen sein dürfte. — Weiter schaut das Auge des Indianers nicht, sein Blick ist gehalten, denn er kennt Gott nicht. —

Der Glaube an die Fortdauer der Seele ist nach Dobrizhoffer allgemein gewesen. Ausdrücklich berichtet solches der Genannte von den Abiponen, welche das unsterbliche Wesen, das wir Seele nennen, das Bild, den Schatten, den Wiederhall nannten, diese Seelen befragen und beschwören. Dieselben, so erzählen sie, hielten sich in den kleinen Enten auf, welche daher auch ihren Namen tragen: Geister, Schatten, Gespenster, — vgl. auch Charlevoix 1, 302, wo dieser Anklang an eine Lehre von der Seelenwanderung bei den Guaycuru sich findet. Meistens gab der Indianer den Gestorbenen Waffen, Gegenstände des gewöhnlichen Lebens mit, es fanden Totenopfer statt. Der Chiriguano glaubte, daß die Verstorbenen öfters in Tiergestalten wieder erschienen, bei andern galten gewisse Vögel als Sendboten verstorbener Freunde und Verwandten. Ja, es scheint ein gewisser Zusammenhang zwischen Seele und Leib auch nach dem Tode geglaubt zu sein, denn die Chiquitos gaben die Jagdgeräte mit, damit die Seele und der Leib nicht Mangel leiden, wenn jene ihren Sitz in den Sternen verlasse, wo sie unter dem Widerstande derselben, unter Donner und Blitz sich Wohnung verschaffe; und die Guarani hielten dafür, die Seele entferne sich nicht gar weit vom Körper, ja, leiste ihm Gesellschaft im Grabe, in dem man zu dem Ende einen freien Raum ließ, daß sie ungehindert dort hause. Dem gegenüber behaupten die Guaycurus, besonders aber die Mañacicas ein Leben in einer andern Welt. Bei letzteren hat der allmächtige Mapono die Seele zum Himmel zu geleiten, nachdem er sie durch Wasserausſprengen von ihrem Schmutze geläutert. Nachdem er zur Ausführung dieses Geschäftes eine Zeit unsichtbar gewesen, erscheint er wieder und verkündet der harrenden Familie, sie möge alle Trauer bannen, die Seele des Verstorbenen sei im Himmel; zwar sei es ihm schwer geworden, sein Weg sei durch dicke Wälder gegangen, über steile Hügel, durch tiefe Flüsse, schreckliche Sümpfe, endlich aber sei er an das Ufer eines großen Stromes gekommen, über den eine Holzbrücke führe, Tag und Nacht bewacht von dem grausen Totengotte Tatusio, da erst habe der Weg zum Himmel sich aufgethan. Wehrt dieser Gott den Eintritt, oder weigert sich die Seele einer nachträglichen Reinigung, stürzt er sie in die Tiefe des Flusses, und ein Unglück trifft die Familie oder den Stamm. Der Himmel selbst ist bestanden mit mächtigen

Bäumen, welche ein Gummi austräufeln lassen, die Speise der Seelen; schwarze Affen und Papageien haben dort ihr Wesen, ebenso ein großer Adler. Honig ist dort in Menge, aber wenig Fisch. Alle Götter haben hier ihr Gemach, Wälder und Alleen laden zum Ergehen in frischer Luft ein. Dreigeteilt ist der Aufenthalt der Seelen, für die Ertrunkenen, für die in Wäldern und in den Hütten Gestorbenen. Wo die Seelen der gefallenen Krieger und der im Rausch Gestorbenen bleiben, ist nicht gesagt, überhaupt gilt die Führung des irdischen Lebens nichts zur Erlangung dieses Paradieses. Weiter unten kommen wir auf diese Vorstellungen noch einmal zurück. —

Ungemein dürftig ist die Theologie in engerem Sinne, kaum können wir von einiger Gotteserkenntnis reden. „Der Abipone hat nicht einmal einen Namen für Gott, ihm fehlt das Wort; sie wissen auch nichts von Gott, geben vielmehr dem Teufel, Keebèt, mit vieler Ergebenheit den Namen ihres Großvaters (?). Von ihm stammen sie selbst und die Spanier, doch mit dem Unterschiede, daß er diesen prächtige Kleider nebst Gold und Silber, ihnen aber einen großen Mut zum Erbteil hinterlassen habe. Auf die Frage nach ihrem Stammvater gaben sie zur Antwort, daß sie es nicht wüßten; setzt man mit Fragen nach, so antworten sie, er war ein Indianer wie wir. So ungereimt und arm ist ihre Theologie." Wie sie, nennen sich die meisten Chaco-Völker Enkel des Teufels; die Guarani-Chiquitos fürchten die Dämonen, ungemein, benamsen sie ihren verschiedenen Funktionen gemäß und suchen sie zu vertreiben mit Waffen, Geschrei, Feuerbränden. Den Namen Gott giebt man aber den Keebèt nicht, noch auch den Dämonen. Am Himmel sucht der Indianer vielmehr seine Götter, oder unnennbare Wesen und Gewalten, für welche der Name und Ausdruck den meisten aber fehlt. „Tupa" nannte der Guarani ein unfaßbares, mächtiges Etwas. „„Tu", kommentiert Dobrizhoffer, ist ein Zwischenwort der Verwunderung, des Staunens, Schreckens, und „Pa" ein Fragewort. Wenn es donnert, pflegen sie in ihrem Schrecken auszurufen: Tupa? also zwar, daß die Gewittererscheinungen Ehrfurcht gegen die Allmacht und Majestät Gottes ihnen zuerst eingeflößt haben." Es ist hier nicht der Ort für mythologische Untersuchungen, für die Frage, ob Dobrizhoffer recht hat, oder ob hier die Ahnung eines höchsten Wesens, das überweltlich ist, verschmolzen ist mit der Stammessage vom Stammesheros Tupi-Tupan, jedenfalls ist es ein kümmerlicher Gottesglaube, und hätte Dobrizhoffer recht, wäre die Bezeichnung „Tupa" wunderbar zutreffend gerade für die Eigenart dieses Stammes. — Die „Gluckhenne"

halten die Abiponen für das Bild ihres (göttlichen oder teuflischen oder menschlichen?) Ahnen. Ist dieses Bild nicht sichtbar, so heißt es, der Großvater sei krank, und alle Jahre sind sie seines Todes wegen sehr bekümmert. Sobald sie wieder erscheint, begrüßen sie sie mit lautem Freudengeschrei, mit Kriegspfeifen, Hörnern, unter Tanz, Trinken und Fackelbeleuchtung. Besondere Furcht erregt bei allen eine Sonnen- und Mondfinsternis. Die Abiponen heulen, die Chiquitos glauben, Hunde zerfleischen das Gestirn, ihre Mutter, schießen eine Menge Pfeile gegen die Lufthunde ab mit vielem Geschrei. Ein Komet ist ein Unglücksbote. Mond und großer Bär gelten den Guaycurus als Gottheit. — Erwähnen wir schließlich, daß die Guarani von einer allgemeinen Flut wußten, freilich nur in oberflächlichster Fassung, daß auch bei andern Stämmen dieselbe Sage sich fand, und halten daneben das bisher Erbrachte über ihre Theologie, so beweist dieses, wie unendlich tief diese Völker gesunken von Stufe zu Stufe, die nicht einmal, wie wir sehen werden, die Herrlichkeit Gottes in ein Bild zu verwandeln imstande gewesen waren, oder dem Geschöpfe dienten statt dem lebendigen Gotte. —

Wunderbar, ja zu allerlei Fragen anregend, sticht dagegen ab ein seltsames System, man könnte sagen eine Art Mythologie, bei den Manacicas, über welche die Lettr. éd. und Charlevoix berichten. Nach diesen habe St. Thomas dort, oder seine Schüler das Evangelium gepredigt und das sei der Grund, daß man mitten unter gröbstem Aberglauben Züge christlicher Lehre finde. Eine Frau von großer Schönheit habe ohne Zuthun eines Mannes einen sehr schönen Sohn geboren, der, Mann geworden, Werke der Barmherzigkeit an den Elenden des Volkes gethan, schließlich angesichts der versammelten Menge in die Lüfte sich erhoben und seinen Sitz in der Sonne aufgeschlagen habe. Unter ihren übrigen Gottheiten, welche ihnen unter schrecklichen Gebilden erscheinen, ragen besonders drei hervor, eine Trinität von Vater, Sohn und Geist, die Tiniamacas, alle drei unterschieden in ihrer Offenbarungsweise und in ihren göttlichen Geschäften. Ob der Sohn, Urasana, identisch mit dem in der Sonne befindlichen, wird fraglich bleiben. In ihren Gotteshäusern ist durch einen Vorhang ein Sanctissimum für diese drei abgesperrt, nur dem obersten Mapono zugänglich, jedem andern bei Todesstrafe verboten. Hier bringt man ihnen göttliche Ehre dar mit Tanzen und Trinken, empfängt Orakel über Jagd und Krieg, denn hierher lassen sie sich nieder unter donnerartigem Getöse. Der Mapono steht mit ihnen auf vertrautem Fuße, vermittelt die Orakel, nimmt die Gaben an Speise und Trank entgegen. Als Priester Gottes ist sein

Einfluß unbeschränkt. Die eigentliche Wohnung der Götter ist das Paradies, die beste Behausung dort ist der „Jungfrau Mutter“, Quipost, zugewiesen, der Mutter des Sohnes Urasana. Neben diesen oberen Göttern stehen die Untergötter, besonders der Wassergott, Dämonen und Teufel, böse Geister. Dürfen wir diesen Nachrichten Glauben beimessen? Sollte es möglich sein, daß dieser eine einzige Stamm wirklich solche Mythologie besaß mit unverkennbar christlichen Zügen? Sollten nicht, wie Waitz vermutet, gewisse Ähnlichkeiten mit christlichen Lehren, die vorhanden sein mochten, den Jesuiten größer erschienen sein, als sie wirklich waren? Nach Fernandez freilich, 293 ff., ist das ganze ein Teufelswerk, welcher „zu größerer Beschimpfung und Hohn der Kirche Christi in diesem Winkel der Neuen Welt derselben Gestalt in ein neues abenteuerliches Wesen verwandelt und gleichsam umgießen wollen, mithin die Geheimnisse des wahren Glaubens in fabelhafte Erfindungen und die Sakramente in abergläubisches Getand, die heiligen Gebräuche in Gotteslästerungen verwandelt.“ Oder ist von Peru aus christliches Element eingedrungen zugleich mit Resten des Inka-Sonnenmythus? Vgl. Baluffi 1, 76 ff. —

Systematische Gottesverehrung, ein Gottesdienst, findet nicht statt außer dem eben Berichteten. Opfer und Priester kannten die Guarani nicht, auch nicht die Abiponen; höchstens bringen sie an gewissen Pfählen Gaben dar, um die bösen Geister zu versöhnen. Götterbilder finden wir mit Sicherheit nur bei den Mañacicas, drei häßliche Idole stellten die Dreieinigkeit dar; auch Teufelsbilder gab es dort und bei verschiedenen Chiquitosstämmen, welche in Tempeln standen, Fernandez 358, 371 f. Einst ersah P. Cavallero solchen Teufelsdienst, „er schaute in das Heiligtum und sah mitten in der nächtlichen Finsternis die Augen des höllischen Feindes gliestern, der voll der Majestät und furchtbaren Ansehens auf zwei Pfählen saß. Ihm sträubten sich die Haare zu Berge, trotzdem wagte er sich hinein, welches der Teufel nicht vertragend in einem Augenblicke verschwunden ist, seinen Mapono, der nie wiedergesehen ist, mit sich führend.“ A. a. O. 378. Nur zweimal begegneten uns Idole bei den Guarani und eine Art Verehrung derselben, Charlevoix 1, 82 und 383, das erste Mal mit dem ausdrücklichen Zusatze: ganz gegen die Gewohnheit ihrer Stammesverwandten, und das zweite Mal handelt es sich um einen Rückfall ins Heidentum. Nirgends sonst begegnet uns eine auf Götzenanbetung positiv hinweisende Notiz.

Je weniger unser Indianer von Gott etwas wußte, desto tiefer war er in das Zaubereiunwesen versunken. In heiliger Nacht, wenn die Gluckhenne leuchtet, weiht der Abipone seine Zauberer und Zauberweiber und glaubt fest an ihre Macht. Ihre Gebeine verehrt er abergläubisch wie auch der Guarani, führt sie in den Krieg und auf seinen Zügen mit sich in Kapseln und beschwört seine Feinde. Er weiß sie als die Herren der bösen Geister, die er fürchtet. Er schreibt ihnen die Kraft der Regenmachung zu und die Kunst, sich in den Werwolf zu verwandeln. Mit den unsinnigsten Mitteln läßt er durch sie seine Kranken heilen. Ebenso tief steht der Guarani unter dem Banne dieser unheimlichen Gewalten, welche sein Leben nach allen Seiten beeinflussen und seinen Geist gefangen halten, je weniger er imstande ist, seiner Apathie Herr zu werden. Nur der Chiquiteno hielt sich frei von diesem Irrwahn, ihm war jeder Zauberer ein Feind des menschlichen Geschlechtes, sicherer Tod wartete eines solchen bei dem geringsten Verdachte. Seine Ärzte sind seine Kaziken, welche die Krankheit durch Aussaugen des leidenden Teiles heilen, weil er sich denkt, daß sie durch Tiergeister entstehen, die in den Leib des Kranken ihren Weg gefunden und ihn von innen zernagen. Auch das Anblasen dient als Heilmittel, oder die Tötung des Weibes, durch dessen Zauber das Leiden verursacht sein sollte. Allerlei Omina finden wir außerdem bei allen, Achten auf Vogelflug und Vogelschrei war bei ihnen im Brauch. —

Das waren die Herren des Landes, ehe die Spanier kamen. Ein buntes Gemisch verschiedenartigster Völker, verschieden in ihrem Äußern und in den Grundbedingungen ihrer Existenz: Jäger, Fischer, Ackerbauer, verschieden in ihrer geistigen Veranlagung: neben dem fröhlichen Chiquiten und dem witzigen Chiriguanen steht der düstere, schweigsame Guarani, neben den wilden, freiheitsdurstigen Chaco-Bewohnern, den kriegsfrohen Nordleuten die energielosen, zum Leiden und Ertragen geborenen Anwohner des La Plata-Stromgebietes. Aber gerade diese sind es, die Guarani, welche uns gerühmt werden, als die anpassungsfähigsten, als die empfänglichsten für religiöse Eindrücke, auf sie und ihre Veranlagung wird mit besonderem Nachdruck hingewiesen, wenn es sich um die Erfolge der Spanier und der Jesuiten vor allem handelt. Allein eine halbe Wahrheit höchstens liegt in dieser Behauptung, und ganze, aber traurige Wahrheit enthält sie nur dann, wenn wir tiefer sehen. Gewiß, für das, was Spanien that, und was die Jesuiten ausführten an diesem Volke, war es das anpassungsfähigste und für die Religion, die ihm gebracht ward, das empfänglichste, —

indes ging diese Anpassungsfähigkeit und Empfänglichkeit so weit, daß über beiden Eigenschaften das Volk als solches elend zu Grunde ging. Wollte man ihm dienen, wie es recht war, mußte man es heben, nicht aber mehr noch zu Boden drücken, mußte man ihm gerade bringen, was es neu schuf, nicht aber ihm ein Kleid anlegen, was unter Gold und Flitter die eiserne Zwangsjacke barg. Dieselben Mittel, bei den Chacoleuten angewandt, entbehrten jeglichen Erfolges, man stand ratlos vor solcher Energie der Eigenart und entbehrte des einzigen Mittels, des Evangelii. Weniger selbständig als diese, dennoch von gewisser Eigenart, haben die Chiquiten Jesuiteneinfluß und spanisches System überdauert, aber das Bild, welches wir von ihnen zu zeichnen haben werden, wird uns trotzdem wenig erfreuen. —

---

## III.

# Die Indianerfrage und ihre Lösung vor dem Auftreten der Jesuiten.

Diese Kapitelüberschrift könnte befremden gegenüber der Aufgabe, um die es sich handelt, allein vorstehende Frage ist der springende Punkt, von welchem her das staatliche, kirchliche und vor allem das missionarische Verhalten*) der Jesuiten vornehmlich seine Deutung finden wird. Diese koloniale und Lebensfrage setzte die Landung der Spanier sofort ins Leben, und aus ihr heraus und ihrer unbefriedigenden Lösung staatlicher wie kirchlicher, entsprang das jesuitische System. So gewinnt diese Frage missionsgeschichtliche und missionsmethodige und darum grundlegende Bedeutung. Ist aber diese Frage kolonialpolitischer und staatsrechtlicher Art zugleich, so sehen wir, wie die Jesuiten sofort in Berührung und Verbindung mit den staatlichen Mächten treten und in dieser Verquickung bleiben bis zum Sturze, — ein Gesichtspunkt schwerwiegender Art. Wohl ist die vorliegende Arbeit eine speziell missionsgeschichtliche, allein diese Missionsgeschichte ist ebenso sehr eine Geschichte spanischer Kolonialpolitik wie der Landesgeschichte in bestimmten Teilen, — so daß mit diesem Hinweise die Kapitelüberschrift gerechtfertigt sein dürfte. —

Unsere Geschichte führt uns in jene Zeiten, in welchen eine neue Welt und mit ihr neues Schaffen und nie geschehene Arbeit der alten Kulturwelt sich eröffneten: die Aufgabe der Kolonisation und Mission, Kulturaufgaben von ungeheurem Gewichte und weittragender Bedeutung. Stellen wir zur Wertung damaliger Lösung beider Aufgaben die Gesichtspunkte aphoristisch fest, unter denen beide geschehen müssen.

Kulturaufgaben erwuchsen den Entdeckern, sagten wir, welches ist der Gegenstand der Pflege, fragen wir mit Dr. Warneck, die wir mit

---

*) Warneck, Allgem. Miss.-Ztschr. 1887, 147 ff., Gegenseitige Beziehungen zwischen moderner Mission und Kultur 4 ff. — Welche Pflichten u. s. w. 21 ff.

Kultur bezeichnen? und antworten: „Es bilden diesen Gegenstand alle dem Menschen verliehenen Gaben und Kräfte, durch deren Ausbildung und Verwendung er die Erde sich unterthan macht, ihre Güter in seinen Dienst stellt und dadurch sein Wohlsein in dieser Welt wie seine geistige und sittliche Veredelung fördert. Wir unterscheiden demnach ein dreifaches Kulturgebiet: das materielle, das geistige und das sittliche, aber nicht so, daß jedes für sich ein isoliertes Feld bildet, sondern daß alle drei einen Organismus ausmachen, indem immer ein Glied dem andern dient und in die Pflege und Entwicklung des andern eingreift. Ist das Ziel der Kultur kein anderes, als das Leben des Menschen auf dieser Erde zu einem wirklich menschenwürdigen und glücklichen zu machen, so müssen die materiellen, geistigen und sittlichen Güter in gleicher Weise Gegenstand der Pflege sein. Nur dann gibt es eine harmonische, eine wurzelhafte, wahrhaft beglückende und veredelnde Kultur." Erfüllt aber wird solche Aufgabe nur in Befolgung des Herrenwortes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen", und des apostolischen Wortes: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens" — also keine dauernde, wahrhaft veredelnde und beglückende Kultur, keine materiellen Errungenschaften und Einflüsse ohne sittliche Mächte, ohne Christentum, denn das Christentum ist die Religion der Wahrheit, darum die vollkommenste, die idealste sittliche Macht. Allein so sehr es Aufgabe des Christentums einzig ist, die Elenden dem Sünderheilande zuzuführen, ebensowenig kann seine Aufgabe reine Kulturaufgabe sein, d. h. kann sein Streben materieller Hebung dienen, darf es die Erde kultivieren und das Ewige vergessen, vielmehr ist die Kultur in diesem Sinne nur eine notwendige Folge, „ein von dem reichen Tische des Evangelii abfallender Erdensegen." Mit Notwendigkeit sind es vielmehr zwei Faktoren, welche in die beschriebene Kulturaufgabe sich zu teilen haben: die Kolonialpolitik und die Mission. Definieren wir die Aufgabe! Noch nie hat ein Staat Kolonien gegründet, ohne den eigenen Vorteil im Auge gehabt zu haben; will er also diesen Vorteil, soll sein Kapital sich rentieren, das Nationalvermögen sich mehren, so hat er in erster Linie die Kräfte sich dienstbar zu machen, welche zu solchem Ziele ihm verhelfen. Zu dem Ende gilt es Schutz den Eingeborenen mit fester Hand, mildem Blick, freundlichem Wort, väterlichem Herzen und gerechtem Sinn, Verhütung des Raubbaues, und bei Naturvölkern, und um die handelt es sich hier allein, Erziehung zur Arbeit, welche der Europäer zu leisten

nicht im stande ist. Nicht blinde Habgier, nicht rücksichtslose Ausbeutung, nicht Knechtung und sklavisches Joch, sondern Hebung des Landes und seiner Bewohner vor allem, wirtschaftliche Besonnenheit, welche an künftige Ernten denkt, das ist in kurzem Aufgabe kolonisierender Macht; in ihr ist das weite, verschiedenartigste Feld materieller Kultur gesetzt, wovon zu reden hier nicht der Ort. — Und die Mission? Wenn unser Heiland sagt: „Machet die Völker zu meinen Jüngern!" und St. Paulus dahin ihre Aufgabe präcisiert: „Aufzuthun der Heiden Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Lichte und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an Jesum Christum", — so ist sie ein durch und durch religiöses Werk, so hat sie eine Evangelisierungs- und Bekehrungsaufgabe, ist sittliche Umwandelung und zentrale Erneuerung, Wiedergeburt ihrer Kräfte Ziel, weit verschieden von der Kulturaufgabe. Die Mittel, welche diese Macht anwendet, sind der Aufgabe entsprechend: Taufen und Lehren, Wort und Sakrament, welche Gottes Zeugen austragen, um die Nichtchristen zu überzeugen, daß in Christo allein das Heil sei. Haben wir aber das Ziel gestellt in die Wiedergeburt, in den neuen nach Gott geschaffenen Menschen, hervorgerufen durch das überzeugende Zeugnis der Boten, so bürgt solches für die freie, selbständige, überzeugte Stellung des Gewonnenen zu Gott, für die freie That seines Glaubens an die Erlösergnade seines Gottes, so entspringt daraus seine Stellung zu den Genossen seines Glaubens, denn die in Christo erfahrene Liebe dringt ihn also; wie nämlich das lebenskräftige Wort den mündigen Christen schafft, läßt eben dasselbe die selbständige Gemeinde erwachsen, welche aus ihren eigenen Mitteln sich unterhält und aus ihrer eigenen Mitte Hirten und Lehrer stellt, und aus ihr endlich die organisierte Volkskirche, welche, unabhängig von der sie pflegenden Mutterkirche, durch eingeborene Organe sich selbst regiert. Damit ist die Garantie des Bestandes gesetzt. Dieses Ziel läßt nur die oben genannten Mittel zu, schließt mit Notwendigkeit aus Mittel des Zwanges oder der Überredung, Vorspiegelung irdischen Vorteiles, Kunstgriffe und Reizmittel, Anerbietungen und Machenschaften, welche das Herz bethören und die etwa gepredigte Wahrheit unter den Scheffel stellen. Dieses Ziel schließt aus jegliche Art von Dressur in religiösen Gebräuchen, oder eine Abrichtung des äußeren Menschen, da es den inwendigen Menschen gilt, das Herz. Dieses Ziel und diese

Mittel bedingen auch nicht ein Zufahren und eine schnelle Umwandelung, der Same ist das Wort, Missionsarbeit ist Säemannsarbeit, darum Geduldsarbeit. Dieses Ziel schließt endlich aus besondere Mittel der Bewahrung und Erhaltung des gewonnenen Besitzes ähnlich denen, wodurch der Besitz erworben, durch welche wohl der materielle Mensch mag angetrieben werden, gebotene Vorteile länger zu genießen, der geistliche Mensch aber, wenn überhaupt von ihm kann geredet werden bei solcher Methode, weiteren Schaden leidet. Endlich, hören solche „Kunstgriffe" auf, fällt mit Notwendigkeit der Bestand dahin, das Haus war auf Sand gebauet. —

Allein ist das Ziel ein so hohes, sittliches, so ergibt sich von selbst, daß aus ihm die Verheißung auch dieses Lebens erwächst, daß die Mission, als Vermittlerin dieses Zieles, der Gemeinschaft der Glaubenden „hinzugebe" auch zeitlich Gedeihen, was aber nie eine conditio sine qua non. Denn betonen wir es recht, sonderlich in unseren Tagen, in denen die Geister erregt durch die Warneck-Wißmann-Kontroverse und durch das unglückselige: „Erst-labora!" in falsche Bahnen geleitet, welche dem natürlichen Menschen so leicht als die einzig rechten erscheinen, — die Mission ist allerdings eine Kulturmacht ersten Ranges, aber ihre Aufgabe ist nicht die Kultur, ist nicht Hebung von Handel und Wandel, nicht Errichtung von Fabriken und Unterricht in allerlei Kunstfertigkeit, nicht Unterweisung in Plantagenbau und Anlegung von Viehhöfen, sie ist nicht Erzieherin zu militärischen Fertigkeiten und kriegerischer Tüchtigkeit, sie wird nicht Herrin über den gesamten Bestand eines Volkskörpers nach seinen verschiedenartigsten Lebensäußerungen, wie ebensowenig über das individuelle Leben der ihr Befohlenen, sie weiß vielmehr, daß, wie die Glaubenden Gemeinschaft miteinander und mit Gott haben, eben diese Gemeinschaft die Garantie und Förderung auch ihres äußeren Bestandes sei. Aber wenn sittliche Umwandelung mit Notwendigkeit äußeres Gedeihen nach sich zieht, Kultur erzeugt, so berührt sich die Mission mit jener zuerst erwähnten Macht und setzt hier ein, um als sittliche Macht jenen Kräften zu dienen, indem sie die aus den Gläubigen gewonnenen Kräfte jener großen Gesamtaufgabe zur Verfügung stellt und so jene Arbeit zu heiligen sich bestrebt. —

So wird die Kulturaufgabe eine gemeinschaftliche, aber jede Macht löst den ihr zufallenden Teil, jede auf ihre Weise. „Und löst jede die

Aufgabe, die ihr gestellt ist und dient mit der Gabe, die sie empfangen hat, so ergänzen und vereinigen sich die Kräfte zur Lösung auch komplicierter Probleme." — Naturvölker, solche waren die beschriebenen Völker Südamerikas, kultivieren heißt wesentlich, sie arbeiten lehren; wie begrenzen sich nun, verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen für uns so wichtigen Fragen, die Einflußgebiete beider Faktoren, der Mission und der Kolonialpolitik? Diese sucht in eigenem Interesse die Eingeborenen zu ihren Arbeitern zu machen, um des Gewinnes willen; der Wege, solches zu erreichen, sind viele und sie tragen leider meistens das Gepräge ihres Ursprungs. Jene dagegen löst die Frage in uneigennützigem, rein pädagogischem Sinn um der Eingeborenen willen, sie sollen arbeiten um ihrer selbst willen, um des sittlichen und materiellen Gewinnes willen. Die Mission ist Erzieherin zur Arbeit, welche ein eminent sittliches Gebot Gottes ist; darum verwirft sie Sklaverei, Hörigkeit, Zwangsarbeit jeglicher Art, erkennt in der Arbeit eine civilisatorische Macht, ein Erziehungsmittel, nicht sowohl die Arbeit selbst lehrend, als vielmehr die durch Sünde und Verkehrung des Gottesgebotes an der Arbeit haftenden Sünden, Trägheit, Habsucht, Genußsucht, Verschwendung durch ihren Einfluß bannend, Fleiß, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Gewissenhaftigkeit, Wohlthätigkeit pflanzend. Wie aber zum andern die die Mission begleitende Kultur das Bedürfnis der Kleidung, Wohnung, Werkzeuge, verschiedenartiger Genußmittel den Eingeborenen zur Arbeit, will er anders dieser Elemente teilhaftig werden, nötigt, so ist endlich nicht das geringste Moment das, daß durch die Arbeit die neuen Gemeinden zu sich selbst erhaltenden erwachsen, geistliche Selbständigkeit also mit der materiellen Hand in Hand geht. Diese Aufgabe aber erfüllt die Mission, indem sie Gesinnung pflanzt, Tugenden lehrt, Kulturbedürfnisse schafft, welche von innen heraus Antrieb zur Betriebsamkeit werden. Sie ist eine Erzieherin, aber nicht technische Arbeitslehrerin, „wollte sie das sein und ihre Boten als Plantagen-Inspektoren aussenden, oder als Fabrikdirektoren, oder würde sie ihre Produkte als selbständige Händlerin auf den Markt bringen, so würde sie nicht nur zur Karikatur, — man denke sich, was für eine Instruktion der Heiland solchen Missionaren gegeben, was für Pastoralbriefe ihnen Paulus geschrieben haben müßte, — sie würde auch mit den Kaufleuten und Kolonisten fortgehend in Kollision geraten!" Das alles ist Aufgabe, Sonderaufgabe jenes Faktors, da liegt seine Bedeutung, da soll er seine ganze Kraft einsetzen. — Um solches zu ermöglichen, bedient sich die Mission nur Mittel geistlicher und

geistiger Art, vornehmlich des Wortes, dieser Gotteskraft, welche den Menschen inwendig umändert und auswendig neu macht und indem sie den höchsten Lebenszweck ins Herz pflanzt: ein Mensch Gottes zu werden, wird sie der Antrieb zu allem, was ein gut Werk, was wohllautend, was eine Tugend ist. So geistlich leitend und freundlich führend, wie ein Arzt den Kranken, eine Mutter das Kind, tritt die Mission nicht in polizeimoralischer und die Eingeborenen verstimmender Weise immer auf Ermahnungen herumreitend auf, wird vielmehr in ihren Sendlingen bei Naturvölkern ein lautredendes Arbeitsvorbild, erhebt sich auch nicht auf den Richterstuhl, noch erniedrigt sie sich zu Bütteldiensten, überläßt vielmehr solches weltlich Recht und Gesetz der zur Seite stehenden Kolonialregierung und richtet ihr Augenmerk nur auf die alten Erbstücke „des eitlen Wandels nach väterlicher Weise", pflegt und regeneriert die gesamten socialen Verhältnisse und erzieht zu christlicher Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, welche von Stufe zu Stufe fortschreitend selbständige Gemeinden und organisierte Volkskirchen schafft. Dann wird Wahrheit, was geschrieben steht bei Jeremias 33, 9: „Das soll mir ein fröhlicher Name, Ruhm und Preis sein unter allen Heiden, wenn sie hören werden alles das Gute, das ich ihnen thue."

Selbstverständlich kann es nicht unsere Aufgabe sein, in das Detail dieses interessanten Gebietes einzugehen, die einzelnen Faktoren erzieherischer Thätigkeit, wie die Schule und anderes, die sich von selbst verstehen, herauszustellen, wir hielten es indes für geboten, vorstehende Fragen zu erörtern, weil gerade sie die unsere Paraguaymission im höchsten Maße bewegenden Fragen sind. Haben die Kolonisten, die Krone Spanien, die Kirche, die Jesuiten diese Gedanken gehabt, gestaltet und ausgeführt? Haben die Jesuiten, dieser vielgerühmte „Kulturfaktor", hier die Säulen ihrer Macht sich geholt, oder beruht ihre Scheinstärke auf anderem Grunde? Stellen wir es hier gleich fest: weil die damalige Mission das Gebiet ihrer Aufgabe verwirrte mit dem rein kolonialer Mächte, weil sie Kulturmacht sein wollte in durchaus unevangelischem Sinne, die Mission aufgehen ließ in kolonialem Wesen, wich sie in steigendem Maße von dem Grunde ihrer Kraft. Gedrängt zwar durch die Not der Zeit, welche auf den Eingeborenen lastete, getrieben zwar von dem Verlangen, dem Geknechteten und Ausgebeuteten Freiheit und Erledigung zu schaffen, betrat die Mission den ihr eigentümlichen Weg, das bekennen wir der Wahrheit zur Ehre, allein in gleichem Maße, wie der Orden erstarkte in Verfolgung seiner Aufgabe, er-

wuchs ihm das Verderben auf dem apostolischer Sendung fremden Wege. —

## A. Die Stellung der Kolonisten zu den Eingeborenen im allgemeinen.*)

Die mittelalterliche Kolonialgeschichte ist ohne Frage eines der schwärzesten, wenn nicht das schwärzeste Kapitel im Buche der Weltgeschichte; es sind Blätter, beschrieben mit Schande und Laster, Verführung und Verwahrlosung, Vergewaltigung und unsagbarer Roheit; von einer heiligen Pflicht, von Sorge um das Wohl der Eingeborenen ist nicht im entferntesten die Rede, Raubbau und denkbar eigennützigste Ausbeutung in jedweder Beziehung ist das Zeichen, unter dem sie steht. — Es ist ein seltsames Geschlecht, dem wir begegnen, voll der denkbar größten Gegensätze. Ungeheurer Golddurst treibt den einen, Verlangen nach Ruhm und ritterliche Abenteuerlichkeit spornt die andern, Missionseifer läßt wieder andere von ihrem Vaterlande sich losreißen und sich in namenlose Meere werfen und ungeheure Landstriche durchwandern! Ein uns unbekannter, ungeheurer Drang! Aber man muß die Geschichte des damaligen Spanien und Portugal kennen, und die Leidenschaften, welche die energische Volksseele belebten, um zu verstehen, wie natürlich diese Instinkte waren samt ihren brutalen Äußerungen, zu begreifen, wie diese Männer Waffenthaten ausführten, welche in den Bereich der Fabeln gehören würden, wenn sie nicht Geschichte wären! Dazu muß man sich die Gestaltung des Landes vergegenwärtigen, um die ungeheure physische und moralische Energie zu würdigen, welche diese Männer Hindernisse überwinden ließ, die ungeheuer waren. Ohne Führer wagten sich ja diese Eisenmänner, ohne Lebensmittel in unbekannte Gegenden, dichte Wälder, in denen sie sich verloren, durch welche die Axt ihnen die Wege bahnen mußte, in überschwemmte Ebenen, in Sand- oder Salzwüsten, wo Wasser und Wild gänzlich ausgingen, — und das alles mitten unter feindlichen Stämmen, welche die Überlegenheit ihrer Waffen ausglichen durch die Menge und durch ihre Bekanntschaft mit dem Lande. Daß solche Leute, welche so hart gegen sich selbst waren, es auch gegen die Besiegten sein mußten, liegt auf der Hand. Zwar fragten diese Abenteurer wenig nach Ländern, deren

*) Moussy 2, 164 ff., Washburn 1, 6 ff., Baluffi 1, Einleitung VI f. und Band 1 an den verschiedensten Stellen, Recueil, Stück 1, 7 ff., Southey 2, 259 f. Vgl. Wittmann, Gesch. 2, 283, überhaupt diesen zweiten Band in Bezug auf die Stellung der Eroberer wie der Kirche zur Eingeborenenfrage; es ist dort verschiedenartiges Material zusammengetragen und sehr geschickt gruppiert, um die Blößen zu decken. —

Reichtum nur in ihrem Boden bestand, welcher allein durch ernste Arbeit ihm abgerungen werden mußte, überließen darum auch die von dem älteren Cabot entdeckten nördlichen Länder den Engländern, welche in ernster Schaffensfreudigkeit dem Boden seine Früchte abgewannen, und zogen nach Süden. Doch als auch hier sich herausstellte, daß Edelmetalle nicht zu finden waren, daß es daher hier nur um eine Ackerbaukolonie sich handeln könne, um Plantagenwirtschaft und Viehzucht, da wandten sie sich diesem Zweige des Erwerbes zu und sahen es als ganz etwas Selbstverständliches und Rechtmäßiges an, die eroberten Stämme unter sich zu teilen, mit dem Leben und der Habe der Eingeborenen nach Gutdünken zu schalten und zu walten, ein feudales Eigentumsrecht über Land und Bewohner sich anzueignen, die Bewohner als Sklaven zu betrachten und zu behandeln, welche lediglich für sie zu arbeiten hatten. Der Eroberer, welcher eine Landbewilligung erhielt, nahm mit ihr die Einwohner in Besitz „as a human stock of his domain.“ Oder um Arbeitskräfte verlegen nahm man sie, wo man sie fand, und von Jahr zu Jahr schwoll in allen Kolonien die indianische Sklavenbevölkerung, die Yanaconas, an. Um so mehr aber glaubten die damaligen neuen Herren dieses System anwenden zu können, als sie aufgewachsen waren in dem socialen Systeme des Mittelalters, welches diese Art der Feldarbeit, Frondienst, als zu Recht bestehend hatte. Dazu begünstigten die königlichen Gepflogenheiten bei Ausstellung der Freibriefe eine derartige Stellungnahme, welche lediglich einer Ausbeutung gleich kam, denn jeder war bedacht, möglichst schnell auf die ungeheuren Kosten zu kommen, welche sein Auszug verursacht hatte. Endlich erwuchs dieses System mit Notwendigkeit aus dem Satze, daß die Neue Welt mit allem, was darin war, dem König von Spanien gehörte kraft päpstlichen Zugeständnisses, und der geringste Knecht stand hier, fern vom Throne, seinem königlichen Herrn gleich. Fassen wir all’ diese Momente zusammen, so werden wir begreifen, wie das Los der Eingeborenen auch hier, wo es keine Gold- und Silberbergwerke gab, trotz der immerhin leichten Feld- und Plantagenarbeit, kein beneidenswertes war; die Arbeit war eine erzwungene, ging gegen das indische Naturell, das stets drückende Recht des Stärkeren lastete auf dem Schwachen, der zum rechtlosen Sklaven heruntergewürdigt ward, und wir verstehen die Klage der alten Berichterstatter über den harten Druck, über die Abnahme der Bevölkerung, — wie viele verschlangen allein die häufigen und oft furchtbaren Züge, auf denen die Geknechteten ihre Herren begleiten mußten, — über den geringen Fortgang in der Bildung,

den elenden und erbärmlichen physischen und moralischen Zustand, in welchem Tausende Unterworfener dahin lebten! —

## B. Das System Iralas und die Stellung der Krone Spanien zur Indianerfrage.*)

Irala, der uns bekannte Statthalter gab diesem unter A gezeichneten System durch Reglements seine gesetzliche Kraft, versuchte aber zugleich die in ihm liegenden Härten zu mildern. Mit diesem Manne und seinem Thun nehmen wir zugleich den Gang der Geschichte wieder auf, welchen die bisherigen Ausführungen unterbrachen.

Im Gegensatze zu der rohen, barbarischen Art und Weise eines Mendoza und der Besatzung von Buenos Ayres in Bezug auf die umwohnenden Indianer, oder eines Salon in Bezug auf die Timbus um Corpus Christi her, war es Iralas erste Sorge, die umwohnenden Guarapi, welche leidlich freundlich und leicht zu behandeln schienen, zu gewinnen, zumal diese bald anfingen die Vorteile zu bezweifeln, welche die Weißen etwa bringen könnten. Während er seinem Gefolge jegliche Ungerechtigkeiten untersagte, verwahrte er die Kolonie Assumption durch Palissaden gegen Verrat oder Überfall, denn es handelte sich auf alle Fälle darum, genug Energie und Würde zu zeigen, um zu gleicher Zeit die Stämme zu erschrecken, zusammenzuhalten und zu beherrschen. Zwei Wege lagen vor ihm bei seinem Amtsantritte: der eine, die Eingeborenen in alter Weise zu berauben, zu drücken und auszurotten; der andere, sie zu christianisieren, zu heben und den Weißen zu assimilieren. Irala wählte den zweiten Weg, indem er auf der einen Seite das Vorgefundene gesetzlich regelte, auf der andern Seite aber einen Schritt that über dieses Ziel hinaus, da er mit Recht erkannte, daß nur so eine Hebung des jungen Gemeinwesens möglich sei.

Das Vorgefundene gesetzlich regeln hieß für ihn die Kolonie erhalten, der Anarchie wehren unter den Genossen, die Eingeborenen im Zaum halten! Nachdem die Armut des Landes an Edelmetallen sich

*) Washburn 1, 29 ff., Page 457 ff., Moussy 3, Tabellen 3, 325 ff., 657 ff., 2, 164 ff., Southey 2, 259 ff., Azara 2, 198 ff., Charlevoix 1, 163 f., Robertson Hist. de l'Amérique 4, 195 ff. Es darf nicht unsere Aufgabe sein, ins einzelne zu gehen, es können vielmehr nur große Züge und die leitenden Ideen sein, welche wir geben; so sollen auch nur die Hauptträger dieser Ideen uns beschäftigen zur Vervollständigung eines Bildes, das scheinbar zu weitgehend das Fundament späterer Ausführung bildet. Das reichere Material findet sich bei Charlevoix 1, lib. 1—5, Techo lib. 1 cap. 10 ff., Raynal 289 ff., Handelmann cap. III, VII—X, Baluffi, Bd. 1 u. 2. Vergl. auch Wittmann, Geschichte, Bd. 2.

ergeben hatte, auch die Schwierigkeiten einer steten Verbindung mit Peru als ungeheuer sich erwiesen hatten, ergriff Irala sofort den mälig sich anbahnenden, oben schon berührten Gedanken der Errichtung einer Ackerbaukolonie unter zwangsweiser Benutzung der eingeborenen Kräfte. Sobald ein Stamm mit Waffengewalt bezwungen war, oder unter spanischen Schutz gegen die wilden Horden seiner Feinde sich gestellt und damit seine Selbständigkeit aufgegeben hatte, verteilte Irala die Stammesgenossen samt dem Grund und Boden wie bisher unter die Sieger „en qualité de Serfs“ in sogenannte „Encomiendas de Yanaconas“ oder „Commenderie de Serfs“. (Yanaconas war Bezeichnung einer Art peruanischer Sklaven oder Heloten.) Es ist das alte spanische System der Komthureien oder Repartimientos, wie die Antillen zuerst es sahen. Nun aber ging Irala über dieses hinaus und suchte dem Verhältnisse seine Härte zu nehmen. Solchem Etablissement stellte er einen Chef vor, Encomendero, der alle ihm Zugewiesenen nach seinem Willen gebrauchen konnte; aber verboten war ihm der Verkauf derselben, schlechte Behandlung, Vernachlässigung oder Verjagung bei schlechter Aufführung, oder bei Krankheiten und im Alter. Er hatte sie zu kleiden und zu nähren, sie Handfertigkeit und Ordnung zu lehren, vor allem sie in christlicher Religion zu unterweisen. Alle Jahre fand eine eingehende Visitation durch den „Schutzherrn der Indier“ statt, bei dem die Leute ihre Klagen vorbringen sollten, der sie auch vor Gericht vertrat. — Anders verfuhr Irala mit den bedeutenderen Stämmen. Sobald ein solcher seine Unterwerfung anzeigte, verpflichtete man ihn, Orte für Flecken und Dörfer und Städte sich auszusuchen und sich Hütten zu bauen. Eine solche Gruppe oder Distrikt mit seiner Bevölkerung hieß Pueblo. Bei Gründung derselben fand genaue Einteilung des Grund und Bodens statt, der jedem Angesiedelten übergeben ward; wie die Ansiedelung selbst in Cuadras abgesteckt ward, so auch der zum Ackerbau bestimmte Grund. Sodann veranlaßte man den Stamm, sich einen Kaziken zu wählen und aus seiner Mitte Alkalden und andere Gemeindebeamte nach spanischem Muster. Sobald das geschehen war, ward die Bevölkerung in bestimmte Sektionen geteilt, mit einem von ihnen erwählten Chef an der Spitze. Jede Sektion bildete eine Encomienda Mitaya, welche einem Spanier in Dienst gegeben ward als Belohnung für Staatsdienste. Mitaya, Mitayos, Arbeitsmänner, nannte man solche ebenfalls nach peruanischem Brauch. Aber der Inhaber solcher Enkomienda durfte nur verfügen über den Dienst der Männer vom 18. bis 50. Jahre und zwar nur für zwei Monate im Jahre.

Die übrige Zeit waren die Indianer völlig frei und in allem den Spaniern gleichgestellt. Für die freie Zeit jedoch hatte jeder Kopf eine Steuer zu entrichten, welche aber nur gering bemessen war. Dem Enkomendero stand eine Jurisdiktion nicht zu, eine solche ward vielmehr ausgeübt durch einen visitierenden Kronbeamten. Ausgeschlossen von jeglicher Arbeit waren die Weiber, die Häuptlinge mit ihren ältesten Söhnen und die Stadtbeamten. Wie begreiflich waren diese Enkomiendas weit weniger gesucht als jene. — Um die spanische Bevölkerung zu mehren, ebenso auch die der Eingeborenen, welche zum Teil in unzugängliche Gegenden vor der harten Faust der Eroberer sich geflüchtet hatten, und um die Spanier zu neuen Unternehmungen zur Erweiterung des Kolonialbesitzes zu ermutigen, gestattete ihnen Irala, da die Krone die Mittel nicht auswarf zur Vergrößerung des Besitzstandes, auf eigene Kosten nach entfernten Gegenden Expeditionen zu machen, um die Indianer zusammenzubringen und sie in Flecken und Reduktionen zu organisieren. Ließ der Unternehmer sich von Staatstruppen geleiten, ward die neue Eroberung in die Klasse der Mitaya eingereiht, im entgegengesetzten Falle gehörten die durch seine Mittel erworbenen Indianer ihm in der Form der Yanaconas. Am Ende von zwei Generationen aber mußten beide Arten von Reduktionen in das régime général übergehen, und die Indianer sollten dann den spanischen Kolonisten völlig gleich gestellt werden, nur eine Kopfsteuer bezahlen und zu Staatsarbeiten herangezogen werden, da man annehmen zu dürfen glaubte, daß sie nach Verlauf einer solchen Zeit genugsam erzogen sein würden, um für ihr Fortkommen sorgen zu können. Wie leicht begreiflich kamen die Conquistadoren dieser Anregung Iralas nur zu genau und bereitwillig nach, und hier zeigt sich gleich die ganze Härte des Systemes; so erziehlich es auch gedacht sein mochte, von echter Pädagogie war es weit, weit entfernt. — Mit diesen Maßnahmen Iralas deckte sich die Stellung der Krone, denn in dem von uns beschriebenen Gebietsteile wandte die Krone Mittel an und schlug Wege ein, welche weit verschieden waren von denen, welche sie in andern Teilen Amerikas befolgte, gar nicht zu reden von dem schwankenden Verhalten Portugals in derselben Frage. Es war der Geist eines Karl V. und seines berühmten Reglements vom Jahre 1542, der hier mehr oder weniger zur Geltung kam, ein hoher geistlicher Würdenträger, der Bischof Pedro de la Torre, war der Vermittler und gern gesehene Helfer bei Iralas Streben. Die Stellungnahme der Krone, vgl. Charlevoix 1, 35, deutsche Ausgabe 1, 174 f., charakterisiert sich eben einerseits als ein Entgegentreten

dem Mißbrauche, wie er den ersten Konquistadoren eigen, zugleich aber als eine Sanktion der Kommenden und als ein Versuch, die gezogenen Schranken fest zu gestalten durch die von ihr ernannten aufsichtführenden Beamten. So glaubte sie aller Schuld enthoben, auch dem Drängen der Geistlichkeit gerecht geworden zu sein, wenn sie sich bemühte, ein immerhin grausames System zu regulieren, welches zu unterdrücken sie kaum versucht hatte. Wahrhaftig, die Regulative waren gut, auch der Schlußstein recht schön, aber dieses System, von dem die spanischen Gesetzgeber eine Civilisation erhofften, ward durch die Eroberer ein Mittel der Unterdrückung. Im Geiste der Habsucht und Grausamkeit ward es gegründet und mit Hintansetzung der Regulative in demselben Geiste ausgeübt! „Denn da hier so wenig, wie anderswo der Spanier seinen Charakter verleugnete, wonach er nur erwerben will, ohne seinerseits nur das Geringste zu leisten, so entwickelte sich die schlimmste Leibeigenschaft, welche drückender war, als die Sklaverei selbst. Es war allgemein zugestanden, daß die strengere Form der Kommende, die sich nicht mehr wesentlich von der Sklavenplantage unterschied, für den Indianer die günstigere sei, weil der Herr bei ihr wenigstens ein Interesse an der Existenz des Arbeiters hatte. Diese Zustände wurden noch besonders unleidlich dadurch, daß sich die Eroberer hier nicht rein erhalten hatten, vielmehr war hier ein spanisch-indianisch Mischvolk erwachsen.“ Gothein 12. Doch damit stehen wir vor einer weiteren, oben angedeuteten Idee Iralas. —

Das Zweite, worauf Irala sein Augenmerk richtete und worin er eine Aufgabe seines Lebens erkannte, war der Versuch, die weiße und rote Rasse zu verschmelzen, damit für kommende Zeit die eine nicht Sklavin der andern würde, damit ein Geschlecht erwachse, welches das doppelte Recht der Eroberer und der ursprünglichen Besitzer an den Boden geltend machen konnte. Es will uns scheinen, als habe Irala mit diesem Gedanken eine Selbstkritik geübt an dem von ihm eingeschlagenen ersten Wege, dessen Unzulänglichkeit, ja Schwierigkeit ihm einleuchtete. — Die alten Veteranen, welche die Zeit des größten Glanzes und der Machtentfaltung Spaniens gesehen hatten, ehrgeizige und hochstrebende junge Kavaliere, welche Spaniens Banner getragen, oder die ersten Jahre ihrer Mannbarkeit am spanischen Hofe zugebracht hatten, Privatpersonen aus guter Familie und reich, — diese Leute verschiedenen Geschmackes und andersartiger Absichten hatten in der ersten wilden Zeit zu Weibern genommen, welche sie wollten, und Verbindungen geknüpft, die freilich weder religiöse, noch legale, noch moralische waren.

Mit allem Ernste drang nun Irala darauf, diesem seinem Gefolge die Pflicht der Treue gegen diese Weiber und die der Vaterschaft gegen die Kinder einzuprägen. Wohl wissend, wie auch in der Sprache ein mächtiges Band gegenseitigen Einvernehmens und schneller Einigung liege, ging sein Absehen weiter dahin, beide Völker durch eine Sprache zu einen; nicht aber das Recht des Stärkeren, Gebildeteren in Anspruch nehmend, wie er gekonnt hätte, ließ er mit kluger Berechnung nicht die Guarani spanisch lernen, sondern erhob die Guarani-Sprache zur Sprache des Landes für beide Teile. Und in der That lernten seine Soldaten bald ihrer Weiber Idiom und paßten sich ihren Gewohnheiten an, soweit es eben möglich war und der Kulturmensch in ihnen zuließ. Ob es eine weise Maßregel war, den Eingeborenen-Dialekt für das heranwachsende Mischblut zu bewahren, muß mindestens bezweifelt werden. Ohne Zweifel diente die Maßnahme jenen Männern und setzte sie in Stand, einen anders damals kaum möglichen unkriegerischen Einfluß über die Eingeborenen zu gewinnen und zu bewahren; ohne Zweifel heißt es für jede Kolonialregierung Respekt haben vor der Muttersprache und sie pflegen samt der Eigenart des Volkes, aber hier hieß es doch nichts anderes, als die vom Mutterlande so weit entfernten und von erfrischenden Kultureindrücken abgeschnittenen Träger der Kultur hinabziehen auf den Standpunkt heidnischer Barbarei, denn auch andere, geistig „aufhaltende" Mächte waren nicht vorhanden. Nicht minder muß in Frage gestellt werden, ob es eine weise Maßregel war, die Spanier zu ermuntern, indianische Weiber zu nehmen und ihrer natürlichen Nachkommenschaft den Kindesplatz einzuräumen, anstatt sie der Mutter und dem Schicksale zu überlassen. So sehr wir Iralas Schritte verstehen angesichts der bedrängten Lage und den sittlichen Ernst hochschätzen, der seine Handlungen diktierte, ebenso sehr verwerfen wir seine Politik, welche zur Zeit wohl Früchte zeitigte, notreife Früchte, deren Resultate aber, was dauernde Volkswohlfahrt angeht, entschieden traurige genannt werden müssen. Es thut immer nicht gut, ein wenn auch edles Reis auf einen Wildling zu pfropfen, der in der Wurzel verdorben und nur durch einen geistigen Prozeß veredelt werden konnte, wie überhaupt ein derartiger nur physischer Vorgang einer Zuchtwahl mit ihren Experimenten gleichkommt und niemals bei geistleiblichen Wesen das oder überhaupt nur ein günstiges Resultat erzielt. Nichtsdestoweniger war die Maßregel Iralas human und gut beabsichtigt und zeigte, daß er zum wenigsten die Rechte der alten Bodenbesitzer zu respektieren und ihre Gewohnheiten und Vorurteile nicht weiter zu ändern und zu

vergewaltigen wünschte, als gerade zur Sicherheit und zum Schutze seiner Leute nötig war.

Obgleich die Assumption umwohnenden Guarani sich anpassender zeigten und friedfertiger waren als die Stämme, mit denen Spanien bislang in Berührung gekommen war, zuerst hoch erfreut schienen über die Ankunft der Spanier, mußten sie doch gar bald erkennen, daß deren Gegenwart nichts Gutes für sie als Volk bedeute, denn die Masse seufzte unter den Kommenden, und man beschloß der Spanier Verderben. Die arglistigen Indianer ersahen sich zu ihrem Vorhaben einen Tag, auf welchen Irala die große Masse nach Assumption entboten hatte, um durch eine glänzende Prozession die Gemüter dem Christentum geneigt zu machen. Allein das Komplott ward entdeckt durch die Konkubine des Salazar de Espinosa, welche es diesem verriet, nachdem ihr indianischer Liebster (!) sie heimlich gewarnt hatte, — ein Vorgang, welcher, wie weiter unten zu berichten, von echt römischer Legendenbildung wunderbar verschoben und entstellt ist. Die sofort verhängte sehr strenge Strafe, man hing die Rädelsführer an die Palissaden, machte großen Eindruck, die Guarani versprachen fernerhin gute und treue Freunde und Bundesgenossen zu sein, ja, mehr als das, die Kaziken und andere vornehme Indianer, welche bislang spanischer Freundlichkeit sich ferngehalten hatten, gaben nun ihre Schwestern und Töchter willig her, um, wie einst die sabinischen Weiber, ein gemeinsames Band des Vertrauens und der Zuneigung zwischen beiden Rassen zu bilden. Iralas System trug jetzt seine Früchte. In den drei Jahren, für welche er zum Gouverneur erwählt war, hatte er vieles vollbracht, hatte Furcht und Vertrauen geschaffen, beide Rassen miteinander verbunden, verschiedene Niederlassungen gegründet, damit feste politische und sociale Herde, und nach menschlichem Ermessen den Grund zu einer Kolonie gelegt, welche der Kern eines großen und mächtigen Gemeinwesens zu werden versprach. Ein klarerer Tag brach an für die unglücklichen Kolonisten. Dafür sprach auch die wunderbare Fruchtbarkeit des Landes und die Manigfaltigkeit der Erzeugnisse, und was von besonderem Werte für das dauernde Heil eines in der Kindheit stehenden Staates war, der Mangel an Gold und Silber. —

Die Krone Spanien ahnte wohl das Wirken Iralas und durchschaute seine Pläne, welche entschieden auf Selbständigkeit hindrängten, (vgl. hierzu die Stellung, welche Charlevoix zu Iralas Person und Werk überhaupt nimmt,) so beschloß sie Verstärkung zu senden und statt des vom Volke ad interim erwählten Irala einen königlich bestallten

Gouverneur, um durch sein Gewicht die Interessen des Mutterlandes zu vertreten. Die Person eines solchen ward gefunden in Alvaro Nuñez de Vera Cabeza de Vaca, einem Manne von strenger Rechtlichkeit, gesundem Urteil und praktischem Sinn, dazu beträchtlichen Vermögens, Grund genug bei der steten Geldkalamität ihn zu wählen. Mit 400 Mann und 4 Schiffen, mit allerlei Bedürfnissen, mit Pflanzen und Sämereien, ebenso mit Pferden und Hornvieh, das er als der Erste nach La Plata brachte, zog er aus, drang von St. Katharina über Land nach Assumption vor, während ein Teil seiner Gefolgschaft zu Schiffe weiter zog. Mit ungemeinem Geschicke überwand er die ungeheuren Schwierigkeiten dieses weiten und langen Zuges und kam, ohne einen Mann verloren zu haben, 1542 in Assumption an, wo Irala willig seine Macht in seine Hand legte. Zwar standen hier die Dinge im allgemeinen gut, allein durch die fortgesetzte Strenge Iralas waren Schwierigkeiten erwachsen, da einige aufrührerische Elemente seiner Gefolgschaft gierig nach Gewinn immer wieder die Indianer empörend behandelten und glaubten, daß der von ihnen selbst erwählte Gouverneur gestatten müsse, ohne Rücksicht die Indianer zu drücken. Darum sah Vaca seine Aufgabe vor allem darin, einen Ausgleich herzustellen nach Seite der Eingeborenenfrage; und das gelang infolge seiner unentwegten Geradheit. Aber bei allen seinen Fähigkeiten hatte er nicht das Vermögen, seine eigenen Landsleute im Zaum zu halten und zu krontollieren; er hatte ins einzelne gehende Verhaltungsmaßregeln vom Könige erhalten, ihnen nach handelte er wörtlich, aber nur wenige spanische Beamte waren zufrieden mit den Anforderungen, welche die Ehre gebot und treuer Dienst verlangte. Irala war es immer wieder gelungen, durch seine Lebendigkeit und seinen Enthusiasmus, mittels deren er die Hoffnung hoch hielt, doch noch den Weg nach Peru zu finden, seiner Leute Gier zu bändigen und Gehorsam zu erzwingen, aber Vaca trug sich mit solchen Hoffnungen nicht, und die Abenteurer sahen ihre Luftschlösser in nichts verschwinden, als sein Zug nach Peru gänzlich ins Wasser gefallen war; die strenge Sittlichkeit und die gerade Gerechtigkeit Vacas paßten durchaus nicht in die Praktiken oder Wünsche so vieler der leitenden Kolonisten. So entstand eine Opposition gegen ihn und sein Regiment und man beschloß seine Absetzung. Während Iralas Abwesenheit auf einem Kriegszuge kam der Plan zur Ausführung, Irala ward zum zweiten Male, 1545, zum Statthalter gewählt. Diesem Schuld beizumessen in irgend einer Weise ist nicht gerecht; daß er die Wahl annahm als Untergebener Vacas spricht wohl gegen ihn, allein er wußte zu gut, daß, wenn er die

Wahl nicht annahm und Vaca wieder ans Ruder kam, eine solche Animosität entstehen würde, die zur Anarchie führte und der Kolonie den Untergang brächte. Es war aber nur die Wahl zwischen diesen beiden Männern. Noch während des schwebenden Prozesses ward Irala von der Krone bestätigt in der Regierung, die er mit Glück und Erfolg führte. Infolge der günstigen Berichte nahm die Einwanderung zu, neue Städte wurden erbaut mit ordentlicher Stadtverwaltung, unter der die Indianer ebenso sehr wie die Spanier ihr Recht finden sollten und ihren Schutz. Mit Konsequenz ging Irala auf dem beschriebenen Wege weiter, und so bestimmte seine Amtsdauer für immer den socialen und politischen Charakter des Volkes, wenigstens in den Verkehrszentren, welche spanische Betriebsamkeit schuf, allerdings ein Volk von eigentümlichen Gegensätzen: eine Mischung von Verfeinerung und Barbarei, Bildung und Unwissenheit, von Resten höfischen Wesens und recht südamerikanischen Paganismus!

Neben dieser Thätigkeit nach innen stand mit gleicher Energie ein Vorgehen und Dringen nach außen, mancher Zug gegen feindliche Stämme ward unternommen; er fuhr den Paraguay viermal hinauf, durchzog das zwischen den großen Wasserstraßen liegende Gebiet, kreuzte den Parana jenseits des großen Falls und zog an seinem linken Ufer hinauf bis zum Tiete, durchmaß die Provinz La Guayra und baute Ontiveros als Vorposten gegen die Mamelukos und Tupis und machte von Peru bis Brasilien den spanischen Namen bekannt und gefürchtet. La Guayra ward 1557 ganz unterworfen, 40000 Familien wurden in Kommenden verteilt, Ciudad Real entstand. Den Paraguay hinauf schob man die Kolonien, auch auf der Chacoseite des Flusses versuchte er ein gleiches, aber vergeblich. Die Eroberung Paraguays sah ihrem Ende entgegen, zumal Irala, wie wir gesehen haben, durch Versprechung von Kommenden die Unterwerfung verschiedener Stämme begünstigte. Endlich gab er sogar dem Drängen seiner Genossen Raum, den Goldweg nach Peru zu suchen, trotz aller bis jetzt gemachten trüben Erfahrungen. Glücklich gelangt er hin, findet aber Peru in den bekannten Parteikämpfen und kehrt nach 1½jähriger Abwesenheit wieder heim, nicht mit Gold und Silber beladen, wohl aber 12 000 Gefangene leitend, welche dem bekannten Lose anheimfielen. — 1557 hieß der Tod ihn sein Amt niederlegen. Unermüdlich thätig zum Besten der Kolonie, der geknechteten Indianer, war er Haupt und Seele des Gemeinwesens, das er materiell und geistig hob. Er suchte die große Frage in der That zu lösen mit fester Hand, ob auch mit freundlichem Worte, väter-

lichem Herzen und mit unter allen Umständen gerechtem Sinne? — unsere Ausführungen haben die Antwort gegeben. Begann er ein Neues, so lag das Neue in dem gewissen Schutze, den er den Eingeborenen angedeihen ließ, während er die zwei anderen Forderungen: Christianisierung, Erziehung, der Kirche überließ, obgleich er es auch versuchte, die ethische Frage durch Legalisierung der Konkubinate in Wirkung zu setzen. Er hatte lange genug gelebt, um für den Augenblick seine Politik gerechtfertigt zu sehen durch den Erfolg. Daß die Resultate seiner Pläne nach seinem Tode so verschieden waren von dem, was er vorausgesehen, lag in den Mitteln, die er gewählt, wie oben schon nachgewiesen, in den Gesetzen, mit denen er die Lösung der Indianerfrage angestrebt; denn die Mischung zweier so verschiedener Rassen mußte eine langandauernde Inferiorität erzeugen neben frechem, brutalem Stolze gegen den „Waldindianer", und die Maßregeln, die er getroffen, mußten ganz ins Böse verkehrt bitterböse Früchte zeitigen. —

Nach seinem Tode ward trotz des schnellen Wechsels der Statthalter der Bestand der Kolonie nicht in Frage gestellt. Die halbblütigen Nachkommen waren herangewachsen; infolge der trotz Irala locker gebliebenen Moral nahm die Bevölkerung schnell zu, die Kolonie wuchs trotz kleinlicher Eifersüchteleien und Rivalitäten, trotz manchmal schwerer Indianer-Revolten und blutiger Dämpfung dieser Aufstände, welche durch die Reglements Iralas heraufbeschworen wurden. Denn so verhältnismäßig leicht der erzwungene Dienst war, waren selbst wiederholte Niederlagen kaum imstande, die Geknechteten andern Sinnes zu machen. An einigen Punkten sahen sich die Spanier sogar gezwungen, die Bevölkerung zu vernichten oder zu versetzen. So ging eine große Anzahl von Stämmen unter, der Name verschwand wie der Rest unter den übrigen Bewohnern. Der Wohlstand der nicht ehrgeizigen Bevölkerung nahm zu, die reiche Natur, welche leicht und im Überfluß alles gab, trieb das Volk zu einem Leben der Indolenz und arkadischer Einfachheit, während andererseits der rastlose spanische Geist zu stets neuen Unternehmungen fortriß; Städte und Plätze wuchsen an den entgegengesetztesten Enden des La Plata-Bassins empor, und nach Besiegung der Querandis um das verfallene Buenos Ayres her, war der Spanier Macht ohne Frage. Dieselbe ward noch befestigt durch den kühnen Don Juan de Garay, welcher 1575 zum Statthalter erwählt ward. Er führte Iralas Pläne aus durch Gründung von Dörfern und Reduktionen, besonders in der Guayraprovinz, gründete 1580 Buenos Ayres von neuem und wußte auch durch einen zweiten großen Sieg über die Querandis diesen Sitz

zu behaupten. Mit dieser That Garays war die Eroberung der La Plata=Länder vollendet. Aber erst am Ende des zweiten Jahrhunderts der Okkupation hielten sich die Indianer in den von den Spaniern besetzten Kantonen ganz ruhig, die Enkomiendas hatten endlich ihre Schuldigkeit gethan. —

Während hier die Spanier Schritt für Schritt vorgedrungen waren, waren ihre Brüder nicht unthätig gewesen, denn von Westen her waren sie in die weiten Ebenen herabgestiegen, waren bis Sa. Fé gekommen, wo sie den diesseitigen Spaniern die Hände reichten. Das errungene Land hieß Tucuman, 1560 erhob man es zur Provinz, gründete 1562 Cordoba und gab die Indianer, 40 000 waffenfähige Männer, in Kommende. In demselben Jahre 1560 hatte Nuflo de Chaves oben im Norden in der Chiquitoslandschaft Santa Cruz de la Sierra gegründet, sodaß nun das ganze von uns beschriebene Strom=gebiet spanischem Einflusse offen stand, spanische Stationen an den äußersten Enden aufblühten, welche geeignetem Vordringen den Stütz= und Aus=gangspunkt boten. Nur das von uns beschriebene Chacogebiet blieb zur Zeit noch den Spaniern verschlossen, selbst eines Irala und Vaca tapferer Arm war nicht imstande, den Schlüssel dieser Burg zu ge=winnen, höchstens gelang es den Genannten, unter großen Verlusten durch das nördliche Gebiet nach Peru vorzudringen. Von da an schweigt die Geschichte über diesen Weg, über das nördliche Chaco besonders, es ist unbekanntes Land, das Kolonialinteresse konzentrierte sich um die Gelände der großen Ströme und um Tucuman. —

Werfen wir endlich noch einen kurzen Blick auf die staatliche und gouvernementale Gliederung dieses ungeheuren Gebietes. An der Spitze der Verwaltung der Kolonien stand der König mit dem „hohen Rate von Indien"; geographisch abgeschlossene Kolonialkomplexe empfingen den Namen Vicekönigtum', von einem Vicekönig und Generalkapitän be=herrscht. In Südamerika war das „Vicekönigtum Peru" der zusammen=fassende Name für die uns interessierenden Länder. Neben diesen obersten Kronbeamten stand die „Königliche Audienza" oder Gerichtshof. Die Provinzen der Vicekönigreiche hatten ihre Statthalter oder Gou=verneure und besondere Intendanten. Das ungeheure, neuerworbene Gebiet zerfiel in drei Gouvernements: Tucuman mit Cordoba, Buenos Ayres mit gleichnamiger Stadt, Paraguay mit Assumption. Vergl. Baluffi 2, 127 ff. und Ulloa über die geographische Begrenzung der Gebietsteile. —

### C. Die Stellung der römischen Kirche zur Eingeborenenfrage und erste Missionsversuche.*)

Schon wiederholt sind uns bei unserer Darstellung Missionsbestrebungen begegnet, wie wir auch betont haben, daß in einer Epoche brennenden Glaubens, welcher die spanische Nation damals durchglühte, der Eifer der Heidenbekehrung nicht eins der geringsten und letzten Motive war, welches jene Männer zur Eroberung einer neuen Welt trieb. Als ein Mendoza auszog, war ein hervorragender Punkt seiner Instruktion der, durch acht Religiosen das Evangelium predigen zu lassen, „denn die Bekehrung der Eingeborenen sei es, welche ihm, dem Kaiser, besonders am Herzen liege." Charlevoix 1, 35, vgl. 1, 170; ein Vaca versäumte nicht, Ordensleute mit sich zu nehmen als Träger evangelischer Botschaft, vollzog treu seines Herrn Befehl, hielt Besprechungen mit Klerikern, Laien und Notabeln der Stadt wie mit den Kaziken der Indianer in dieser wichtigen Frage, wies Bekehrern und zu Bekehrenden ihre richtige Stellung zu einander an im Namen des Kaisers, Charlevoix 1, 61 f.; und der weitschauende Irala tritt uns als ein entschiedener Förderer dieser Bestrebungen entgegen, anderer Männer nicht zu gedenken, vgl. deutsche Ausgabe des Charlevoix 1, 174 u. 175. Auf den ersten Blick erscheint dieser überall sich uns zeigende Missionsgedanke ein entschiedener Vorzug der damaligen Entdeckungszeit, der Missionsgedanke scheint den Entdeckern verständlich und lebendig, während er in unseren Tagen ihnen erst hat eingetrichtert und mundgerecht gemacht werden müssen. — Ein Zweites noch kommt hinzu, was zur Beurteilung nötig ist. Neben allem Greuel der Eroberung und aller Barbarei damaliger Abenteurer, neben ihrem Durste nach Reichtum steht nach dem Zeugnisse unserer Berichterstatter, z. B. Charlevoix, ein gewisser geistlicher Durst, so daß die Entdeckung peruanischen Goldes z. B. nicht größere Freude erregen konnte, als, in der ersten Zeit der Eroberung wenigstens, die Ankunft weniger Geistlicher. Der erschlaffte Geist unserer Zeit hat keinen Sinn und kein Verständnis für ein derartiges kirchliches Bedürfnis jenes Zeitalters; alle Triebe, tief materielle, wie höchst ideale, sind aufs mächtigste angespornt und in Aktion gesetzt! Die Kirche sorgte gar bald für Erbauung dieses Geistes der Frömmigkeit. Assumption ward 1547 zum Bischofssitze erhoben, wie auch Cordoba und Buenos Ayres; mit den Eroberern hielt die Kirche gleichen Schritt, und

*) Azara 2, 185 ff., Robertson histoire de l'Am. 4, 207 ff., Dobrizhoffer 2, 82 f., Page 158 f., Missionsmagazin 266 f. Wittmann, Gesch. 2, 230 f. u. ö. Vgl. Teil 2 dieses Werkes bei Beantwortung der Frage nach Entstehung des Reduktionsgedankes. — Baluffi 2, 67 ff.

der ganze weite Apparat römischer Hierarchie der Alten Welt ward auf die Neue Welt übertragen mit Einschränkungen jedoch, welche zu erörtern erst später Gelegenheit genommen werden wird. — Angesichts dieser zwei Thatsachen müssen wir uns zwiefach wundern und erstaunt fragen, wie es möglich war, daß eine Behandlung der Eingeborenen Platz greifen konnte, wie wir sie in unseren Ausführungen kennen gelernt haben. „Es wird zweifelsohne bekannt sein, belehrt uns antwortend Brief 332 des Weltbott, Bd. 2, Teil 14, daß die Spanier bei Eroberung dieser westindischen Länder eine lange Zeit gezweifelt haben, ob derselben Inwohner wahrhaffte Menschen, oder vielmehr verstandlose Thiere seien, welche zwar den Menschen in vielen Sachen, wie der Aff, gleichsehen, und dennoch weder mit vernünftigen Seelen begabet, noch um des ewigen Lebens willen erschaffen wären." Und neben die Laien stellt Dobrizhoffer die berufenen Vertreter der Kirche, wenn er uns berichtet: „Thomas Ortiz, Bischof von St. Martha, schrieb auf Grund langer Erfahrungen an den Hof: die Indianer seien so roh wie das Vieh, stumpf von Verstande, albern, blödsinnig. Zur Erlernung der vornehmsten Hauptlehren des Christentums ganz unfähig und überhaupt ohne alle menschliche Vernunft und Beurteilungskraft. Ich schäme mich alle die abscheulichen Laster, welche er ihnen schuld giebt, hier anzuführen. Einige andere Spanier gaben die Amerikaner für so dumm aus, daß sie glaubten, man müsse ihnen auch in ihren reiferen Jahren die Taufe wie den kleinen, noch unmündigen Kindern erteilen, sie von der Verbindlichkeit zur Beichte loszählen und zu den übrigen Sakramenten nicht zulassen." Und die lieblichen Titel aus späteren Jahrhunderten, welche römische Kirchenmänner den roten Leuten beilegen, lassen uns auf ihre Stellung im Entdeckungszeitalter ein nur zu trauriges Licht fallen. Dobrizhoffer nennt sie „dümmer als das Vieh" 2, 84, Sepp: „so wild, als die Bestien, unter denen sie leben, die auch vom Menschen nichts weiter an sich haben, als nur die Figur", Lettr. éd. XI, 392, id. XII, 50; VIII, 9; XXV, 3. Der Weltbott heißt sie „puhres Vieh", Bd. 5, Tl. 29, Brief 556; „lauter Waldteuffel" 3, 17, 391; „in vielen Teilen unvernünftiger als das witzlose Viehe und die wilden Bestien, welche nicht verstehen, was man ihnen sagt, noch einiger Unterordnung fähig sind. Solchen Unverstand lassen sie niemahlen greifflicher an sich verspühren, als wenn der Priester ihnen von Glaubenssachen und seinen Geheimnissen redet: da mag er viel Nieremberger Trichter umsonst verbrauchen (nach erstangeführtem Briefe „Stemmeisen und Hammer"!!) bevor er ihnen durch die dicke Hirnschaale einen Tropfen

Witz!! (NB. es handelt sich um Glaubenssachen) biß ins Hirn bringen wird. Ein Tyroler Bauer würde unter diesen Barbaren wirklich als ein arglistiger Weltweiser, ja als ein vollständiges Ebenbild höchster Vernunft dastehen" 3, 17, 389. Und von diesen „Bestien" „apostolischer" Männer sagt unser Heiland: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle!" Schande und Schmach über diese sogenannten „Apostel"! Vergl. dazu Baluffi 2, 264. !! „Vieh", sagt der Sendbote Roms, heißt das die Not des Heiden mitfühlen oder verstehen, oder heißt das ein „Apostel" sein, d. h. ein Sendbote Jesu Christi? Wie fein verstehen diese „apostolischen" Männer ihres Sendherrn Wort: „Schafe"! Noch andere Züge werden später zu diesem hinzutreten und diesen locus classicus römisch-missionarischer Weisheit beleuchten! Paul III erklärte endlich 1537, wie Weltbott 2, 14, 332 berichtet „nach gründlich erwogener Sach"!!: „Indos ipsos, utpote veros homines („was die Wesenheit anlanget, wahre Menschen und stammten sowohl als wir von dem allgemeinen Vatter Adam her", Weltb. 2, 14, 332) non solum fidei catholicae sed etiam Sacramentorum capaces existere decernimus et declaramus." Nichtsdestoweniger ward den Indianern Südamerikas, trotz gehöriger Beichte das Abendmahl weder alle Jahre einmal, noch auch auf dem Totenbette gespendet. Denn trotz ihrer Macht waren die Päpste nicht imstande, die gefaßten Vorurteile bei Klerikern und Laien zu bannen, unverstanden verhallte die begeisterte Fürsprache eines Las Casas. Vergeblich waren Kirchenversammlungen zu Lima, vgl. Baluffi 2, cap. XIII, es blieb alles beim alten; wohl lag das unfehlbare Erkenntnis über die Menschenwürde des roten Mannes in den Archiven der Bischöfe, wohl versuchten die Kirchenbehörden eine Wandlung, die Pfarrer der Indianer blieben bei ihrem Standpunkte, schützten stets die Verstandesschwäche, Unwissenheit und eingewurzelte Laster vor, bis die Synode von La Paz 1638 diese Unwissenheit der Trägheit der Pfarrer zuschrieb, welche, hätten sie jene fleißig unterwiesen, ohne Zweifel in die Köpfe der Indianer Licht und in ihre Herzen Ordnung gebracht hätten. Die Zeit erst und das mannhafte Auftreten der Jesuiten bannte dieses Urteil. Einen Vorteil errang allerdings der arme Indianer bei dieser Streitfrage, er blieb bewahrt vor den furchtbaren Tribunalen der Inquisition durch ein Dekret Philipp II., welches ihn unter die Diöcesan-Gerichtsbarkeit stellte. —

So schwindet der Ruhm und der kaum gewonnene Lichtblick in nichts, vielmehr ist es ein tieftrauriger Blick in die Geistesarbeit der

römischen Kirche, einer Kirche, welche die ihr botmäßigen Völker der Alten Welt so wenig gefördert in jahrhundertelanger Zucht, und eine Schriftwahrheit, daß Gott gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, so wenig eingeprägt, einer Kirche, welche es vergessen konnte, daß die allein Christi Jünger seien, welche Liebe untereinander üben, — welche es möglich machte, daß derartiges einreißen und energisch verfolgt werden konnte! Fast sollte uns das Verständnis ausgehen für die Haltung einer Körperschaft, welche sich Kirche heißt, wenn wir nicht wüßten, daß Hierarchie und Herzlosigkeit stets gepaart einhergehen. Und wenn ja Rom endlich, gedrängt durch einen Prediger in der Wüste, sich aufraffte und scheinbar entgegenarbeitete, wie konnte ein Auftreten fruchten, das nicht aus dem innersten Geiste des Evangelii erwachsen war, welches ferner deshalb an durchschlagender Macht verlor, weil Rom selbst durch Begünstigung der Sklaverei, um das Mindeste zu sagen, der Wertschätzung der Menschenwürde und Freiheit der Indianer kräftigst entgegenwirkte (vgl. Brecht, Kirche und Sklaverei) und so seinen Untergebenen fast möchte man sagen Freibriefe erteilte zu ihrem oben dargelegten Standpunkte. Es war die Aufgabe der Kirche, die zu Boden getretenen Völker mit linder Hand zu heben, die Wunden zu heilen, welche rohe Wut geschlagen in blindem Daherstürmen! Lesen wir aber römische Autoren, z. B. Baluffi, oder die hohen Worte, welche auf den Limensischen Synoden geredet wurden, muß uns ein Zwiefaches wundern, erstens daß es nötig war, solche selbstverständliche Dinge in Bezug auf Missionsgemeinde und Missionsdiener auf langen Synoden zu erörtern; wie muß es nach ihnen in den Indianerpfarreien ausgesehen haben! Zweitens wie es möglich ist, daß römischer Eifer den hiatus nicht erkennt zwischen der Wirklichkeit und dem Ruhme, den besagter Eifer mit vollen Backen dahertönen läßt. Baluffi, Einleitung u. cap. XIII, vgl. Touron X, 254 ff. Techo 101: „Adeo, ut satis appareret, qui eos baptizaverant, non animarum curae, sed suis rebus studuisse!“ — Beide große Gewalten, Kirche und Staat, berufen zu sittlichem Thun, eifern um die Wette, das Gegenteil zu erreichen, hier dominiert allein das materielle Interesse, und die Kirche, zur Magd des Staates erniedrigt, vergißt vollends ihre Aufgabe und thut so zwiefache Sünde. Ob die Jesuiten ihr Auftreten für die geknechtete Rasse und den Ruf nach Freiheit selbstlos gethan haben, wird die später folgende Ausführung ihrer Thätigkeit zeigen. Das ist Roms und seiner Diener Stellung zur Indianerfrage. —

Selbstverständlich entsprach der gezeichneten Stellungnahme der beiden Faktoren die Mission der ersten Periode; es ist lediglich Staatsmission, Kolonialmission in des Wortes weitgehendster Bedeutung und die Mission war Dienerin, gehorsame Dienerin, eines ausbeutenden Staatswesens, es war das Interesse des Enkomendero, das sie vertreten mußte. Und wenn die Kirche ihre Stellung überhaupt vergessen hatte, als Mission treibende Macht gab sie den letzten Rest Selbstachtung auf (vgl. Valussi, dessen Ausführungen lediglich den Ruhm der prächtigen Staatsmission bezwecken) und bequemte sich zu Mitteln, welche, je und je ihrem Wesen konform, die ganze Oberflächlichkeit römischen Wesens sowie das Abgeirrtsein von der Instruktion erkennen lassen, welche der Erlöser seinen Jüngern, seiner Kirche gab.

Was uns über die ersten Missionsversuche berichtet wird, ist leider nur ungemein wenig. Franziskaner besonders und Mercenarier waren die ersten Boten auf dieser Seite des Kontinentes; aber wie die Qualität der Geistlichen, stand auch ihre numerische Stärke durchaus nicht im Verhältnisse zur Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, Dobrizhoffer 1, 67, Moussy 2, 164 ff., 3, 659, Charlev. 1, 171. Von ihrer Methode ist auch nur wenig auf uns gekommen, jedoch genug, um das oben behauptete zu rechtfertigen. So wurden z. B. in Tucuman hin und her Kreuze errichtet als geweihte Stätten, Asyle; „die Heiden thun in ihren Dörfern dasselbe und lernen so schätzen, was sie hernach anbeten sollen“, Techo 14. Ein Irala richtet eine große Prozession her, um durch solch äußerliches Blendwerk den für dergleichen empfänglichen Sinn der Heiden zu bannen und dem Evangelio geneigt zu machen. Ein Vaca eifert mit seinen Klerikern auf seiner Reise nach Peru in „Königshafen“ gegen die Ohnmacht der tauben und stummen Idole, gewinnt mit Mühe die Verbannung derselben den Heiden ab, welche infolge dieses Skandalon die Rache ihrer Dämonen fürchten, läßt sodann mit Pomp ein Kreuz errichten und Messe lesen, was zu bedeutender Beruhigung der Indianer beitrug, — ein chassé-croisé. Charlev. 1, 82. Ohne die Sprache zu verstehen, ohne sich überhaupt Mühe zu geben sie zu erlernen, taufte man ohne Wahl, ohne Unterricht; fast unglaublich sind die Angaben über die stattgehabten Taufen, und man würde sie schwerlich glauben, wäre nicht dieser Brauch bekannt aus allen Gebieten damaliger römischer Mission. Einen geistlichen Siegeszug gedachte man zu inscenieren ohne zu bedenken, daß geistliche Dinge wollen geistlich geführt sein! Robertson 4, 223 ff., Hazart 2, 327, Dobrizhoffer 2, 67, Techo 20, Charlev. 1, 172, 175, 178, 187, 190,

226 u. öfter. Eine großartige Unwissenheit und ein nichts weniger als christliches Leben war der natürliche Erfolg solchen Thuns, das Volk hing fest an dem ererbten Heidentum und vermengte es mit den äußeren Gebräuchen, die ihm in die Augen gefallen waren, Hazart 2, 327, Dobrizhoffer 2, 121. Besondere Stationen wurden nicht errichtet; wie ein schädlicher Strichregen ging die gute, aber unverstandene Botschaft über das dürre Heidenland dahin. Als dann durch Irala das Komtureiwesen recht in Blüte kam, trat eine Wendung zum Besseren keineswegs ein, wenn auch den christlichen Unterricht betreffende Bestimmungen in die Reglements aufgenommen wurden, Sklaverei und Botschaft der Freiheit der Kinder Gottes reimen sich eben nicht zusammen. Unbegreiflicherweise kann ein Charlevoix, deutsche Ausgabe 1, 245 schreiben: „Indessen hätte bei dieser gemachten Ordnung (der Komtureien) ein jeder seinen Vorteil finden können. Die Indianer hätten durch dieses Mittel gesitteter gemacht werden und eine Liebe zu ihren Herrn bekommen können, welche als Väter mit ihnen umgegangen sein würden; der König hätte treue Unterthanen bekommen, und die Kirche würde endlich gelehrige Kinder bekommen haben. Kurz, es scheint nur allzurichtig zu sein, daß dieser ganze Teil von Amerika das Christentum längst würde angenommen haben, wenn alle diejenigen, die einige Gewalt über die Eingeborenen hatten, mit den Missionaren einstimmig gewesen wären, und ihnen ebenso wie diese, die Lehren des Evangelii angenehm gemacht hätten." In diesem Stile weiterredend giebt Pater dann den Komturen alle Schuld, wie der Pharisäer im Tempel, die Kirche Roms rein und ohne Makel hinstellend! Welch anmaßende Träume; ein wie ganz anderes Bild malen uns aus der Wirklichkeit die alten Autoren, ein Techo z. B., den wir oben schon reden ließen und weiter unten noch als Zeugen verwerten werden, manches seiner Zeugnisse ganz übergehend, weil außerhalb unseres Gesichtskreises liegend. Nein, die ganze christliche Bildung beschränkte sich lediglich auf Äußeres, der Enkomendero war zufrieden, wenn nur die Form gewahrt blieb, und der spanische Priester war froh, leichte Arbeit zu haben, einige Gebete und Ceremonien waren bald gelehrt, Taufe, Trauung, Begräbnis unschwer vollzogen, Moussy 2, 164 ff., Charlev. 1, 163—165. Schändliche Priester thaten ein Übriges, um den Indianern die neue Religion unlieb zu machen, Charlev. 1, 57, 78, 174, 226, Techo 20, vgl. die Limensischen Synoden bei Balussi und Touron a. a. O., Handelmann 80, die schweren Kriegsläufte und das Schwanken spanischer Machtverhältnisse hemmten außerdem gewaltig, wie nicht

minder tiefgehende Streitigkeiten zwischen Klerus, Laien und Bischof von Assumption, welcher notwendige Reformen vorzunehmen bemüht war, Touron X, 400 ff. Endlich begannen schon damals die Nachfolger der Apostel in der Bischofsstadt die unerquicklichen Maßnahmen zur Ausdehnung ihrer bischöflichen Rechte in das Gebiet der weltlichen Gewalt und verloren so immer mehr Sinn und Auge für die rechte Lösung der ungeheuren Aufgabe, welche Aufopferung forderte und wenig Erfolg versprach. So sanken diese Orte dahin, der Eingepfarrten Zustand war und blieb der elendeste, ihre Roheit unglaublich, ihre Häuser waren schmutzig, ihre Kirchen nicht viel besser, ganze Völkerschaften entwichen wohl, zu bittersten Feinden der Spanier und der Kirche geworden, und zahlten mit Raub und Mord heim, was ihnen angethan, und ungemein viele Flecken gingen ein, Dobrizhoffer 1, 62, 180, Charlev. 1, 171, 189, 190, 195 ff., Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 1, 29 ff. —

Doch bei alle diesem Missionselende, geistlichem und leiblichem, dürfen wir eines Namens nicht vergessen, der wie ein leuchtendes Meteor dieses Dunkel erhellt oder wie ein strahlendes Gestirn an diesem Nachthimmel scheint. „Etliche Jahre hernach, 1580, erzählt uns nämlich der allezeit köstliche und biedere Cornelius Hazart 2, 328, triebe der Euffer auch den nunmehr Seeligen Franciscum Solanum, aus dem Orden S. Francisci, von Lima dorthin. Innerhalb 15 Tagen ergriffe er dergestalt die Toconitische Sprach, daß er sie fast besser als die Indianer selbst zu reden wußte. Mit solcher Hilff durchlief er Magdalena und andere örther, richtete für die Jugend Schulen auff, versamlete die in Bergen und Wäldern verborgenen Heiden in die Stätt und Dörfer und legte ihnen das süße Joch Christi auff. Als sie sich eines nachts wider die Christen in großer Zahl zusammengerottet, willens solche feindlich zu überfallen, tratte ihnen Solanus hertzhafft entgegen, predigte ihnen Christum den Gekreuzigten und ob er schon in eigener Sprache redete, ward er doch so wohl vernohmen, daß 9000 damals zu Christo übergangen, auch von ihm die Tauff verlanget und empfangen haben.*) Diese und andere dort herumliegende Völker liebten

*) Wir haben hier ein Stück echt römischer Legendenbildung vor uns. Die von Hazart erwähnte Empörung der Indianer ist die bei Gelegenheit der Irala-Prozession in Assumption vorgekommene. Eine Buhldirne war es, die das Komplott entdeckte und nicht der „nunmehr Seelige“ Solanus. Allein hatte der Heilige in den Chacolandstrichen seine Sprachwunder sich geleistet, so durfte Assumption nicht zurückstehen, und wie konnte man seine Erzählungen glauben,

ihn hernachmahlen als ihren Vatter, besonders da sie sahen, daß er ihre allbereit verblichene Kinder zum Leben erweckte, vielen Kranken und Presthafften die Gesundheit ertheilte, frische Wasserbrunnen von der Erde eröffnete, über große Strom und tiefe Wasserflüß allein auf seinem Mantel setzte und viel andere dergleichen Wunderding zu würcken pflegte." Vgl. Touron XI, 63. Der Mann ist es wert, daß wir noch einen Augenblick bei ihm stehen bleiben, und die ganze Art seines Auftretens ist so charakteristisch für römische Mission, daß wir in der That bedauern, in unseren Quellen so wenig über diesen geistlichen Abenteurer gefunden zu haben. Wir sehen uns daher genötigt, hier wiederzugeben, was Washburn 1, 95 ff., über seine Missionsthätigkeit erkundet, mit dem Bemerken, daß, wenn wir einerseits seiner Kritik völlig zustimmen, wir andrerseits das, was er erbracht, durchaus nicht in Zweifel ziehen oder für übertrieben ansehen nach Ansehung des Wenigen, was wir bei Baluffi und Hazart gefunden haben. — Über die Anden, den Vermejo herunter, Chaco durchziehend, erreichte Solano 1589 Assumption. Auf dieser Reise hatte er solchen Erfolg, wie auch ein Johannes der Täufer sich eines solchen zu rühmen nicht im stande ist. Auf dem Wege erlernte er die verschiedenen Sprachen der Völker oder Stämme und predigte in ihren Zungen Christi Geburt, Tod, Auferstehung u. s. w., das Geheimnis der Dreieinigkeit, Verwandlungslehre, Versöhnungslehre; er erklärte ihnen die Symbole der Kirche, die päpstliche Succession von St. Petrus her und mit seinen flammenden Worten erweckte er die

---

die in den Hinterwäldern ihren Schauplatz hatten, wenn nicht auch vor gewichtigen Zeugen ein Pfingstwunder sich abspielte. So geht denn die Legendenbildung einen Schritt weiter, bringt Unterschrift und Siegel, wenn uns der wundersüchtige, schwatzhafte Baluffi 1, 269 erzählt: „Es ist erwiesen und erhärtet, daß dem Solano, welcher für die Erlösung der Ungläubigen betete, durch höhere Eingebung der Vernichtungsplan offenbart wurde, was ihn veranlaßte unversehens in der Mitte der Barbaren zu erscheinen. Durch seine einnehmende Rede, durch die Entdeckung ihrer Absichten, durch den Tadel ihrer Bosheit wurden diese Wilden, die obschon verschiedener Zunge, dennoch die begeisterte Rede jeder in seinem Idiom vernahm, dergestalt ergriffen, betäubt und überführt, daß sie ihre Tücke fahren ließen." Vgl. Warneck, protest. Beleuchtg., S. 198. — Merkwürdigerweise finden wir dieses Wunder bei Charlevoix, Wittmann nicht, die Jesuitenautoren gehen mit einigen nichtssagenden Bemerkungen über ihn hinweg; sollten sie aus purem Neide auf die Franziskaner ihnen diesen Abbruch thun, die einen Heiligen zu den Ihrigen zählen, den sie nicht aufzuweisen hatten? Die Jesuiten sind doch wahrhaftig mirakelsüchtig genug, daß sie an diesem Solanowunder Anstoß nicht nehmen durften, wollten sie anders nicht über ihre eigenen Mirakel den Stab brechen. Warum also weglassen?

Indianer zu Tausenden, Zehn- und Hunderttausenden zu einem Gefühle ihres Verlorenseins, so daß sie in Thränen und voll Reue kamen und seine Worte annahmen, ihren Glauben bekannten, getauft und in den Schafstall der Kirche aufgenommen wurden. Zur Zeit ist man nicht im stande, die Aufstellungen Solanos zu prüfen, was man von ihm weiß, hat er selbst geschrieben, und demutsvoll vor ihm, dem gottinspirierten Heiligen, sich beugend haben zeitgenössische Schriftsteller sich darin gefallen, ihm nachzuschreiben, — aber ihre gottlose Absurdität liegt auf der Hand. Die Sprachen der Indianer waren bei größtmöglicher Beherrschung derselben nicht im stande, die Ideen auszudrücken, welche der Heilige behauptet ihnen gebracht zu haben. Die Armut der Chacosprachen ist groß nach dieser Seite hin. Ist das wahr, was Solano berichtet angesichts dieser Armut, so hatte er selbst entweder die wunderbare Gabe der Zungen, — gewiß er hatte sie nach unseren obigen Gewährsmännern, und wer möchte das bezweifeln! — oder aber die Indianer waren für die Zeit begnadet mit inspirierten Ohren — auch das war der Fall, und wer wäre so kühn, dem zu widersprechen! Hat Solano wirklich Wunder vollbracht, so müssen es derartige gewesen sein, welche die Natur und den Intellekt der Indianer umwandelten. In ihrer stupiden und thörichten Unwissenheit würde es ihnen unmöglich gewesen sein, die heiligen Geheimnisse, welche in ihrer Sprache ihnen dargebracht wurden, zu verstehen, es sei denn, daß sie begabt wurden mit einem Verständnisse, das sie nie hatten, weder vorher noch seitdem! Aber wenn die Armut der Sprache, die geringe Anzahl von Worten und die bare Unmöglichkeit, Formen und Redewendungen aus dem mageren Wortschatze zu entlehnen, um die Idee des Glaubens, der Versöhnung, Sündenvergebung, Transsubstantiation, Dreieinigkeit und anderer, welche wesentlich sind für die Glieder römischer Kirche, auszudrücken, zum Beweise nicht ausreichen, daß Solano ein Betrüger gewesen, so giebt es noch andere und stärkere Gründe, um die Behauptungen des ehrwürdigen Paters in Frage zu stellen. Wunder geschehen nur um irgend eines guten, großen, andauernden Zweckes willen, Gott that seine Wunder um der Gründung seines Reiches willen, Wunder stehen nur in engstem Zusammenhange mit der Offenbarung seines göttlichen Liebeswillen an die Menschheit; ist der gesetzt, geschehen keine Wunder mehr. In unserem Falle aber, wenn je Wunder gethan wurden, fehlte solche Zweckbestimmung vollständig, denn es ist klar, daß die Indianer durchaus nicht gebessert wurden, für diese Welt wenigstens, durch ihre wundergewirkte Bekehrung; sie sind in ihren alten Sünden

geblieben, vgl. Charlev. 1, lib. IV, das ist innere Notwendigkeit, über die nicht gestritten werden kann, und heute ist nicht eine Spur von den Arbeiten Solanos vorhanden, um seine Aussagen zu bestätigen. Im Gegenteil, die Indianer, unter denen er solche Wunder wirkte, sind alle verschwunden, so sehr, daß kaum ein Zeichen früheren Bewohntseins in dem Lande geblieben. Hätte ein Missionar, nicht von demselben Gewicht, dasselbe gethan wie Solano, und ebensolche Resultate wären erfolgt, so hätte die heilige Kirche ihn für einen Emissär Satans erklären können, dessen Werk vernichtet wäre darum, daß er fremden Göttern nachgelaufen. — Solano blieb zwei Jahre in Assumption, große Ehre genießend, aber es scheint, als hätten vor so vielen Zeugen seine Wunderkräfte nicht mehr stand gehalten; man ehrte ihn um das, was er anderswo gethan hatte! Mitten in seinen Heldenthaten ward er von den Oberen nach Peru abberufen, und mit kurzen, fast ironischen Worten nimmt Charlevoix 1, 170 f. von ihm Abschied, dessen er überhaupt nur in wenig Zeilen gedacht!

Mit diesem eben beschriebenen unnüchternen Apostel treten zugleich seine Schüler in unser Gebiet ein, Luis Bolaños, Alonso de San Buenaventura u. a. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war nämlich, wie Charlevoix, deutsche Ausgabe 1, 335 berichtet, ein königlicher Befehl ergangen, welchem zufolge verständige, tugendhafte und eifrige Prediger sollten gesandt werden, um die Indianer vollends zu unterrichten, und zwar sollten die Kosten zu ihrer Unterhaltung und beständigem Aufenthalt unter den Indianern aus seiner eigenen Kasse hergeschossen werden, dabei er hauptsächlich anbefahl, daß man ihnen mit aller Gelindigkeit begegnen sollte. Damals hielt es der Gouverneur von Assumption für seine Schuldigkeit, bei den benachbarten Guaranis den Anfang zu machen, unter welchen schon viele Christen (NB. der oben beschriebenen Art) waren, und Pater Luis Bolaños ließ sich bewegen, diese Arbeit mit einigen Genossen zu übernehmen. Ihr Wirkungskreis ist die Umgegend von Assumption, Corrientes bis nach Guayra hin. Besonders hervorragend muß Bolaños gewesen sein, ihm schreibt man die erste Guarani-Grammatik und Katechismus zu, der von zwei Bischöfen approbiert hernach kanonische Geltung erhielt, wie überhaupt dieser Männer Wirken von einigem Bestande gewesen sein muß, wenn auch immer in bescheidenen Grenzen; was blieb, war sein und seiner Genossen Werk. Moussy 3, 699, 718 f., Charlev. 1, 170 f., 225. (Doch siehe unten.) —

Das ist die Lösung der Indianerfrage vor den Jesuiten! Es ist fast nichts gewonnen, und das Wenige zählt nicht gegenüber dem großen, unglücklichen Heere, das der Erlösung wartete. Es mußte ein anderes gepflügt werden, und eine Neusaat geschehen, aber nicht unter die Hecken und Dornen; neue Kräfte, neue Pläne, feste Zucht, begeisterte Hingabe, ein Ziel waren nötig! Der Jesuitenorden trat diese schwere Aufgabe an!

---

# IV.

# Die Lösung der Indianerfrage durch die Jesuiten.

Nachdem Irala gestorben war, hatte man die von ihm eingeschlagene Eingebornen-Politik der Verschmelzung beider Rassen nicht mit derselben Berücksichtigung des Rechtes der Eingebornen, welche er stets erzwungen hatte, befolgt, die Zugeständnisse der spanischen Krone, die Gesetze mutterländischer Kolonialpolitik, die, wie soeben berichtet, freundliche Missionsstellung eines Königs, waren leere Formeln geblieben, als gar Priester, Civil- und Militärbeamte sich stritten um das Recht und die Macht über die Indianer, vgl. Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 1, 33, da erging es ihnen oft hart, und die Mißbräuche, denen sie unterworfen waren, waren so ungeheuerlich geworden, daß Vorstellung und Intervention von außen nötig ward. Es waren eben Zustände, deren vermeintliches Recht auf Eroberung, Unterdrückung und Ausbeutung beruhte. Auf eine Veränderung der Verfassung von Grund aus mußte jeder bedacht sein, der die Lage der Farbigen kannte. Wie eine ewige Krankheit schleppte sich diese Frage dahin in allen Kolonien, auch die Kirche verzweifelte an ihrer Lösung und mußte verzweifeln, denn der Krebsschaden, der aller Anstrengungen und Kunst spottete, war der, daß man die Eingeborenen zu civilisieren und zu christianisieren unternahm durch das Sklavenverhältnis hindurch! Vgl. Charlevoix 1, 164. Vergeblich mußten solche Versuche sein, das lag in der Sache selbst, wie in den notwendig erwachsenden Mißbräuchen. Erst in Paraguay fand man die Mittel und Wege, auf denen man Civilisation und Christentum zu bringen erhoffte, ohne in den gewohnten Bahnen der Knechtung zu wandeln, Wege, welche so nahe lagen, blöden Augen aber verborgen bleiben mußten. Nicht ohne schwere Kämpfe darum und bitteren Streit, nicht ohne harte Verfolgung und Blutvergießen rang das Neue sich durch. Gewaltig platzten die Geister aufeinander; die von den Vorvätern, den Konquistadoren, ererbten Gesetze und Rechte der Knechtung hatten die Herzen hart gemacht in der Gewöhnung fast eines Jahrhunderts, und der neue Weg ward ein „Weg der Passion" für die Männer, welche, voll äußerer wie innerlich-geistiger Kühnheit, mit

hinreißendem Wort wie in entschlossener That den Knoten zerhieben und die Freiheit der Landeskinder proklamierten. Doch lassen wir die Geschichte reden. —

## A. Geschichte der Mission in der Missionsprovinz Paraguay bis zum Jahre 1750*) resp. 1767.

„In ecclesiastical history it is often impossible to unravel truth from falsehood, so intricatily is the machinery woven into the web of the narration."

Southey 2, 262.

### Die Vorgeschichte.

Dom François Victoria, Dominikaner-Ordens und Bischof von Tucuman, war es, welcher den Beginn der neuen Zeit setzte. Wie ein Ruf aus der Tiefe des geistlichen Elends, „um der Barmherzigkeit Christi willen", klingt seine bewegliche Bitte, welche er erschallen läßt nach Peru wie nach Brasilien hin. Männer hatten nämlich dort von sich reden gemacht, denen die Eingeborenen zugeströmt zu Tausenden wie zu Vätern; ein P. Joseph Anchieta und Johann Atiensa, in Brasilien der erste, in Peru der andere, beide Jesuiten-Ordens, erfüllten mit dem Geruche der Wunderkraft und Heiligkeit das Land hin und her. Nicht vergeblich war solcher Ruf; von Charcas aus ordnete Atiensa sofort die Väter François Angulo und Alphonso Barsena ab, welche 1586 in Salta anlangten, und das Wasser des Felsens in der Wüste konnte nicht dankbarer aufgenommen werden als ihre Ankunft. Ja, wie „Engel vom Himmel" nahm man sie auf, hörte ihre Botschaft, genoß das Heilige, das man so lange entbehrt, in Wort und Sakrament und begann, dem wilden und unkeuschen Leben zu entsagen, das der Quell so vieler Trübsale geworden war; denn mit klugem, seelsorgerlichem Blicke erkannten die Patres, wo ihre Thätigkeit einzusetzen habe, wenn anders ein Missionsfeld weiß werden sollte zur Ernte. Beim alten Hause Gottes fangen sie an zu bauen und zu bessern und wenden dann erst den unter den Kolonisten lebenden Indianern sich zu. In Santiago, wohin der Bischof sie berief, eilte alles ihnen entgegen, die Spitzen der Behörden, der Bischof mit seiner Klerisei und das Volk, ein feierliches Tedeum beschloß die Feier. Groß war der Erfolg der sofort begonnenen Arbeit, Tag und Nacht ertönten geistliche Gesänge

*) Charlevoix 1, lib. IV u. V; Techo lib. 1—3; Page 469 ff.; Moussy 3, 659 f, 718—728; Southey 2, 251 ff.; Neue Nachrichten 139 ff.; Joly 3, 284 ff; Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 1, 36 ff.

durch die Straßen der bekehrten Stadt, 6000 früher getaufte Indianer wurden wahrhaft gläubig und 1000 wurden hinzugethan zu dieser Herde in neunmonatlichem Wirken. Von demselben Segen gekrönt war ihr Eifer in Cordoba und Umgegend. — Aber auch Brasilien sandte nun seine Boten; fünf waren es, welche Anchieta schickte: Leonard Arminio, Johann Salonio, Thomas Filds, Stephan de Grao, Emmanuel de Ortega, ein Schüler des Apostels der Brasilianer: lauter gottbegnadete Männer, welche überdas Beweise mitbrachten für ihre göttliche Sendung. Denn als sie von einem englischen Kaper im La Plata gefangen genommen wurden, und ihre Habe auf dem Verdeck umhergestreut lag, trat ein Engländer voll Frevelmutes auf die Agnus Dei trotz energischen Abwehrens des Ortega, der diese Gottlosigkeit nicht ertragen konnte. Alsbald aber, noch mit seinen Genossen die Art der Marter für den Pater beratend, klagte der Frevler über heftigen Schmerz im Fuße, man sah nach und entdeckte ein Geschwür; sofort trat der Brand hinzu, man nahm das Bein ab, aber der Heiligtumschänder starb an demselben Tage. Diese offenbare Strafe Gottes packte die Engländer, man ließ die Jesuiten, denen man den Tod geschworen hatte, ohne Speise und Trank und führte sie davon der Magellanstraße zu. Endlich setzte der Kapitän sie aus in einem elenden Boote ohne Segel, Ruder und Steuer und ohne Lebensmittel, dem sicheren Tode sie weihend. Allein wie von unsichtbarer Hand trieb das Boot ohne Aufhalten die Küste hinauf und landete in Buenos Ayres; der, dem Wind und Meer gehorsam sind, hatte über ihnen freundlich gewaltet. — Ortega und Barsena blieben in Cordoba, Angulo führte die beiden anderen nach Santiago, während zwei der neugekommenen Brüder wieder nach Brasilien umkehrten. Solcher Männer Wirken konnte nicht vergeblich sein; Cordoba selbst bekam ein anderes Aussehen, und ringsumher ward die Umgegend voll von Katechumenen und wahrhaftigen Christen. Immer weiter zog der Missionseifer seine Kreise, in immer unwirtlichere Gegenden und zu stets wilderen Nationen drangen sie vor und achteten nicht der Einrede der um sie besorgten Bürger der Stadt. Gott selbst bekannte sich zu ihrem Thun, wie er auf der Reise ihrer gewartet. Als beide Männer einst in bitterster Not sich befanden, — 12 Maiskörner waren ihre tägliche Ration, keine Hilfe weit und breit, — Barsena schon entkräftet darniederlag, befahl eben er seinem Genossen Ortega, um Mitternacht Messe zu lesen und dann sich aufzumachen nach einer 50 Meilen weiten spanischen Niederlassung, Speise zu kaufen. Selbst fast unfähig besteigt dieser sein Roß, aber o Wunder, das Roß scheint

beflügelt, über hohe Berge geht es hinweg und durch Sümpfe hindurch, als wäre es ebenes Land; durch feindliche Indianerhaufen trug ihn das Wunderroß, und keiner krümmte ihm ein Haar! Um Mittag aber verläßt ihn die Kraft, er gönnt dem Rosse kurze Rast, sich selbst dem Schlafe hingebend; da erscheint ihm ein Traumbild, oder ein himmlisch Gesicht, — Gott weiß es — das ihn wunderbar stärkt. Er besteigt noch einmal sein Roß und in kurzer Zeit langt er in der Hacienda an; in kaum 11 Stunden hatte er einen Weg durchmessen, den ein rüstiger Wanderer in vielen Tagen nur zurücklegen konnte. Dem Spanier verbarg er solches Wunder, bat um Speise für sich und seinen Genossen, und schnell ging ein Trupp nach der Raststätte des Gottesboten ab; kaum aber sind jene fort, als der fast totgeglaubte Barsena auf einem anderen Wege heiteren Antlitzes die Hacienda betritt. Zwölf Tage brauchte der ausgesandte Trupp für Hin- und Rückfahrt trotz größter Eile! „Igitur pro miraculo Deo gratiae actae sunt, cui non difficilius est per Angelum transportare in lacum leonum, quam Danieli persimiles viros transportare in domum panis!“ Techo 22.*) Wahrlich solche Männer konnten sich ihres Gottes versehen, und größer als solches Wunder noch war ihr apostolisches Wirken. Leider entzog sie der Bischof dieser Thätigkeit, für ihr Leben befürchtend, und entsandte sie alle, Barsena als Führer, an den Roten Fluß zur Missionierung der dortigen Indianer. Als dort Barsena die ungeheure Zahl der Heiden ersah, ergriff ihn der apostolische Geist derart, daß er nicht mehr Herr seiner geistigen Kräfte infolge angestrengter Arbeit in schwere Krankheit verfiel, welche seinen Rücktransport nach Santiago erforderte. Ohne Kenntnis der Tonocotischen Sprache standen nun die drei Patres da und folgten um so lieber dem Rufe nach Hilfe, der von Assumption herüberschallte, mit Bewilligung ihrer Oberen, zumal sie bei ihrer Ankunft in La Plata demselben Begehr hatten widerstehen müssen.

Nun schlug Paraguays Rettungsstunde! Herzlich war der Empfang, schnell die tiefe Bekehrung, in weniger als drei Monaten herrschte

*) Neben dieses außerordentliche Pferde- und Wegwunder fügen wir ein zweites ähnliches, ebenfalls von Techo 192 berichtet. Ein frisch in die Mission eingetretener Pater, der Anstrengungen ungewohnt, ist unfähig weiter zu gehen, auch ist sein Schenkel verletzt. Allein flugs ruft P. Ruiz Montoya St. Raphael, den Führer der Wanderer, an und siehe, er legt mit dem kranken Genossen in einer Stunde die Wegstrecke eines Tages zurück. „Ruisius, invocato Divo Raphaele, viatorum duce, coelitus compendiosae viae indicium accipere meritus, cum saucio crure laborante una hora iter unius diei confecit.“

kein Unterschied mehr zwischen den alten und den neuen Christen. Salonio blieb in Assumption, Ortega und Filds aber wandten sich und zogen 1588 nach Norden den Paraguay aufwärts in die Guayraprovinz, am linken Ufer des Parana, vom Flusse Yguazu bis zum Tiété, 3 Breitengrad und 2 Längengrade groß (vgl. zur Topographie Charlev. 1, 184), um aus den müden Händen des Bolaños die Arbeit zu nehmen.*) Ciudad Real, Villa Rica, Ontiveros, Xéres, spanische Städte, die 13 Pueblos der Indianer, welche seit Iralas Tagen hier erstanden waren, sahen ihren Eifer, die Guarani in den Wäldern und auf den Bergen hörten ihre Predigt, und Gott entschädigte sie reich für ihre Mühe mit geistlichem Segen mancherlei Art, zwei Missionen, San Salvador und Santa Maria Magdalena, entstanden unter ihren Händen, voll Preis kehrten sie nach Assumption zurück, verkündend, 200 000 Indianer seien geschickt zum Reiche Gottes. Aber hier wartete ihrer schwere Arbeit, die Pest wütete in der Stadt und ihrer Umgebung, Tausende starben dahin, keiner aber ohne den Trost der Religion; mit der Last schien der drei Männer Arbeitskraft zu wachsen, man sah sie in kürzester Zeit an den entgegengesetztesten Punkten, allein 6000 Indianer erhielten in 9 Monaten durch sie die Taufe. Als aber die Pest verheerend nach Brasilien weiterzog, machten beide Paters 1589 nach La Guayra sich wieder auf, wirkten in solchem Segen, gewannen derart der Kolonisten und Guarani Vertrauen, daß es unmöglich war, ihren fußfälligen Bitten und Thränen zu widerstehen trotz ihres Oberen Salonio Befehl. Ein Lohn ihres Bleibens erwuchs ihnen darin, daß die Kolonisten von Villa Rica einen Konvent und eine Kirche ihnen errichteten.

So hatte der Orden festen Fuß gefaßt, auch Assumption war gewonnen, während es in Tucuman dem Barsena gelang, einen Aufstand der Calchaquis, am Fuße des Hochgebirges hausend, zu dämpfen mit

*) Nach Moussy zogen damals zwei Jesuiten nach Guayra, ein dritter ward nach San Ignacio Guazu am rechten Ufer des Parana, zwischen diesem und dem Tebiquari, entsandt, zwei andere endlich in drei Dörfer des Kantons Itati am linken Ufer des Parana. Wir sind nicht im stande diese Notiz zu kontrollieren, doch siehe weiter unten. Derselbe Moussy nennt San Ignacio als von den Jesuiten gegründet. Jedenfalls spricht schon der Name des Ortes für eine jesuitische Gründung. — Vgl. Techo 24 ff. zu dieser Erstlingsmission in Guayra und zu den ungeheuerlichen Zahlen, welche als Arbeitsertrag gerühmt werden; derselbe weiß auch von zwei dort in den ersten Missionstagen gegründeten Reduktionen. Wir hätten gern mehr von dieser Mission gegeben, allein die späteren, weiteren Ausführungen zwangen uns, hier kurz zu sein. Was jetzt gesäet wurde, ward bald zertreten!

der Gewalt seines Wortes und der Milde seines Wesens, und Missionen bei den Lulern um Esteco her und bei den Frontonen am Roten Flusse und in der Nähe des neu gegründeten Corrientes dieser Männer Wert in immer hellerem Lichte zeigten. Unter dieser Thätigkeit, welche bald hier bald dort eingriff und Christen schuf in den verschiedensten Teilen des weiten Landes, ohne daß man auf ein bestimmtes Gebiet sich geworfen und zum Bleiben sich eingerichtet hätte, verstrichen die Jahre 1589—1593. Das Jahr 1593 brachte den durchaus nötigen Missions-General-Superior und klare Direktion in P. Jean Romero, mit ihm neue Arbeiter in Gaspar de Monroy, Jean Viana und Marcel Lorenzana. Romero begann seine Visitationsarbeit damit, in klarem Bilde seine Stellung zeichnend, daß er auf ein Geschenk in liegenden Gründen verzichtete, welches die dankbaren Saltaner seinem Vorgänger gemacht hatten, denn seiner Missionare seien so wenig, daß es nicht angehe, festen Landbesitz zu pflegen, vor allem aber wolle er nicht das Odium auf sich laden, zur Verwertung der Grundstücke Indianer in den Dienst der Sklaverei gezwungen zu haben! Alsdann sandte er Barsena und Lorenzana nach Assumption, ließ Ortega und Filds bei den Guarani in Guayra, die übrigen für Tucuman verwertend. Wir müssen es uns versagen, länger bei den Missionen unter den Omaguacas zu verweilen, welche als ganze Nation sich bekehrten und dem spanischen Könige infolge dessen Treue gelobten, erwähnen auch nur im vorbeigehen die Gründung eines Kollegs in Cordoba 1599, welches später zum Großkolleg und zur Universität herauswuchs, und die ebenso erfolgreiche Mission unter den Diaguiten in den Jahren 1600—1601, — wo es eben nötig war im Staats- und Kolonialinteresse, griffen diese Männer ein und Gott begnadigte sie mit Wundern und mit Erfolg, — um uns der eigentlichen Paraguaymission zuzuwenden. Hier waren Salonio, Barsena und Lorenzana den Paraguay hinaufgefahren, waren evangelisierend in Chaco bis Santa Cruz de la Sierra vorgedrungen, hatten das Itatinergebiet gestreift und trafen krank wieder in Assumption ein, wo der visitierende Romero ihren Wünschen halt gebot und ihre Kräfte gebrauchte im Dienste der Kolonisten und Komturindianer in der Nähe der Stadt. So glänzend zeigte sich auch jetzt ihr Wirken, nicht zu gedenken des Friedens, den Romero zwischen Klerus und Generalvikar zustande brachte, daß die dankbaren Bürger dem Orden ein Kolleg und eine Kirche in Assumption zu bauen unternahmen. Alles half mit, selbst Damen beteiligten sich an dem frommen Werke, keine Kosten wurden gescheut, denn „Jesu Christo" gelte das Werk, 1595 stand das Haus

fertig da. Was die Spanier überall den Jesuiten gewogen machte, was sie veranlaßte sie festzuhalten in ihrer Mitte, war die Leichtigkeit, mit der sie selbst die wildesten Heiden gewannen, unter denen sie stets für ihre Sicherheit gefürchtet, und die Indianer erhofften, daß der Einfluß dieser Männer, welchen die Spanier mit solcher Achtung begegneten, stark genug sein würde, ihr Los wesentlich zu bessern. Aber schon zeigte sich eine Wolke am Himmel, noch eines Mannes Hand groß, welche das gute Einvernehmen störte und die Lobreden verstummen machte; diese Wolke war Romeros Visitation, der mit scharfem Blicke, es ist oben schon angedeutet, die Schäden erkannte und sich anschickte, ihnen abzuhelfen! — Groß war die Arbeit, welche in der Guayraprovinz den wenigen Männern auf den Schultern lag, Salonio erlag ihr, Barsena mußte abberufen werden, aber unverdrossen wirkten Ortega und Filds; schon sahen sie auf eine fast achtjährige Arbeit hier zurück, immer mehr öffneten sich die Thüren und die Ungläubigen strömten in den Schafstall des großen Erzhirten. Übermenschlich fast waren die Anstrengungen, die Gefahren, die Reisen! Fast wie ein Märchen klingt es, was P. Mastrilli dem Ordensgeneral zu berichten hatte; aber dürfte man solch heiligen Mannes Wahrhaftigkeit bezweifeln? Hören wir: Einst zog P. Ortega mit einem Haufen Neophyten über eine Ebene, welche zwischen zwei Flüssen gelegen war. Plötzlich schwollen beide so gewaltig an, daß die ganze Ebene in einem Augenblicke in ein weites Meer verwandelt ward. Schon watete der Gottesbote bis an den Gürtel im Wasser, bald verlor er den Boden unter den Füßen, er ersah einen hohen Baum und rettete sich auf diesen mit seinen Katechisten. Seine Neophyten thaten ein Gleiches, aber das Wasser stieg so gewaltig, daß die Bäume nicht Sicherheit gewährten, und herzzerreißend tönten die Schreie der Unglücklichen zu dem Pater herüber. Immer höher schwoll die Flut, und da die Reisenden keine Lebensmittel bei sich führten, stand ihnen sicherer Tod vor Augen durch Hunger oder in den Fluten. Während Ortega die traurige Lage überdachte, erhob sich plötzlich ein Regen unter Donner und Blitz und Sturm und erhöhete die Schrecken der Flut. Ein anderes Schrecknis kam hinzu; soweit das Auge reichte, war die Oberfläche des Wassers bedeckt mit Löwen, Tigern und anderen wilden Tieren, welche die Wasser überrascht hatten, Schlangen und Vipern riß die Strömung dahin. Da erhascht eine Schlange von ungeheurer Größe einen Zweig des Baumes, an den Ortega sich klammert, sperrt ihren Rachen weit, als wolle sie ihn verschlingen, — da bricht der Ast, und die Strömung reißt das Reptil nach einer andern Seite fort. Länger als zwei Tage schon schwebten

die Ärmsten so zwischen Tod und Leben, das Unwetter ließ nicht nach, das Wasser nahm überhand, Blitze durchzuckten die schwarze Nacht! Plötzlich bemerkte Ortega beim Leuchten des Blitzes, wie ein Indianer auf ihn zuschwimmt und ihn anruft, drei Katechumenen und drei Christen wären dem Tode nahe und begehrten die einen die Taufe, die anderen die Absolution. Schnell entschlossen bindet Ortega seinen totesmatten Katechisten fest, absolviert ihn und eilt schwimmend den Ärmsten zu; ihn halten nicht auf die Wogen, nicht die Zweige der Bäume, nicht die scharfen Dornen, deren einer ihm den Schenkel durchbohrt von einer Seite bis zur andern, glücklich erreicht er die Katechumenen, tauft sie, und sofort sinken sie in das nasse Grab. Sodann eilt er zu den Neophyten, erteilt ihnen die Absolution, zwei gehen sofort unter. Schnell geht es mit dem Dorn im Schenkel zurück zum Baum, wo der Katechist fast mit dem Tode ringt, das Wasser ist ihm bis zur Kehle gestiegen, er bindet ihn los und gewinnt mit ihm einen höheren, rettenden Zweig. Am selben Abend noch fiel das Wasser. Als der Pater aber nach einiger Zeit zur Erde niederstieg, versagten ihm seine Beine den Dienst, der mächtige Dorn stak noch in der Wunde; mit großer Beschwer erreichte er Villa Rica, dort erst entfernte man denselben, aber nie heilte die schwere Wunde! — Mitten aus der bald fortgesetzten Thätigkeit rief Romero ihn ab mit seinen Genossen nach Assumption, wo Lorenzana der Arbeit nicht Herr werden konnte. —

Mit dem Jahre 1602*) stehen wir vor einer neuen Epoche unserer Mission; Romeros Arbeit trug ihre Früchte, es galt einen Fortschritt. Der Ordensgeneral hatte den Pater Stephan Paëz gesandt in der Eigenschaft eines Visitators, um mit den Vätern der Provinz Peru und ihren Dependenzen das Missionswerk, wie es die Zeit, die Lage des Landes und die Umstände erforderten, wie auch die einheitliche Leitung des Betriebes zu beraten. Wohl lobe der General, hieß es in seiner Instruktion, ihre Arbeit, keineswegs aber könne er diese fliegenden Missionen billigen. Dieses stete Hasten von einem Ende der Provinzen zum andern trage viel Unzuträglichkeiten in sich, die schnell erreichten Bekehrungen hätten keinen Bestand, hinterließen nichts als eine wirre Erinnerung, wären die Frucht einer ersten Bewegung, kaum aus dem Gröbsten herausgehauen würden solche Bekehrte sein. Habe man nicht ein lautredendes Zeugnis an den Thaten des heiligen Solano, der noch lebe, dessen Spuren schon jetzt fast verwischt! Dem Samen gleich sei das gepredigte Wort, er bedürfe der Aussaat wohl, nicht minder der

*) Vgl. Teil 2 dieses Werkes bei der Frage nach Entstehung des Reduktionsgedankens. —

Pflege, solle er anders Früchte zeitigen! Feste Niederlassungen, das sei das Ziel, dem der Missionseifer mit allen Mitteln zustreben müsse. Alle stimmten mit geringen Einschränkungen seinen Ausführungen bei, denn allen war sein Wort aus der Seele geredet, es sei Zeit, etwas Festes zu schaffen! Man beschloß, einmütig vorzugehen „et que la ferveur de l'apôtre serait, comme la bravoure individuelle du soldat, soumise à la tactique.“ Der gleichzeitige Plan des Visitators, portugiesischen, Guarani-sprachkundigen Jesuiten aus Brasilien das Land östlich vom Paraguay zuzuteilen, von Peru also loszureißen und mit der Missionsprovinz Brasilien zu verbinden, findet wohl lebhafte Zustimmung nebst vorteilhaften Anerbietungen in Tucuman, entschiedenen Widerstand aber aus naheliegenden politischen Gründen in Assumption. Bei dieser beabsichtigten Trennung übersah Paëz vollständig, daß Brasilien der Krone Portugal, Paraguay aber der Krone Spanien gehörte; obgleich nun Spanien und Portugal um diese Zeit in Personal-Union standen, brachte die Neuordnung Verwirrung in die Mission, und der General in Rom beeilte sich (s. w. u.), die Anordnung des Visitators aufzuheben, welche also nur ganz kurze Zeit bestanden haben kann. Vgl. Techo 50 ff., — Übrigens gehen hier unsere Berichterstatter, wie es uns bedünken will, etwas auseinander, wir versuchen, eine einheitliche Darstellung zu geben. — Gewaltig hatte außerdem die Reise sämtlicher Missionare zur Saltakonferenz die Gemüter erregt, glaubte man doch nichts anderes, als die gänzliche Abberufung des Ordens sei beschlossene Sache. Und in der That blieben infolge der Neuordnung des Paëz die Gegenden am linken Ufer des Paraguay einige Zeit von Jesuitenmissionaren entblößt. So stark stand damals der Orden in der Gunst des Volkes, ungern nur hätte man ihn gemißt! Und der Orden selbst meinte jetzt, es sei an der Zeit hervorzutreten und das Werk anzufassen, dem alle Zeichen günstig schienen; aber wie täuschte man sich über die Tragweite und Folgen der Pläne bei den meistinteressierten Spaniern!

Infolge der Konferenz von Salta, des Visitationsbescheides und des Argwohns der Kolonisten flogen bald Briefe hin und her, Beschwerdeschriften des Magistrates gingen nach Rom, inständig bat der Bischof von Assumption, Martin Ignatius de Loyola, den Superior Romero um Rücksendung der Jesuiten, drohete seinerseits auch mit einem Schreiben an den General Klaudius Aquaviva, an den König und Papst, gebe man seinem Ansuchen nicht nach. Um so lieber willigte Romero ein, wahrscheinlich wie oben berichtet vom General autorisiert, als er

selbst nie ein Freund des Systems Paëz gewesen war, dazu auch die Guarani ihm ans Herz gewachsen waren. Es war auch in der That Zeit, daß die Väter zurückkehrten, wollten sie nicht für immer die Thür sich zuschließen und ihren stark gewordenen Einfluß verlieren, denn in alter Rivalität machten andere Religiose, Franziskaner, alle Anstrengung, die Jesuiten aus Assumption zu verbannen, sich ihres Kollegs zu bemächtigen, und der altersschwache allein zurückgebliebene Filds war kaum im stande, den Drängern zu wehren. So eilten denn Lorenzana und Cataldino auf ihren Posten; herzlich war der Empfang, eifrig ihre Arbeit, aber mit ihnen war auch der bewußte, entschiedene Gegensatz auf den Plan getreten. Denn mit aller Offenheit traten beide Männer und mit nicht geringerer Entschiedenheit für die Eingeborenen ein, erklärten sich gegen den Mißbrauch des Komtureiwesens. Zwar hätte man meinen sollen, daß gerade das Ereignis, welches das Gefäß überfließen machte, bei den Spaniern dazu beigetragen hätte, ihnen selbst das Verkehrte ihrer Maßnahmen zu öffnen. In Kommende gegebene Indianer hatten sich nämlich empört, die Spanier niedergemetzelt, schleunigst machte ein Trupp sich auf, überfiel aber unterwegs wehrlose alliierte Indianer, hieb einen Teil derselben nieder und brachte im Triumph die übrigen in Ketten nach Assumption, wo man sie in Sklaverei verkaufte. Eindringlich eiferte Lorenzana gegen diese Übelthat und den Grund, aus dem sie entsprang, selbst von der Kanzel herab lieh er seiner Entrüstung beredte Worte, schwor des Himmels Zorn herab über solche Frevelthat. Der Stiftsschatzmeister, der ihm Schweigen gebot und die Kirche zu verlassen befahl, erfuhr bald darauf des Himmels ganzen Zorn, denn von schweren Gedanken verfolgt, ohne Ruhe und Rast, verfiel er in Raserei und fuhr dahin, ja, „nach seinem Tode, setzt Charlevoix geheimnissend hinzu, redete man von Dingen, für die ich nicht einstehen kann und nur das Volksgerede zum Zeugen habe; die Menge aber glaubte sie!“ Nach Techo, den Charlevoix kennt, ging der freyle Kanonikus als schreckliches Kirchengespenst um!! Zwar gab man die Gefangenen frei, vergaß den Vorfall, wandte den Vätern wieder sich zu, allein unter der Asche glimmte das Feuer weiter. — Wie zum Kampfe sich rüstend zogen neue Truppen heran; der erste Provinzial von Chili, Paraguay und Tucuman, Diego de Torres-Bollo, vgl. Techo 59 ff., brachte 1607 Zuwachs nach Tucuman, unternahm auf Befehl des Generals Aquaviva die Gestaltung seiner großen Ordens- und Missionsprovinz, welche von jetzt ab die genannten drei Gebietsteile umfaßte, setzte ebenfalls auf höheren Befehl eine Kommission ein zur Untersuchung

des „Servitium personale", welche positive Resultate erzielte und seinem Handeln bestimmte Direktive gab. Außerdem kamen acht Väter, direkt vom Könige gesandt und ausgerüstet, in Buenos-Ayres an, gründeten ein Kolleg, und überall wurden sie mit verschwenderischer Gunst empfangen, überall erwartete man gerade von ihnen, freilich in anderem Sinne, die Beruhigung der Eingesessenen des Landes.

Gestützt auf diesen enthusiastischen Empfang, getragen von den Wünschen der geistlichen und weltlichen Oberen im Mutterlande, erklärten die Väter in Tucuman, nicht eher ihr Bekehrungswerk unternehmen zu wollen, als bis das Los der Geknechteten erleichtert sei. Torres selbst erklärte es entschieden für seine Pflicht und sein Ziel, diesen grausamen Zuständen ein Ende zu machen, dem erbitterten Kampfe zwischen Eroberern und Bezwungenen, lohnte, wie der General entgegen früherer jesuitischer Praxis angeordnet hatte, den indianischen Arbeitern, welche ihm ein Noviziat in Cordoba erbaut hatten, erregte damit aber den höchsten Unwillen der Bürger, welche in dieser Maßregel einen ernsten Präzedenzfall erblickten und zur Inhibierung solcher Maßnahmen den Vätern die gewohnten Almosen entzogen. Da rief Torres den Schutz des Himmels an, schweres Unwetter und stürzende Wasserfluten, welche viele verschlangen, sprachen laut für sein Recht, aber der Spanier Herz blieb hart, man entzog dem Kolleg die Lebensmittelzufuhr, der Kampf um Sein oder Nichtsein war da! Allein der Väter Kampf um die gerechte Sache ließ nicht nach, es war wie zu Eliä Zeiten, es mangelte nichts der großen Hausgemeinde, 180 Thaler waren im Seckel, als Torres weiterzog, und nach 8 Monaten waren 800 Thaler, nach Techo 83, gar 1800 Thaler ausgegeben, aber der Hausmeister, Antonius Ruisius, wußte nicht, von wannen der Zuwachs gekommen, denn entlehnt hatte er nichts, und sonstige Einnahmen waren ihm nicht zugeflossen. Wie in Cordoba erregte auch in Santiago Torres den Streit, alle Vernunftgründe und Hinweise auf Edikte der Krone älteren und neueren Datums fruchteten nichts, voll Erbitterung gab man den Jesuiten schuld, was diese bei den Spaniern bekämpften, — er mußte die Stadt verlassen und St. Michael sich zuwenden 1608. Eine Mission bei den Calchaquis, deren Erfolg durch habsüchtige Spanier in Frage gestellt wurde, bestärkte den Provinzial in seinem Vornehmen. — Von Tucuman hatte Torres Paraguay sich zugewandt, aber das Gerücht seiner Thaten war ihm vorausgeeilt, Corrientes verschloß ihm daher ihre Thore, gestattete ihm aber Einlaß infolge eines Schreibens des Gouverneurs. Nur kurz bemessen war seine Zeit, ein Schreiben des

Gouverneurs Dom Ferdinand Arias de Saavedra und des Bischofs rief ihn nach Assumption, wo er 1609 eintraf. —

Ein königliches Handschreiben nämlich war dem Gouverneur zugegangen, gewichtigen Inhaltes, Befehle, welche genau übereinstimmten mit den jesuitischen Wünschen, wie vor kurzem ein Valdivia aus Chili der Krone sie überbracht, und welche bislang des Torres Leitstern gewesen waren: Es sei des Fürsten ernstlichster Wille, fortab die Eingeborenen Paraguays nur durch das Schwert des Wortes zu unterjochen, es wäre denn, daß sie sich selbst, ohne daß man ihnen dazu die geringste Veranlassung gegeben hätte, wider die Spanier feindselig erzeigten; aber außer diesem Falle solle man nur Missionare gebrauchen, die allein im stande wären, sie willig zu machen, sich zu unterwerfen, nachdem diese ihnen begreiflich gemacht die Leichtigkeit des Joches, wie die Vorteile, welche sie dadurch fänden. Er wolle durchaus keine erzwungene Lehnspflicht, auch liege es keineswegs in seinem königlichen Willen, daß dem Volke die Freiheit geraubt werde, wohl aber solle man sie abbringen von dem Sündenleben und aus der Barbarei, in der sie steckten, und sie den wahren Gott kennen und anbeten lehren. Es liege allerdings in seiner Absicht, sie zu seinen Unterthanen zu machen, aber nur um sie glücklich zu machen, und demzufolge verbiete er strengstens das Sklavereiunwesen! Nach Moussy gebot dasselbe Schreiben die fragliche Mission in Gegenden außerhalb des Machtbereiches von Assumption, die ausschließlich von Indianern besetzt seien.

Das war ein erlösendes und befreiendes Wort, aber wie ein Blitz mußte es einschlagen; die Auktoritäten Assumptions mußten sich bequemen zur Ausführung, obgleich sie nicht selten, ja in der Regel dergleichen Befehle mißachtet hatten. Aber nur ein Mann war fähig, diesen edlen, fürstlichen Willen hinauszuführen, ein Mann, der erprobt war in gleichem Kampfe. Der Mann war gerufen, Diego Torres. Aber wo sollte man mit der Ausführung beginnen, in Assumption selbst, in der Nähe der Stadt? Wie hatten die Cordubenser sich gesträubt und die Einwohner Santiagos! Die gepflogenen Beratungen, wie die bislang gemachten jesuitischen Erfahrungen mit den Komturen, wie endlich das vorläufig Erreichbare wiesen immer wieder nach einem Punkte, nach dem nördlichsten Striche der Statthalterschaft, La Guayra. Mußte das nicht das volle Entgegenkommen der Auktoritäten Assumptions hervorrufen? Hier war sicherlich das Werk am ungefährlichsten, die Entfernung von den eigentlichen Centren der Kolonisation war groß, eine Isolierung der Missionare leicht herzustellen. Hier bot sich trefflich Gelegenheit, den

kaiserlichen Willen ebenso sehr zu erfüllen wie zu umgehen, indem man das eine that und das andere ließ. La Guayra mußte im Sinne beider Parteien Operationsfeld werden. Hier hatte Bolaños gearbeitet, hier waren die Väter in seine Arbeit eingetreten, und wenn Arias nicht im stande gewesen war, einem gleichlautenden königlichen Handschreiben vom 4. Oktober 1605 nachzukommen, — dieses war vielleicht ein zweites zu dem oben erwähnten ersten, — so war nun die Gelegenheit gegeben. Zwar war die beschriebene Thätigkeit schnell verwischt, fast wenige Spuren waren noch vorhanden, so gut und schlecht es ging, verwaltete man durch Agenten von Assumption aus die dort errichteten 13 Mitayaskolonien, die schwere Not der Zeit, der Mangel an Kräften, nachlässige, ungetreue Männer in geistlichem Gewande waren verwüstend dahingegangen über den jungen Weinberg des Herrn, Unwissenheit, Ungebundenheit, tiefe sittliche Schäden waren an der Tagesordnung, — aber es waren wenigstens Anknüpfungspunkte vorhanden, der fast abgerissene Faden konnte gesucht, gefunden und neu geknüpft werden. War nicht zur Genüge der Väter Ruf dort bekannt?

Für dieses Arbeitsfeld bestimmte Torres die Väter Joseph Cataldino und Simon Maceta. Man beschloß, schreibt Hahn 5, 20, ein Kolonisationssystem und die Civilisierung der Wilden durch den christlichen Glauben zu versuchen! Beide Väter aber begaben sich nicht eher in die Arbeit, als bis ihnen vom Bischof und Gouverneur im Namen des Königs war gewährleistet worden: die unumschränkte Vollmacht, alle ihre Christen in Dörfer zu sammeln, sie unabhängig von jeglicher spanischer Kontrolle oder Einfluß zu leiten, in den Missionsdörfern Kirchen zu erbauen, vor allem aber im Namen des Königs sich jedem widersetzen zu dürfen, der unter welchem Vorwande auch immer die Freiheit der Indianer anzutasten sich erdreisten würde. So sehr anfangs diese Forderungen verstimmen mochten, — sie lagen einmal in dem königlichen Willen beschlossen, sie entsprangen zum andern aus den bisherigen Erfahrungen in dieser Missionsprovinz, sowie aus den bitteren Erlebnissen des Ordens in Brasilien, besonders in derselben Frage, vgl. Handelmann cap. 3 ff., — man gab ihnen nach, weil man mußte! So aber ward diese Konferenz zu Assumption die Geburtsstunde der „Guarani-Kirche". — Die Quellen gehen in der Darstellung etwas auseinander, das bislang Gebotene aber dürfte der Wahrheit am nächsten kommen. Ein gewisses Zwielicht ruht über den ersten Jahren, welches nicht leicht zu erhellen ist trotz aller Ausführlichkeit der

Quellen. Vergegenwärtigen wir uns die Schwierigkeiten, welche diesem Werke erwuchsen. Dem Willen des Königs entsprach eine nur lahme Ausführung seiner Beamten, widerwillig sah man einem Thun entgegen, welches sicherlich den Ruin der Kolonie nach sich ziehen mußte, indem es den Kolonisten die Kräfte entzog, zugleich aber die Begehrlichkeit und Anmaßung der Eingeborenen zu erregen und zu stärken angethan war; ihrer Machtsphäre entzogen sollten diese nun des Königs Unterthanen werden! Diese Maßregel bedeutete ferner für das Mutterland eine Präponderanz gegenüber den nach möglichster Selbstbestimmung und Unabhängigkeit strebenden Kolonisten, zugleich auch eine Zurücksetzung der weißen Rasse zu gunsten der roten, die ja eine geknechtete war nach altem Rechte. Unversöhnlicher Haß stand mit Notwendigkeit denen in Aussicht, welche zu dieser Wandlung beitrugen! Diesen Schwierigkeiten gegenüber war die Entfernung des Missionsgebietes, die isolierte Stellung, die Barbarei des Heidentums gering und fiel wenig in die Wagschale, denn noch immer hatte die Macht des Geistes Gottes und sein Evangelium den Sieg davongetragen über dergleichen Hindernisse; mit ihnen und ihrem Werke ging die Verheißung! Ja, das war das unwiderstehliche Gewicht, welches sie in die Wagschale zu werfen hatten, und welches wie mit elementarer Gewalt dem Zünglein der Wage den Ausschlag geben mußte. Dazu war die Einheit des Gedankens und der That das geheimnisvolle, unsichtbare, aber eiserne Band, welches wie überall so auch hier alle Männer dieses Ordens band zu einem Vorstoße, so gewaltig, daß ein Sieg nicht zweifelhaft sein konnte. Auch der Geringste stand seinen Mann, und ein Eifer, der nie ermüdete, und eine Kraft, die nicht laß ward, trug sie über alles hinweg!

Im Angesichte Assumptions wurden die Boten abgefertigt im Namen des Königs am 8. Dezember 1609; im Februar 1610 kamen sie in Ciudad Real an, begaben von dort sich nach Villa Rica. Einen Sturm des Unwillens erregte ihr Begehr; vergeblich war Vorstellung jeglicher Art, Hinweis auf das göttliche wie menschliche Recht der Indianer, auf Königsgebot und eigenen Vorteil, auf Entvölkerung und den daraus erwachsenden Schaden, auf den trefflichen und loyalen Plan, der sie in Bezug auf die Indianer beseele, aus denen sie Menschen, Christen und Staatsbürger zu machen gekommen wären, — unverrichteter Sache verließen sie die verkehrte Stadt, fuhren unter Leitung eines, wie es scheint, befreundeten und von den Villarikanern darum eingekerkert gewesenen Kaziken den Paranapané hinauf bis da, wo der Pirapé in ihn mündet, sahen sich hier begrüßt und mit Segenswünschen empfangen

von 200 Familien etwa, welche Ortega und Filds einst getauft; vgl. die visionäre Schilderung dieses Vorganges bei J. Page 473, für den in den sonstigen Quellen die Unterlage fehlt. Mit diesen Familien gründeten die Väter die erste Reduktion Nuestra Señora de Loretto da, wo das erste Zusammentreffen stattgefunden hatte. Mit Recht hieß man die Stätte Loretto, denn, der Gottesmutter geweiht, ward sie gleichsam die Mutter aller Reduktionen. Sodann durcheilten sie die Umgegend, fanden 23 Dörfer mit einigen Christen, welche sich bald bereden ließen, zumal wie ein Lauffeuer der Jesuiten indianer-freundliche Bestrebungen bekannt wurden, Loretto sich anzuschließen. Nicht lange und die Gründung einer zweiten Reduktion war nötig, sie erhielt den Namen San Ignacio Mini am Itambaraca; zwei weitere folgten nach, es war ein herrliches Wachsen nach innen und außen, „und dieser rapide Fortgang ließ in den Vätern den Gedanken reifen, eine christliche Republik zu bilden, welche mitten in dieser Barbarei die herrlichen Tage der ersten Christenheit heraufführen sollte!" Charlevoix 1, 230. Der Darstellung Techos zufolge finden sich um Loretto her 23 Dörfer, deren entferntestes 80 Meilen fort lag, im ganzen etwa einige tausend waffenfähige Männer außer sonstigem populus. Es gelingt den Missionaren durch den Hinweis, daß ein Aussäen des Wortes Gottes unter den so entfernt Wohnenden, ein reichliches Bedienen mit geistlicher Speise, ein stetes Begießen der Pflanzen mit Wort und Sakrament, kurz, daß eine so hochnötige geistliche Pflege unmöglich sei, solange die Zerstreuung währe, durch Hinweis ferner, daß nur dann in den Vätern eifrige Verteidiger ihrer Freiheit ihnen erstehen könnten, wenn sie in Gemeinschaft miteinander lebten, die meisten zu bewegen sich um Loretto zu sammeln. Die zwei neben den Reduktionen genannten Orte sind nur filiae, keine eigentlichen Stationen. Ja, zur Gründung der zweiten filia waren die Väter nur geschritten, indem sie einem Kaziken und seinem Bruder nachgaben, denen es ehrenrührig war, mit Kaziken gleicher oder geringerer Machtstellung an einem Orte zu hausen. Dieser Vorgang ist interessant gegenüber späterem Vorgehen der Väter. Nach desselben Autors Darstellung müssen die meisten der zuerst und so schnell Gesammelten Christen gewesen sein, denn es heißt, die Hauptarbeit habe bestanden „in Christianis dignoscendis: quippe eorum plurimi, quid Deus, Baptismus, quid bonorum malorumque fines, quid Christus, quid caetera Sacramenta et nostrae fidei elementa, dum baptizarentur, penitus ignoraverant." Man taufte daher unter Vorbehalt diese Christen noch einmal. „Minus cum his,

qui Christianorum nomina jactitabant et cum reliquis Ethnicis fidem non aegre admittentibus laborandum fuit.“ Wie bodenlos leichtfertig und gotteslästerlich müssen die früheren Missionare hier gearbeitet haben! Im Jahre 1610 kam ein königlicher Kommissarius nach Guayra, nahm Kenntnis von den getroffenen Einrichtungen, billigte dieselben und veröffentlichte eine königliche Verordnung, welche die neuen Christen vor Vexationen bewahrte und das Servitium personale für diese Gegend durchaus verbot. —

---

Wir*) verweilten solange bei der Geschichte der Gründung, weil die einzelnen Vorgänge des beginnenden Kampfes, das schrittweise Vordringen der Jesuiten und das endliche, wenigstens teilweise Erreichen des Zieles in dieser so hochbedeutsamen Frage uns wichtig genug schienen, auch für unsere Zeit, welche in kolonialen Nöten krankt. Allein wir müssen hier einen Augenblick stehen bleiben, denn, um den Gang der Geschichte nicht zu unterbrechen, deuteten wir nur an, wie Spanien ganz neue Wege einzuschlagen sich anschickte zur Lösung der Indianerfrage, ohne jedoch solchen Weg und seine Mittel näher zu beschreiben. Und wenn dieser ganze Abschnitt unter dem Zeichen der Indianerfrage steht, hat das nun Folgende seine volle Berechtigung. Im Gegensatze nämlich zu dem bisher befolgten, sittlich durchaus unfruchtbaren Kommendensysteme des Irala entschied sich die Krone, wie schon aus dem Handschreiben an Saavedra bekannt, für ein System der geistlichen Eroberung, der „Conquista espiritual.“ Seltsames Suchen nach Methoden, wenn wir den Zeitraum überblicken, in welchem Spanien Kolonialmacht war! Es ist ein hin- und herraten und irren, man beruft die Kronräte, man fordert Berichte ein, fragt die Geistlichkeit, man müht sich im Mutterlande, erläßt Gesetze, aber man bewegt sich konstant auf unsicherem Boden, der rechte Grund einiger Kolonialweisheit ist verlassen, und die reinliche Scheidung, wie wir beides oben ausgeführt, ist nicht geschehen! Auch was Spanien jetzt beabsichtigte, entbehrt des Erfolges! Wir erinnern uns, wie das Kommendenwesen bedeutsam zur Erweiterung des kolonialen Besitzstandes beitrug, demselben Zwecke sollten nunmehr einzig die Missionen dienen, welche geistliche Eroberungen machend die Gewonnenen zugleich dem weltlichen Machtbereiche, der Krone Spanien, einverleiben sollten; Kriegstruppen sollten für immer davon ausgeschlossen sein, höchstens „sollte ein Kriegsmann den Missionar begleiten. Ein

*) Baluffi 2, 157 ff., 168 ff., Azara 2, 206 ff., Charlevoix 1, 279 ff., Techo 103 f., Gothein 14, Southey 2, 271 ff.

solcher Soldat war zur Einschüchterung der Böswilligen, bemerkt Balussi a. a. O., hinreichend, und da er aus der Menge gewählt war, konnte er füglich „„Missionssoldat““ heißen, eine einfache Schildwacht, welche dem Priester folgsam, der Frömmigkeit zugethan und die Habe der Indianer in acht zu nehmen bestimmt war. Diese sollten daraus entnehmen, „„daß man es lediglich auf die Bekehrung ihrer Seelen, keineswegs aber auf die Aneignung ihrer Besitztümer abgesehen habe.““ Sehr viele Missionspriester gingen jedoch selbst ohne dieses Schutzgeleite und wurden so glücklichere Eroberer von Seelen und Reichen.“ Verschiedene königliche Verordnungen aus den Jahren 1600, 1601, 1608, 1619, 1652 verfolgten diesen Gedanken. Wenn Washburn denselben dem Gouverneur Arias de Saavedra zuschreibt, dürfte Balussi und seine Angabe den Vorzug verdienen, nach welchem es das Verdienst der Geistlichkeit war, diesen Gedanken bei der Krone angeregt und kräftig vertreten zu haben, sagen wir bestimmt der Jesuiten insbesondere, welche das System des Irala durchaus nicht billigen konnten, ebensowenig die Kommende, allein schon um des geringen Einflusses willen, den diese Einrichtung ihrem besonderen Wirken und Wollen ließ, auch nicht um des Charakters willen, den solche Bevölkerung durchdringen mußte infolge des Libertinismus und der Nachlässigkeit, der Untreue in Bezug auf Versorgung und der Habsucht der Enkomenderos, wodurch selbst die freier gestellten Mitayos zu elenden Yanacanas heruntersanken, — endlich nicht um des sittlichen Vorwurfes willen, den sie der Art der Gewinnung machen mußten.*) Indem wir mit diesem Hinweise uns vorläufig begnügen, behalten wir uns vor, über die Missionsmittel dieser Conquista espiritual in einem folgenden Abschnitte Aufschluß zu geben. Allein zum Verständnisse dieser neuen Methode müssen wir ein Zwiefaches gleich hier bemerken. Die „Missionssoldaten“ Balussis haben die Jesuiten nie gebraucht in den Gebietsteilen, welche lediglich ihnen allein überlassen wurden, in den Guayra-, Parana- und Uruguay-,

*) Azara will beweisen, daß mit diesen Maßregeln ein Niedergang der spanischen Machtverhältnisse in Südamerika gegeben sei, da eben der Sporn gefehlt habe, neue Eroberungen zu machen, zumal die geld- und truppenarmen Gouverneure durchaus nicht im stande waren, die Eroberungen weiter auszudehnen, oder irgend etwas zu unternehmen, um sich die Indianer unterwürfig zu machen. Als Beweis dient eine Tabelle, nach welcher von 1536—1607 40 Kolonien gegründet, von da bis 1705 nur 11. Vielleicht auch trage neben dieser den Jesuiten zu verdankenden Maßregel die schlechte spanische Verwaltung die Schuld. Außerdem aber sei diese neue Methode eine ungemein kostspielige geworden für die Regierung, habe aber nichts eingebracht im Verhältnis zur ersten. Az. 2, 205 ff. Azaras Urteil ist entschieden ein schiefes, weil sittlich unhaltbares. —

Chiquitos-Missionsprovinzen, während die eigentümliche Ausgestaltung dieses Verfahrens mit königlichen Soldaten uns in der Missionierung der wilden Chacovölker entgegentreten wird. Wir haben also eine doppelte Conquista vor uns, die rein jesuitische und die von denselben Jesuiten mit Dienern der Staatsgewalt getriebene bezw. versuchte. —

So also wollte die Krone den neuen Weg, allein sie durfte nicht einseitig vorgehen, aus diesem Ersten ergab sich ein Zweites notwendig. Wenn es ihr Bestreben war, eine Änderung der Indianerfrage von Grund aus vorzunehmen, so galt es nicht nur das Neue zu regeln, sondern auch das Alte umzugestalten; so wenig neue Komtureien gebildet werden durften, eben so sehr mußte eine Umgestaltung der bestehenden Indianerdörfer vorgeschrieben werden. Ohne Zweifel war es von vornherein königlicher Wille, daß diese Frage für das Ganze und genau so gelöst würde, wie der Buchstabe des Gesetzes es vorschrieb, weil aber vorläufig eine Änderung der ganzen Frage nicht angängig erschien und nicht durchzusetzen, wie das offenbar die erwähnten ersten jesuitischen Missionsversuche in den verschiedenen Teilen des großen Gebietes darthun, wie auch der Versuch einer Kirchenbildung in Guayra, ward zunächst die Conquista der noch nicht unterworfenen Stämme und zwar nur für ein bestimmtes Gebiet geregelt; wie die Geschichte der Conquista espiritual uns zeigen wird, kamen im Laufe der Zeit stets neue Gebiete hinzu. Der Repräsentant dieser Seite des königlichen Willens war, wie wir sahen, Diego Torres, das Gebiet war das noch längst nicht trotz Irala unterworfene Guayra, der Erfolg die ersten Reduktionen. Träger der anderen Seite ist der Auditor der Audienza von Charcas, Franzisco Alfaro, der 1612 als Visitator nach Paraguay kam, nachdem ohne Frage die Thätigkeit des namenlosen Kommissarius von 1610 für das große Ganze ohne Erfolg geblieben war; vielleicht auch bezogen sich dessen Vollmachten nur auf Guayra, damit die Krone eine Unterlage gewänne für weitere Maßnahmen. Jetzt galt es, den Vorteil des bisherigen Systems hinwegnehmen, um für den ganzen spanischen Machtbereich den Weg zu der neuen Weise der Gebietserweiterung annehmbar zu machen. Seine Instruktionen gingen deshalb dahin, das „Servitium personale“ in dem ganzen Bereiche dieser Provinzen völlig abzuthun, die Indianerjagden von neuem zu verbieten, in Bezug auf die in Kommende befindlichen Indianer bestimmte Verhaltungsbefehle zu geben, um einerseits sie vor jeglicher Ungebühr sicher zu stellen, andererseits aber die Spanier nicht in ihren legitimen Rechten zu kränken. Die Schwierigkeit bestand selbst-

verständlich darin, darüber eins zu werden, was man unter diesem Rechte verstände, da der jetzt bestehende Brauch ein entschiedener Rechtsmißbrauch war. Zu Santiago, unter dem Machtbereiche des Vizekönigs von Peru, einte man sich bald dahin, den zeitigen Brauch für unerlaubt zu erklären, in Cordoba jedoch, das weit selbständiger dastand, stießen des Visitators Maßnahmen derart auf Widerstand, daß er es für gut hielt, einige Abstriche zu machen, weil er glaubte, auf dem Wege der Milde werde er eher dazu gelangen, die Herzen zum vollen Gehorsam zu bringen. In wieweit seine Nachgiebigkeit ging, ist nicht bekannt, noch auch, was er sonst erreicht, jedenfalls war sein Aufenthalt nur kurz bemessen, mit der größten Geschwindigkeit verließ er den heißen Boden, und die Sache blieb beim alten, sobald er den Rücken gewandt. Die in dem königlichen Willen besonders benannten „legitimen Rechte" der Spanier waren die schwache Seite, ja der Fehlgriff, an dem das Gesetz scheitern mußte. Der Habsucht und dem brutalen Rechte Konzessionen machen, solche gar „legitime Rechte" nennen, heißt von vornherein sich jeglichen Rechtsstandpunktes begeben und sich dem Widersacher auf Gnade oder Ungnade ergeben. Die Geschichte dieser Vorgänge liefert einen eigentümlichen Beweis dafür, wie geringe Macht der Hof thatsächlich in der Neuen Welt besaß und wie leicht er getäuscht werden konnte! In Assumption begann unser Visitator mit aller Strenge, verbot die Sklavenjagden und erklärte, Enkomiendas sollten nicht mehr bewilligt werden; der nächste Befehl war, kein Indianer in schon bestehenden Enkomiendas solle angehalten werden, für die Herren zu arbeiten, vielmehr solle ein Tribut in Produkten bezahlt werden, außerdem sollten die Yanaconas Land zugewiesen erhalten zu eigenem Gebrauche und Benutzung. Kaum war dieses bekannt gemacht, als man Alfaro entgegenhielt, solche Maßregel bedeute den Ruin der Kolonisten, die absolute Unmöglichkeit, die königlichen Steuern zu zahlen; man war in der That angewiesen auf dieses schändliche System, und dieser Beschluß hätte Kleriker und Laien aller ihrer Diener beraubt! — Da glaubte Alfaro einen Mittelweg einschlagen zu müssen, der ebensowenig die Interessen der vornehmen Kolonisten schädigte, wie einen Eingriff in die Rechte der Krone bedeutete! Man kam dahin überein, daß die Mitayos-Komture jährlich einen Monat den Dienst der Indianer frei in Anspruch nehmen sollten unter der Bedingung, daß für den Rest des Jahres ihnen Arbeitslohn ausbezahlt würde, sintemalen sie im Machtbereiche der Enkomendero blieben. Verschiedene Reglements ordneten außerdem die übrigen Verhältnisse in den Kommenden. Das Grundprincip derselben war, — hierher rechnen

wir im großen und ganzen, was Baluffi a. a. O. „die Gemeindeverfassung für die Eingeborenen“ nennt, — die möglichste Abscheidung der Eingeborenen von den Spaniern in den für sie bestimmten Niederlassungen, ein Princip, welches ja auch in der Conquista zur Geltung kommen sollte. Ein Kazike mit einem aus zwei eingeborenen Alkalden und zwei Regidoren bestehenden Beirate sollte die obrigkeitliche Gewalt bilden, ein spanischer Korregidor aber wachen über Ausführung der Verfassung und etwaigem Mißbrauche der Amtsgewalt wehren. Kleinere Vergehen sollten vor das Forum der pfarramtlichen Vertreter gebracht werden, größere verfielen der Kriminalstrafgesetzgebung. Der Korregidor habe den Eingeborenen nach außen bei Veräußerung von Eigentum zu vertreten, um den als minderjährig betrachteten Indianer vor Bosheit und Habsucht der Weißen zu schützen. Die Fiskale der Audienza hätten sich kräftigst und unentgeltlich der Eingeborenen bei Rechtshändeln anzunehmen, während die Auditoren für Aufrechterhaltung der Schutzgesetze Sorge zu tragen hätten. Frei von Kirchenzehnten, sollten nur die Männer von 18—50 Jahren, mit Ausnahme der Beamten, Kirchendiener und Bresthaften, einen mäßigen Tribut zahlen, der aber auf die allerseichtesten Gründe hin erlassen werden konnte. Die erst neu in den Gesellschaftsverband aufgenommenen Glieder sollten zwei Jahre lang nur die Hälfte, und die, welche frei sich der Krone unterwürfen, ein Jahrzehnt gar keine Steuer entrichten. Man sieht, wie schwankend in den Grundprincipien die Verhältnisse blieben, und wie leicht die Pflanzerbarone mit einem Manne vom Schlage Alfaros zum Kompromiß gelangten! Jede Familie erhielt von der Krone eine reichlich große Strecke Landes, dessen Anbau sie zu eigenem Nutzen betreiben mußte, so daß der Tribut gleichsam als ein Erb- und Grundzins von der erhaltenen Länderei angesehen werden könnte. Etwa früher besessenes oder nachderhand erworbenes Grundeigentum möchten die Eingesessenen behalten. Die Korregidoren sollten von der Krone aus dem aufgebrachten Tribute Monatsgehalt beziehen, ebenso auch die Pfarrer mit dem Verbote, irgend etwas für Kasualien von den Eingeborenen anzunehmen. Die übrigen Unkosten des Kultus bestreite ebenfalls die Krone. Beschriebene Reglements sind im Grunde weiter nichts als eine Erweiterung der alten Mitaya-Bestimmungen, welche nun auf alle Komtureien ausgedehnt werden sollten. Allein einer Bemerkung Southeys zufolge ward für die Yanakonas nichts gethan und nichts bestimmt! —

Wie Azara und Southey berichten, meldete Alfaro dem Hofe, er habe den persönlichen Dienst unterdrückt und Maßregeln getroffen, die

Komtureien zu vernichten; der Hof glaubte das, seine angeblichen Einrichtungen erhielten vollen Beifall und Gesetzeskraft, nachdem zu dem einen Fronmonat nach altem Mitayabrauch ein zweiter hinzugethan war, wie Charlevoix mitteilt; Spanien habe fortan verfahren in gutem Glauben, Paraguay aber, als beständen die Gesetze nicht, nach Azaras weiterer Angabe. Die Sache ist dunkel; jedenfalls blieb alles beim alten, und wenn je eine Zeitlang eine mildere Behandlung Platz gegriffen haben mochte, so thaten die Kolonisten bald, als ob die Alfaroabmachungen gar nicht existierten, die notwendige Folge des Kompromisses und der unqualifizierbaren Nachgiebigkeit des Visitators. Southey geht noch einen Schritt weiter, indem er behauptet, Alfaro habe es leichter gefunden, ein Beschwernis zu schaffen als zu entfernen, er habe einen Tribut auferlegt ohne zu bedenken, daß kein Geld oder Handel damals in der Kolonie war. Es sei so in der That eine neue Art der Leibeigenschaft erwachsen, denn unter dem Vorwande sie zur Zahlung fähig zu machen, seien die Indianer unter den Schutz eines Klerikers oder begüterten Spaniers gestellt, welcher die Rechnung mit dem Schatzmeister in Ordnung zu bringen hatte, für den aber die Eingeborenen zu arbeiten hatten. Die Gouverneure hätten bald aus dieser Anordnung Vorteile zu ziehen gewußt, hätten die Tributbestimmungen auf beide Geschlechter ausgedehnt ohne Unterschied, das mißhandelte Volk ihren Günstlingen preisgegeben, welche als „Patrone oder Protektoren" ihre Herren geworden, aber nichts für sie gethan oder bezahlt hätten. Jedenfalls blieb das alte Elend; die folgende Geschichte wird genugsam zeigen, was Alfaro nicht gethan und wie leicht es war, die Verwaltung zu betrügen, da es Southey zufolge erst 1780 der „Kammer der Indianer" zu Ohren kam, daß in Paraguay Enkomiendas beständen. Einem Befehle der Abstellung habe auch damals noch das Volk Folge zu geben sich geweigert. Einer Bemerkung Moussys zufolge sei zwar alles beim alten geblieben, allein da die Mestizen in den Pueblos sich mehrten, die Indianer aber sich verminderten, habe sich die freie Bevölkerung der Niederlassungen gemehrt, und der Dienst der Yanakonas und Mitayos sei endlich dahin gekommen à n'être plus, pour ainsi dire, qu' exceptionnel, und sei durch die Gewalt der Verhältnisse Schritt für Schritt ersetzt durch einen Kontrakt zwischen den Herren und den Indianern, vgl. Azara 2, 215 f.

Schauen wir vorwärts, so bewegt sich die ganze nun folgende Geschichte Paraguays in dem Streite um das Recht der Indianer, und es ist unmöglich, betont Gothein, auch nur die geringste Sympathie für die Vertreter der welt-

lichen Macht zu hegen. Neid und blinde Habgier beseelten sie durchweg und mit der größten Ungeniertheit wurde fortwährend die Absicht ausgesprochen, die Jesuiten aus ihren Schöpfungen zu vertreiben und die Indianer ihrer natürlichen Bestimmung, der Verteilung in Kommenden an ihre rechtmäßigen Herren, zuzuführen. Und mit den spanischen Grundbesitzern gingen die kirchlichen Behörden meist Hand in Hand; wir werden unter der Kapitelüberschrift: Bewahrung des gewonnenen Besitzes diese interessanten Vorgänge später erörtern. Daß die Jesuiten, wie wir gleich zeigen werden, fest blieben, lehrte sie wohl das Los ihrer Brüder in Brasilien, denn was der Orden in der Indianerfrage dort erfahren, darauf fußte er und nahm seine Maßregeln wahr in unserem Gebiete! Es wäre in der That eine interessante Aufgabe, den Kampf um die Indianerfreiheit, wie ihn der Orden durch Fallen und Aufstehen hindurch dort und hier ausgefochten hat, zusammenzustellen. Vergl. zu seiner Stellung in Brasilien Handelmann 103 ff., 244 ff. Wir verlassen fürs erste, was wir „Indianerfrage“ nannten, und wenden uns der missionarischen Lösung durch die Jesuiten zu. Wir haben mit dem bisher Gebotenen ein Ganzes zu geben versucht, wenn wir auch auf vollständige Registrierung der einzelnen Dekrete u. s. w. verzichteten, da es uns mehr auf die „Haupt- und Staatsaktionen“ ankam, als auf Kleinmalerei ohne besonderen Wert. —

Nur die Jesuiten gewannen etwas Positives; sie bestanden auf der von ihnen proponierten scharfen Scheidung beider Rassen, da sie nur so erhofften, den Eingeborenen wirksamen Schutz angedeihen lassen zu können. Ihnen war es einzig um die „Conquista espiritual“ zu thun, und für ihre Indianer um eine besondere dieser christlichen Methode entsprechende Form der äußeren Gemeindegestaltung. Es war die einfache Forderung evangelischer Mission, auf welcher ihr Andringen fußte. Willig*) gab der Staat einen Teil dieser Provinz her, gewiß, nach den ersten gelungenen Versuchen des Ordens, in dem Bewußtsein, daß von dieser Seite eine volle Durchführung des neuen Weges und ein endliches Aufhören der leidigen Indianerfrage zu gewärtigen sein würde; was der thätige Torres schon errungen, worauf Cataldino und Maceta bestanden, mußte Alfaro in der Konsequenz seiner Instruktionen bewilligen. Er bestimmte nämlich im Namen des Königs, „daß die nördlichen Guarani am Mittellaufe der großen Ströme und die Guaycuru nie, unter keinem Vorwande,

---

*) Vergl. übrigens Balussi 2, 173 und 270 über die etwas langsame Willigkeit des Staates, und Teil 2: Reduktionsfrage. —

in Kommende gegeben werden, und daß die Jesuitenväter allein beauftragt sein sollten, sie zu unterrichten, zu civilisieren und sie dahin zu bringen, den spanischen König als ihren Herrn anzuerkennen, dessen unmittelbare Unterthanen sie wären." — So gewannen sie ein freies Operationsfeld, erneute Sanktion dessen, was der oben erwähnte ungenannte Visitator 1610, nach Techo pag. 90, ihnen schon gebracht haben mußte, ein kurzes Aufflackern spanischen Hasses zu Assumption gegen sie als die Urheber dieses Dekretes blieb ohne nachhaltige Folge, berührte die eigentliche Missionsarbeit nicht, und der Gedanke einer „christlichen Republik" konnte sich verwirklichen. Mit scharfem Auge wachte der Orden über seinen Privilegien, je mehr die Eifersucht und die Besorgnis der spanischen Nachbarn wuchs, und kämpfte mit allen Mitteln um dieses sein Recht, Charlev. 1, 324. 343 ff., 413 f., 426 f., welches die Freiheit seiner Christen bedeutete. Damit nehmen wir den Faden der geschichtlichen Darstellung wieder auf. —

## Die Guarani-Mission.*)

Während, wie oben erzählt worden ist, die Reduktionen der Guayra-Guarani, St. Ignacio und Loretto nebst Hilfsstationen, infolge der eifrigen Thätigkeit der beiden Gottesmänner sich sichtlich mehrten, erbaten andere Guarani zwischen Assumption und dem Parana, alte Feinde der Spanier, den uns bekannten Arias de Saavedra um Missionare unter dem Versprechen, die spanische Oberhoheit anzuerkennen. Begierig ergriff der

*) Es ist unmöglich, all den Wust von Wundern, Erscheinungen, göttlichen Strafen, kühnen Thaten der Patres, Beschreibungen der Wegemühen und Entbehrungen, Glaubenseiferäußerungen, pathetischen Reden und stolzen Gegenreden der Glaubensboten, Christen und Heiden, all die Unzahl der Einzelheiten, mit welchen die ältesten Quellen vollgestopft sind, und so interessant dieselben meistens sind zur Charakteristik des Ordens, hier wiederzugeben, all das widerliche Selbstlob der „sich bis in den Himmel erhebenden" Gesellschaft Jesu und ihre Verdienste hier herzusetzen, wie es im Zusammenhange steht mit der sich rasch und wunderbar entwickelnden Missionsgeschichte, — doch soll versucht werden, die verschiedensten Situationen, wie die Quellen sie bieten, wenn auch nicht in der Ausführlichkeit, zu zeichnen und dem rhetorischen, blühenden, mirakulösen Stile durch Wiedergabe in etwas gerecht zu werden. Es hieße Bände füllen und die Quellenwerke ausschreiben, wenn noch ein Mehr gegeben werden sollte! Neben der Darstellung des eigentümlich mirakulösen Ganges der Missionsgeschichte, welche übrigens, je näher sie sich bei den Kulturcentren des spanischen Amerika abspielt, desto mehr von ihrem mirakelhaften Beiwerke verliert, wie wir bei den Abiponen und Mokobiern sehen werden, — ist es dem Verfasser besonders um möglichst genaue Geschichtsbeschreibung, welche bis jetzt noch fehlte, zu thun gewesen, eine Aufgabe,

Beamte die günstige Gelegenheit, eilte zum Bischof der Stadt und bat diesen um geeignete Männer. Kühl wies der Kirchenmann unter Vorwänden, welche dem königlichen Willen direkt widersprachen, das Ansinnen ab; vergeblich blieb auch ein im Vereine mit Diego Torres unternommener Versuch des Arias, unbeugsam zeigte sich der Mann. Da wandte sich Arias an Torres selbst und seine Brüder; bei diesen Feuerseelen mußte er Hilfe finden, obwohl er wußte, wie ungemein beschränkt die Kräfte des Ordens waren, obwohl er sich sagen konnte, daß es ihm zur Zeit eine Unmöglichkeit sein mußte, ein neues Feld zu übernehmen. Nur ein Mann war der Aufgabe gewachsen, nur einer

welche die verschiedenartigsten Schwierigkeiten verursachte, ein weiteres Interesse aber beanspruchen dürfte. Hauptquelle ist der mehr als wundersüchtige P. Techo der es auf seinen 390 Folioseiten fertig bringt, fast jede dieser Seiten mit den verschiedensten Wundern zu spicken, so daß bei Aufsummierung eine ungeheuerliche Zahl der horrendesten und abgeschmacktesten, ja zum Teil widerlichsten Wunder sich ergäbe! Seine Quellen sind die jährlichen Aufzeichnungen, also Kirchenbücher, Akten, Dokumente, Briefe. Den ihm so gebotenen, teils auch in 20jähriger Missionsthätigkeit selbst erlebten Stoff reiht der Autor jahrgangsweise, kritiklos, rein äußerlich und unübersichtlich zusammen. Auf gleicher Stufe steht der von Balufsi mit dem Ehrenprädikat „übelberüchtigt" bedachte P. S. J. Charlevoix; er ist wesentlich Techo und seiner Weise gefolgt, wo ihm die Wunder zu abenteuerlich deuchten, ließ er sie aus, wo er bessere Quellen zu haben wähnte, folgte er diesen. Mit diesen beiden Hauptquellen ist, was sonst an Quellenmaterial vorhanden war, verarbeitet. Neben diesen zwei Hauptquellen für die Guarani-Missionsgeschichte stehen für die Chiquitos P. Fernandez, für die Abiponen P. Dobrizhoffer, für die Mokobier P. Pauke. — Die hier verzeichneten Quellenangaben beziehen sich auf die ganze, nun folgende Missionsgeschichte, da es Verfasser unthunlich erschien, abschnittsweise oder wie sonst zu citieren. Techo pag. 91—389; Schirmbeck, Messis paraq. 120 ff., 146 ff., 171 ff.; Paraquaria ad eccl. trad. 136 ff.; Hazart 2, 329 –359; Charlevoix Bd. 1, lib. 3—9, Bd. 2, lib. 11—16, Bd. 3, lib. 17—22; Fernandez pag. 9—463; Pauke pag. 45 ff., Dobrizhoffer 1, 73 ff., 126 f., 179 f., 203 ff.; 3, 28 ff., 120 ff., 133 ff.; Lettres édifiantes, Rec. XII, 15 ff., XIV, 179 ff., XXI, 362 f., 421, XXII, 414 ff., XXIV, 207 ff., XXV, 12—120, 120—204, 206 ff.; Weltbott 1, IV, 47 f., 1, VII, 50 f., 5, XXIX, 10 f.; Burriel, Neueste Nachrichten 144 f., 185 f.; — Vergl. auch Wittmann, Herrlichkeit der Kirche, 1, 42 ff.; Hahn, Geschichte der kathol. Miss. V, pag. 11 ff.; Joly 2, cap. 5, 284—342. — Waitz, Anthropologie 3a, 455 ff., Gothein 14 ff., Southey 2, 300 ff., 3, 604 ff.; Orbigny 1, 272 f. Washburn 1, 82 ff., 98 ff. J. Page, cap. XXIX, pag. 507 ff., XXVII, 476 ff., XXX, 526 ff. Moussy 3, 337 ff., 659 ff., 675, 716 f., sowie dessen Geschichtstabellen und die Chronologie der Missionsgeschichte. Kalkar, Geschichte der römisch-kath. Mission pag. 260. Werner S. J. Missionsatlas, Karte 17; Azara, Karte des Missionsgebietes. — Handelmann 57 ff., 129 f., 511 ff. —

war überhaupt entbehrlich, der alternde Rektor und Missionsveteran Lorenzana. Ob aber dieser den Auftrag übernahm? Eilends begab sich Torres ins Kolleg, erzählte den Sachverhalt, schaute den Rektor festen Auges an und fragte, wie einst der Herr den Jesaias: „Wen soll ich senden und wer soll mein Bote sein?“ Voll Feuer sprang der Rektor auf, warf sich dem Provinzial zu Füßen und antwortete wie einst der Prophet: „Hier bin ich, sende mich!“ Der Provinzial richtete ihn auf, umarmte ihn, nahm sein heroisches Anerbieten an und bereitete alles mit Arias zur Abreise vor, dem Alter die Jugend zugesellend in dem jungen Ordensmanne Franz de St. Martin. Die ganze Stadt erregte die seltsame Kunde von diesem Entschlusse, 10 Meilen weit geleiteten den geschätzten Mann die ersten Bürger der Stadt, als er den Missionspfad betrat. — In stetem Kampfe mit den vordringenden Spaniern war hier die Macht des Heidentums gestählt, wie starke Mauern und Wehren standen heidnisches Wesen, Unzucht, Zaubereisünden, Trunksucht, nicht zu gedenken des feindseligen Gebarens der umwohnenden Horden, dem Evangelio entgegen; unter all diesen Schwierigkeiten aber gelang es den tapfern Streitern festen Fuß zu fassen, die Erkenntnis Gottes und seines Willens brach sich allmählich Bahn, und ein Verlangen nach der Taufe erwachte. Allein der erfahrene Missionar wehrte solchem Drängen und forderte ernste, andauernde Besserung. Da brachte ein Knabe die ersehnte Zeit unerwartet herbei; mit lauter Stimme verlangte er während der Predigt, daß die Taufe an ihm nicht länger aufgeschoben werde, er wolle dem Teufel entsagen und ein Kind Gottes werden. Um solch ungewohnten Drängens willen empfing er in feierlicher Weise das Sakrament, immer mehr drängten herzu, unter ihnen zwei vornehme Kaziken, eine ziemliche Zahl Volks folgte nach, und die Zahl der jungen Christen nahm bald derartig zu, daß die Bekehrung des ganzen Stammes und Kantones in Aussicht stand. Festes, kriegerisches Auftreten der Christen und Proselyten für die Sache des Reiches Gottes und die Freiheit bedrängter Brüder, sowie ein schnell erfochtener Sieg über die halsstarrigen Heiden halfen dem himmlischen Werke, die Schar der Bekenner mehrte sich von Tag zu Tage, man ersah sich einen günstig gelegenen Ort, baute eine Kirche und errichtete hier die erste von den hernachmaligen 13 Parana-Reduktionen, unter dem Namen San Ignacio-Guazu, 1610. Tapfer hielt die neue Gemeinde aus gegen die immer wieder andrängenden Heiden; Gottes Sache sei zu verteidigen und ein Verdienst und Märtyrerkrone zu erwerben, predigte Lorenzana nicht vergeblich. Aber Gott selbst

wohl legte sich ins Mittel, von panischem Schrecken ergriffen entfloh der Feind. Glücklich auch überwand der Gottesmann eine Pest mit ihren schrecklichen Folgen, und herrlich blühete diese Pflanzstätte des Glaubens; schon umfaßte sie 300 Familien, als P. Rochus Gonzalez de Sta. Cruz den Veteranen abzulösen gesandt ward. —

Cataldino und Maceta erhielten inzwischen auf ihrem einsamen und arbeitsreichen Posten in Guayra*) in P. Anton Ruiz de Montoya die längst ersehnte Hilfe, denn kaum waren die zwei im stande, den haufenweis zuströmenden Scharen Genüge zu leisten. Trotzdem aber hatten sich die vier hier bestehenden Reduktionen nicht in erwünschtem Maße vermehrt, denn schwer war der Kampf gegen die angeborene Wildheit, Stupidität, Ungelehrigkeit, gegen die polygamischen Gelüste, das Laster der Trunksucht und den Aberglauben, dazu hatte die meisten die Not der Zeit, die Furcht vor Portugiesen und Spaniern, das Verlangen nach Schutz in diese Stätten getrieben, — es war viel unlautere Spreu unter dem echten Weizen! Es war ja immerhin ein Großes, diese alle einem unstäten Leben entrissen und unter eine gewisse Zucht gebracht zu haben; und wenn auch nicht alle aus den täglichen Unterweisungen die gewünschte Frucht entnahmen, wenn man zufrieden sein mußte, willige Hörer um sich geschart zu haben, — so warteten die Väter in stiller Geduld doch eines endlichen, sicheren Erfolges! Allein welch schwerer Schaden erwuchs der Gemeinde, und wie drückte der Kummer ihr Herz, wenn sie es immer wieder sehen mußten, wie scheinbar Bekehrte, müde geworden christlicher Zucht, die Reduktionen verließen,

*) Nach Moussy bestanden bei Ankunft der ersten Väter in Guayra schon 13 Indianerdörfer, oberhalb des großen Falles am Parana entlang, zwischen den Flüssen Añambi, Tiété und Paranapané. Diese Dörfer seien nach der großen Irala-Expedition durch Melgarejo von 1550—1580 in der Mitayasform gegründet und von Assumption aus durch Agenten verwaltet, so Loretto, Annunciation, San Pablo, Terecani, Ibirapuya, Curumiay u. a. Im Jahre 1609 aber sei die geistliche Leitung derselben den Jesuiten anvertraut, welche hier ihre ersten Versuche gemacht hätten. Schrittweise und unter dem Schutze der Krone hätten dann die Jesuiten im Kampfe gegen die Sittenlosigkeit und den Despotismus der Enkomenderos die verschiedenen Dörfer ganz in ihre Gewalt bekommen, welche man ihnen doch nur zur Unterweisung im Christentum anvertraut hätte, und die Spanier daraus verdrängt, die Kommende aufgehoben und ihr System eingeführt. Wir stellen es durchaus nicht in Abrede, daß die Reduktionen manche Kommende aufgesogen haben infolge der Flucht der Bewohner aus der Gewalt ihrer Zwingherren, zum Erweise vorstehender Behauptung aber, welche, irren wir nicht, auch von Azara aufgestellt wird, ist in den ältesten Quellen nicht die mindeste Handhabe geboten.

gerade wenn die Hirten es am wenigsten erwartet hatten. Dazu war solcher eine sehr große Zahl, Angesehene vor allem! Machtlos standen noch die Männer da, ja jegliche Mühe und Not, viel bittere Enttäuschung sonst, persönliche Insulten, schwere Sorgen um den Bestand und die Sicherheit mitten in feindlichem Lande kosteten sie täglich aus, nicht zu reden von den verschiedenen Versuchen der Spanier, das Werk der Freiheit der Indianer zu zerstören durch Aussprengungen falscher Gerüchte oder schändliche Machenschaften anderer Art, welche fast das Gewonnene untergruben und die Herde zerstreuten, ihre Geduld aber überwand in alledem weit, und gerade die widerspenstigsten Elemente beugten sich am ersten unter die Gnade, als ihre Zeit gekommen war, der Unterricht nahm seinen steten Fortgang, die Zahl der Taufbewerber wuchs, in sehr kurzer Zeit wurden 2400 getauft und 400 heidnische Ehen eingesegnet, so daß gegen Ende des ersten lustrum an Errichtung neuer „Kirchspiele", um mit Wittmann zu reden, gedacht werden mußte. —

Das Jahr 1615 brachte einen Wechsel im Provinzialate, Diego Torres folgte P. Pietro de Oñate. Das Ansehen und die Leistungen des Ordens waren mächtig gewachsen in den verflossenen Jahren, statt 7 (14) Religiosen standen 119 (101) in der Ordens- und Missionsprovinz in weitverzweigter Arbeit. Zunächst fand der neue Provinzial sich veranlaßt, sein Augenmerk den Guarani am unteren Parana und Paraguay in der Corrientesgegend zuzuwenden, welche nicht abließen, die Spanier zu beunruhigen. Es war dem in St. Ignacio-Guazu stationierten P. Gonzalez gelungen, auf weiten, einsamen und kühnen Missionsreisen das Vertrauen vieler durch Hunger, Seuche, Krieg und Umherziehen schwer geschädigter Horden zu gewinnen. Nur mit dem Kreuze bewehrt war er manchen Haufen entgegengetreten, in diesem Zeichen allein ihre einstige Unterwerfung voraussagend: „Crux, quam manu gero, quovis ense potentior, quovis ense terribilior, vos domabit; hac fretus ad vos solus venio, rogans, ut me ejus mysteria, quae mundi reges prostravit, promentem, benigne audiatis!" Willig hatten die Heiden gelauscht, wenn er sodann in kurzen Zügen die Botschaft von diesem Kreuze verkündet. Und als Torres auf seiner letzten Inspektionsreise die Früchte sah, lobte er den allmächtigen Gott, „der dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erweckt hatte", enthielt sich nicht vor Freuden, sondern teilte diesen „neuen Menschen, manu nudioribus" und den alles entbehrenden Brüdern an Kleidungsstücken aus, was ihm selbst irgend entbehrlich und was die Beschwer der Reise irgend brauchbar gelassen hatte. Gonzalez aber beschenkte er

mit einem gemalten Muttergottesbilde, „jubens, ut eam in sociam expeditionum apostolicarum assumeret, quam lubuit populorum debellatricem appellare non vano nomine“, denn alsbald erwies das Bild an zwei Kaziken seine unwiderstehliche Kraft. „Idcirco rite Iconi Virginis Mariae nomen Debellatricis assertum est, qua in perpetuam comitem assumpta, Rochus Gonsalvius insignes victorias a Paranensibus Urvaicensibusque cum claritate nominis reportavit.“ Schon hatte, berichtet P. Techo weiter, mancher Heidenhaufe seiner Predigt und seinem Andringen widerstanden, Kreuz und Bild begleiteten ihn, da kam Gonzalez nach Itapua, einem Orte am Parana; vier Kaziken saßen hier mit nicht geringem Volke. Lange sträubten auch sie sich gegen sein Wort, gaben aber endlich nach und gelobten, eine feste Niederlassung zu beziehen, wenn Jesuiten dauernd daselbst sich niederzulassen gewillt wären. Voll froher Hoffnung errichtete der Pater alsbald ein gewaltiges Kreuz nach feierlichem Umzuge, das Paranagebiet damit in Besitz nehmend, eilte auf dem kürzesten Wege nach Assumption, daß er dort mit dem Rektor des Kollegs und der weltlichen Behörde die Maßnahmen und Mittel beriete, um diese große Provinz Christus dem Könige und der katholischen Majestät zu unterwerfen. Kaum aber ist er fort, als feindliche Heidenhaufen sich aufmachen, das Kreuz zu zerstören und den Erfolg des Apostels zu vernichten; aber eben noch Heiden scharen sich die Itapuaner um das Kreuz und treiben die Feinde zurück, denn die an Zahl Geringeren stärken verborgene, vom Kreuz ausgehende Kräfte. Das war die eigentliche Geburtsstunde der Gemeinde von Itapua, um das Kreuz geschart ermahnt einer den andern die dem Gonzalez gelobte Treue zu halten. Inzwischen langt dieser in Assumption an, sein Bruder, interimistischer Gouverneur, stellt bereitwillig, begierig nach Ruhm für seine Familie, eine Vollmacht zur Gründung von Städten und Kirchen aus, zur Einsetzung von Beamten, damit ja die vielumstrittene Provinz unter des Königs Gebot gelange; Lorenzana, der Rektor, spendet heilige Geräte und Eisenwaren und andere notwendige Dinge und entläßt den Bruder, „ut se præclaris facinoribus commendaret.“ Glücklich langte er in Itapua an. Schon hatten hier die Kaziken dem Pater eine Lehmhütte errichtet, welche zur Wohnung und als Kapelle dienen mußte. Immer größer ward der Heiden Zuzug, eifrig zog der Apostel auf Predigtreisen aus, und als das Jahr seinem Ende sich zuneigte, kam ein Genosse zur Hilfe herbei. Nun erst ging es an ein fröhlich Bauen, der Plan der Niederlassung ward abgesteckt, ein großes Gotteshaus und

ein Haus für die Väter ward errichtet, Häuser der Heiden erstanden, mit gutem Beispiele voran wirkten die Väter mehr als durchs Wort. Thon und Spreu schaffen die Inwohner willig herbei, spalten Holz, richten es zum Bauen her „tanta omnium rerum inopia, ut inter delicias nescio quod carduorum genus agreste et insipidum, farinamque ligneam, computarent.“ Bald stand das Gotteshaus fertig da, feierlich, unter Gebet und Waffentanz der Barbaren, ward das Bild der Jungfrau auf den Altar niedergesetzt. Unter derselben Jungfrau freundlichem Schutze steht seitdem diese Provinz, und der „Annunciata Virgo“ ward 1616 die neue Pflanzstätte geweiht. Kaum war die erste Messe im Gotteshause gelesen, da wichen die Dämonen, welche unter Schreckbildern die Heiden gequält hatten, wandten aber jetzt ihre Ränke gegen die Patres, gegen welche böse Gerüchte, als beabsichtigten sie den Indianern die Freiheit zu nehmen, als brächten sie mit ihren Heiligenbildern und Schriften die Pest, in Umlauf kamen, so daß manche den Ort und die Patres verließen; erst allmählich gewöhnte sich die Menge an die Gegenwart der Väter. Aber durch das alles hindurch, wie auch durch den wachsenden Haß der Zauberer, die Feindschaft der Nachbarn, die Folgen der Pest gingen die Männer, „adeo ut miraculo proximum videatur, inter tot adversa in regione corruptissima constantiam tenere potuisse.“ Gewaltig stieg die Zahl der Christen, bis zur Zeit unseres Gewährsmannes wurden 6000 dort getauft. — Noch in demselben Jahre erfolgte die Besetzung von Sta. Anna, einer alten, aber verlassenen Arbeitsstätte der Franziskaner, welche jedoch nach wenig Monden von genanntem Orden zurückgefordert wurde. Statt ihrer erstand bald eine neue Gemeinde, 4 Meilen von Itapua entfernt, deren Name uns nicht genannt ist. Unbegreiflich schienen den Spaniern solche Erfolge, denn unübersteigliche Hindernisse fielen vor einem Manne, der nur mit dem Kreuze gerüstet zu den Heiden vordrang, welche spanischem Einflusse bislang gespottet hatten. Daß es nicht leere Prahlerei war, mit der Gonzalez vielleicht sich brüstete, zeigte bald ein Besuch des Statthalters in der neuen Reduktion. In reich geschmückter Barke empfing der Gottesmann den nahenden Beamten; als die Spanier schon von weitem des gewaltigen Kreuzes auf einer Flußinsel ansichtig wurden, erwiesen sie diesem zuvörderst Ehre, fuhren vor ihm auf und nieder, schossen ihre Musketen ab und begrüßten es mit freudigem Jauchzen, froh bewegt, daß jetzt das Kreuz da herrsche, wo ein böser Feind so lange gehaust. Freudig pries sodann der Statthalter die Großthat Gottes an diesen Heiden,

dankte den Vätern, versprach empfehlenden Bericht an den obersten Kriegsherrn, setzte die Ämter hin und her in der Gemeinde und ermahnte endlich die Leute, ihre Priester zu ehren, indem er selbst den Vätern entblößten Hauptes die Hand küßte, den Heiden zum Beispiel. Auf seiner Rückreise aber lauerte das Verderben; aufgeregt durch seine von Gonzalez entschieden widerratene Reise in das Indianergebiet hatte ein Kazike einen Hinterhalt gelegt, aber dem einfachen Worte des geleitenden Paters gelang es, den Mann dem gewissen Verderben zu entreißen. — In San Ignacio Guazu ging unterdes das Gotteswerk durch viel Kreuz und Trübsal hindurch, nur geringe war die Zahl der Täuflinge, etwa 200 jährlich, reichlich kosteten die Väter die Schmach Christi unter bitterer Verleumdung und thätlichen Angriffen roher Gesellen; selbst der bislang treue Kazik, welcher die Väter gerufen hatte, wandte sich ab mit nicht geringem Volke, verließ die Reduktion und suchte alte heidnische Genossen, mit ihnen die Siedelung bedrohend. Zufällig stieß P. Salas auf einer Missionstour auf die Entflohenen, voll heidnischer Wildheit! Ein Rückzug ist unmöglich, schon haben die Apostaten den reisenden Pater erkannt; so errichtet er, aller menschlichen Hilfe bar, seinen Tragaltar und ruft im Meßopfer Gott zum Retter an. Schnell beraten die Unmenschen des Kühnen Tod, nur eines Weibes Dazwischenkunft und Hinweis auf spanische Rache rettet ihn vom Verderben. Nun ist auch das Opfer gebracht und seines Gottes voll redet P. Salas den zwischen Furcht und Kühnheit schwankenden Kaziken also an: „Du, o Arapizandu, hast allen voran den Parana-Völkern den Weg zum Glauben geöffnet; du hast zuerst uns Ordensbrüder gerufen, du hast uns mit Hintansetzung deines Lebens gegen Krieg und Aufruhr geschützt, deinem Ansehen verdankt Ignacio seine Gründung; weit und breit ist der Schall deines Namens geflogen! O verdirb doch nicht, ich bitte dich, durch schändlichen Abfall solchen Ruhm! Kehre schnell um, deine alte Stellung, die alte Freundschaft steht auf dem Spiele, und schnelle Umkehr ist ein besonderes Verdienst! Fliehe die teuflischen Künste und mache solche Ruhmeszier nicht durch Bosheit zu schanden!" Von Scham übergossen sieht der Kazike seine Genossen an, bittet um Vergebung und kehrt mit allen Verführten in die Reduktion zurück. „Sic tolerantiae artibus pedetentim ferocissimos homines ad rectam formam finxere!"

Zur selben Zeit wuchs in Guayra das Werk zusehends, jeder Tag brachte neue Frucht, und der Fortgang des Evangelii würde ein noch schnellerer gewesen sein, wenn nicht die fortgesetzten Versuche der Spanier

und Portugiesen, Kleriker und Laien, gegen die Freiheit der Landeskinder die Arbeit gestört hätten. Gewaltig griff darum Gott selbst ein mit strafenden Zeichen, ein heiliger Schrecken erfaßte die Neubekehrten und Angst und Zagen die Friedensstörer. Zudem fehlte es nicht an sonstigem Elende; in nicht einem Jahre raffte die Pest fast 600 dahin, aber keiner starb ohne Sakramente. Statt dieser Dahingerafften aber zogen 1417 Heiden in die beiden Reduktionen ein und ließen sich in das Katechumenenregister eintragen; über 800 Taufen wurden vollzogen und 917 Paare kirchlich getraut. Wunderbares und eines Berichtes Wertes trug außerdem sich zu; angethan mit herrlichem Gewande erschien die Gottesmutter einem kranken Weibe und erklärte ihre Gnadengegenwart sonntäglich im Tempel, das Gotteshaus umschwebend ward sie auch gesehen. Unter ihrem Schutze arbeiteten die Väter unermüdlich an der Gemeinde Besserung, wehrten dem Laster der Trunksucht, — nur ein einziger fiel in einem Jahre dieser Sünde zum Opfer, — dem schändlichen Mädchenhandel; Gott selbst trat der Schändung seines Tages mit Wundererweis entgegen, gab dem Taufwasser plötzlich heilende Kraft, ja, ein für tot gehaltener Knabe lebte nach Berührung mit Ignatius-Heiligtümern wieder auf, oder genas von seiner schweren Krankheit! Ein großer Schritt vorwärts war ohne Frage gethan, eine Periode des Aufblühens stand unfraglich zu erwarten nach den schweren Jahren des Anfangs, die starken Mauern des Heidentums fielen, Gottes Reich hielt seinen Einzug, das Ansehen der Väter wuchs mit dem Vertrauen der Neubekehrten weit und breit. Aber noch schmachteten Unzählige in den Banden der Finsternis, und stets lauerte der Feind der Freiheit der Indianer auf neue Beute; vielleicht hat Cataldino von einem neuen Anschlage Kunde bekommen, genug, sein Herz bewegt ihn, dem zuvorzukommen. Die Bewährtesten seiner Christen erliest er aus beiden Reduktionen, mahnt sie, nicht wie ehedem an Krieg und Blutvergießen zu denken, er habe einen Kampf vor, in dem es rühmlicher sei zu fallen als zu töten; mit ihm könnten sie Märtyrer werden, wenn sie alles Widerstandes bar, „resistendi animo deposito“, bei Ausbreitung des Evangelii getötet würden. Seine Absicht sei, alle Piropeenser Christo zu gewinnen. Und fort geht es! Und wie sie so hinwandern, steigen Bedenken in Cataldino auf; ein Schatten von Kleinmut zieht über seine Seele dahin und die Frage bewegt sein Herz, ob der Zug mit Erfolg wohl werde gekrönt sein; da hört er, durch die Luft ihm zugetragen, die tröstenden Worte: „Fürchte dich nicht, mein Sohn!“ Maria war es ohne Zweifel, welche solchen Trost ihm gebracht, ihr

hatte er angelegen um günstigen Erfolg. Und weiter geht es unter viel Mühsal, bis die Heiden erreicht sind. Mit gezückten Waffen und gespannten Bogen traten diese den Christen entgegen. Aber die Christen legen, wie ihnen anbefohlen, ihre Waffen zur Erde und bitten um Unterredung, und sobald diese erlangt ist, weisen sie auf ihre nackte Brust und ihre unbewehrten Arme und rufen aus: „Der Tod wird uns ein köstlich Unterpfand sein, wenn wir Christum, Gottes Sohn, euch verkündend, freiwillig den Tod erleiden sollten! Die Sitten der Väter haben wir abgethan, da die Priester kamen, und damit ihr ein Gleiches thut, haben wir den Lehrer heiligen Wortes mit uns gebracht!“ Diese Worte hatten himmlische Macht, „uti creditum est“; ganz besänftigt scharte der Kazike sein Volk um sich, ließ Cataldino rufen, hörte die göttliche Botschaft und erklärte sich bereit, sein Dorf und seine Leute zur Gründung einer Reduktion herzugeben. Allein ein alter Zauberer schwor ob solchen Beginnens dem Pater den Tod, Genossen waren bald und leicht gefunden, auf die Nacht war alles bereit; schon holte er aus zu mörderischem Streiche, da sieht er mit den Seinen, wie ein Priester in jesuitischem Gewande ihm wehrt; Grausen erfaßt die Barbaren, unverrichteter Sache eilen sie hinweg. Ein Gesicht in selbiger Nacht zeigte dem apostolischen Manne, woher ihm die Rettung geworden, und die am Tage darauf offenbar gewordene Flucht des Zauberers erwies die Wahrheit des Traumgesichtes. Nun machte der ganze Haufe sich auf, nach fünf beschwerlichen Tagen ist der Ort der Niederlassung erreicht, der Plan wird abgesteckt, ein Kreuz errichtet, aus Baumzweigen ein Gotteshaus und eine Hütte hergerichtet, „in qua decem solidos menses in mansuefacienda barbarie, inexplicabili mentis et corporis patientia perduravit. Radices pro omni cibatu, aqua pro potu, pro omni confabulatore inculta Barbarorum frequentia erat.“ Der wilden Tiere Geheul tönte aus den Wäldern herüber, Schlangen ließen ab und an sich sehen, in festlichen Gelagen erklang nächtlich der Barbaren Geheul, unerträglich war die Hitze in der schlecht gelüfteten, in dichtem Walde gelegenen Hütte. Und während all der Zeit sah Cataldino keinen Priester, keinen Ordensmann; trotzdem aber, versichert er, habe er einen dermaßen Überschwang himmlischer Freude genossen, „ut sui vix compos prae nimia mentis hilaritate toto corpore subsilire cogeretur“, und voll Verwunderung ausrief: O, Jesus, Jesus, wie geht es nur zu, ut ego unus tanta Coelestium illecebrarum tempestate non obruar!“ Die Zahl der Katechumenen wuchs in diesen Monaten zu 700 heran, und viel Volks aus der

Umgegend erwog die Frage nach dem Eintritte in das vor seinen Augen sich entwickelnde Leben der Gemeinschaft. Um diese Zeit nun stand die herkömmliche Visitation in Aussicht. Oñate sandte um der Entlegenheit der Gegend willen an seiner Statt den uns bekannten Lorenzana. Er war den Fluß aufwärts gefahren, vergeblich hatten ihn die Payaguas verfolgt, ihn stets in Sicht behaltend waren sie nicht im stande gewesen ihn zu erreichen, eine unbekannte Macht, so gestanden die Räuber, habe sie gehalten. Unangefochten erreichte er so Loretto. Eilend kam Cataldino herbei, und das Resultat der Unterredung war, daß die neu gewonnenen Heiden in die Nähe der alten Pflanzörter versetzt werden sollten. So führte man die 700 Katechumenen herbei, und noch lief das Jahr nicht zu Ende, als die meisten die heilige Taufe empfangen hatten. Außer diesen wurden in St. Ignacio und Loretto im gleichen Jahre 1200 Christen der Gemeinde hinzugethan. Wahrlich! schändlich war das böse Gerücht, der Väter Arbeit in Guayra sei eine vergebliche, der alte Lorenzana sah ja die wachsende Gemeinde und als er alles erkundet, „hob er bis in den Himmel die Tugend der einzelnen Väter“, welche unter so viel Sorgen, in solcher Einsamkeit, bei so geringer Muße die „mores Collegiorum“ strenge inne gehalten hätten!!! Er sah, wie sie ihren Leib kasteieten, um nicht durch böse Brunst sich zu beflecken, wie sie jeglichen Dinges ermangelten in Nahrung, Kleidung und Wohnung; er sah, wie fast übermenschlich die Arbeit war, welche täglich zu verrichten war: neben den sonntäglichen Gottesdiensten die zweimalige Katechese täglich, die Taufen, die Beichten, die Trauungen, die Vorbereitung der Sterbenden zum letzten Kampfe, die Begräbnisse, die Wartung des Hauswesens, Aussaat machen, Wollstauden pflanzen, die Nackten kleiden, weben, den Wahrsagern ihre Gaukeleien vertreiben, den Menschenräubern wehren, Schuldige väterlich strafen, Häuser bauen, Tempel schmücken, bei ausbrechender Pest nah und fern hilfreiche Hand leisten, nicht zu rechnen tausend andere Dinge, — und das alles ganz abgesehen von den religiösen, täglich vorgeschriebenen Übungen, eine Arbeit, nicht für drei Männer, sondern hinreichend für ein ganzes Kolleg. So war das Verlangen nach den durch Viana längst erbetenen Arbeitern in den Weinberg Gottes wohl verständlich, und in der That sandte der neue General, Mutio Vitelleschi, 1617/18 37 Väter, welche Viana, der Prokurator, mit seltsamen Heiligtümern und Kirchengeräten beladen ins Heidenland geleitete. So konnte ein Gonzalez 1618 auf Geheiß seines Provinzials unter großer Mühsal und viel Gefahr am Parana umherziehen und diesen selbst erforschen, die Stromschnellen

und Wasserfälle untersuchen, welche den Verkehr mit Guayra schwer beeinträchtigten und durch Heiden, Menschenräuber und Apostaten unsicher gemacht wurden, — so konnte auch in Guayra ein Neues in Angriff genommen werden. 900 Heiden fanden Aufnahme in den Reduktionen, nachdem Cataldino den Kaziken dieses Haufens gewonnen hatte durch Übersendung einer „tricubitalis Crux, rogans ut accepto eo benevolentiae pignore ad se venire ne gravaretur"; binnen kurzem waren auch die letzten dieses Stammes „diligenti sacrorum venatorum indagine" gewonnen, 300 wurden Loretto hinzugethan. Kräftig wehrten die Väter einer schrecklichen Pest, welche fast den Bestand der Gemeinden durch Flucht der Christen in Frage stellte und ein unendlich mühsames Aufsuchen der Entronnenen und bei den Heiden Geborgenen nötig machte, kräftig den steten Nachstellungen der Villa-Rica-Leute, und viel einzelne Heidenfamilien, welche das Elend und die Furcht versprengt hatte, fanden Bergung in den Reduktionen. Die neuen Arbeiter schufen allerseits neues Regen, zwei neue Kirchen wurden erbaut aus Stein und mit Hohlziegeln gedeckt, und als in Loretto die Kirchweih geschah, und die Christen ein nächtlich Freudenfest feierten, da gingen wie himmlische Gestalten, Glanz ausstrahlend, drei Jungfrauen aus dem alten Gotteshause hervor; staunend sahen die anwesenden Barbaren dieses seltsame Schauspiel. Da, woher sie gekommen, verschwanden die drei nach einiger Zeit. Ob es die Schutzengel des Ortes gewesen, oder Verstorbener Seelen, oder teuflischer Spuk, hat bislang niemand erfahren: „Antonius Ruisius haec spectacula coelitus ostenta ad conciliandam novi templi venerationem non futilis talium rerum approbator aestimavit" !! Auch geistlicherweise erstarkten die beiden neuen Gemeinden, denn in diesem Jahre zum ersten Male ward hier in der Heidenchristenwelt der Leib des Herrn ausgeteilt. Es war Grundsatz, den bekehrten Heiden nicht sofort das heilige Abendmahl zu reichen, einmal wegen ihres schwachen Glaubens, sodann um ihres „diminutus captus" willen, endlich aber sollte das wachsende Verlangen und die Ehrfurcht heilbringenden Genuß erzielen. Nach Oñates Vorschrift konnte ein erstmaliger Genuß erst im 7. oder 8. Jahre nach Gründung der Gemeinde stattfinden, und zwar nur bei Auserwählten; als aber nun solch Gebot laut ward, und die erste Auswahl vor der Thür stand, da sahen die Väter voll Trost, mit wieviel Anliegen die Christen das Täfelchen, „syngrapham, electionis tesseram", erbaten! Welch ein Eifer erfaßte alle, man wußte ja, daß nur die in christlicher Lehre Gegründeten dieses höchsten Gutes konnten teilhaftig werden:

täglich wanderten viele wochenlang zum Tempel, teils um sich prüfen zu lassen, teils um das Fehlende zu ergänzen! Die Vornehmsten, welche sich sonst kaum der Katechese bequemt, beugten sich jetzt der Rute unter den Knaben sitzend; in den Werkstätten, Häusern, auf den Feldern und Wegen ertönten Tag und Nacht die Stimmen der den Katechismus Aufsagenden; alles ertrugen sie gern, wenn nur nicht eine Abweisung erfolgte. Ja, als ein ordentlich, ehrbar Weib vom Priester, der es nicht kannte, zurückgewiesen ward, brach es ohnmächtig zusammen, ward aber durch Darreichung des Sakraments ins Leben zurückgerufen!! Ein ander Weib ertrug geduldig eine tiefkränkende Verwechselung des katechisierenden Priesters und bekannte, wohl habe sie die Verwechslung tief geschmerzt, aber eine Widerrede habe sie nicht gewagt, weil sie solche Anfechtung für nötig erachtet zur Unterscheidung der Geister! Nicht wenige fasteten zwei Tage lang vor der ersten Kommunion, selbst des Wassers sich enthaltend, enthielten sich lange Zeit vorher und nachher des ehelichen Umganges, damit sie um so reiner des himmlischen Bräutigams Umarmung genießen möchten. Andere geißeln sich blutig, schleppen schwere Kreuze durch die Siedelung, bleiben fast den ganzen Tag im Tempel. Viele erlangen ihres Leibes Gesundheit nach diesem Genusse, Weiber lassen böse Verführer hart an ob ihrer Gelüste, ein unverbesserlicher Wüstling wird fortab der Keuscheste, als auf seine dringenden Bitten der Leib des Herrn ihm gereicht wird. Wahrlich die Zeit der Ernte war gekommen, das Feld war weiß! —

Kehren wir an den Parana zurück! Hier hatte Gonzalez 1618, 4 Meilen von Itapua entfernt, von St. Ignacio 12, die Reduktion Yaguapua gegründet, von welcher schon als einer nicht benannten die Rede war. Wie in Guayra hatten auch hier Hungersnot und Pest tiefe Lücken in den Bestand der Gemeinden gerissen, die Not hatte die alten magischen Künste wieder lebendig gemacht, Zauberer fanden sich ein und belehrten das Volk, die Taufe besudele die Leiber! Eifrig nahm die Menge solche Weisheit hin, eine Mutter wusch ihre Kinder mit vielem Wasser, um den Schaden zu heilen, eine andere hätte den Pater fast erschlagen um der Taufe ihres Kindes willen, mit Gewalt wehrten die Heiden dem Seelenarzte den Eingang zu ihren Hütten und entflohen vor seinem Andringen in die tiefsten Wälder. Aber treu seines Amtes wartend suchte Gonzalez die Tiefverirrten und Weitversprengten, und seine Treue ward herrlich belohnt, denn nachdem sein Mitgenosse von schwerem Pestanfalle gesundet, läßt er ihn in der fast verödeten Stätte und fährt den Parana 60 Meilen auf und ab, die

Pestkranken suchend und geistlich heilend; wenn nur der Arbeiter mehr gewesen wären, so hätte sicherlich die weitverbreitete, furchtbare Not viel mehr geistlicher Frucht geschafft. Erst das zu Ende gehende Jahr brachte Ersatz, und die Parana-Provinz ward so geordnet, daß Itapua zum Vorort ernannt und jeder Reduktion je zwei Priester zugewiesen wurden. Zuerst galt es durchgreifend in Yaguapua zu verfahren, welches auf 400 Köpfe zusammengeschmolzen war, unter denen das nackte Heidentum herrschte. Aber der Überredung (persuasere) der Väter gelang es, die Leute zur Aufgabe der Polygamie und des heidnischen Kultus zu bewegen und dem christlichen Glauben zuzuwenden; die Taufe der meisten konnte erfolgen, ein neues Gotteshaus lud zu fleißigem Besuche ein. „Compositisque utcunque ad urbanitatem Barbarorum animis", brach P. Romero auf, um die Lücken durch neue Heidenscharen zu füllen! Den Parana befahrend brachte er zuerst 100 Entflohene zurück. Ein zweiter Auszug des „sacer venator indagans" brachte reiche Beute, bis dahin im Heidentum Verhärtete folgten ihm willig; 200 nur hatten sich in Sümpfen, Wäldern und Klüften verborgen und mieden trotzig jegliche Annäherung. Auch sie gewann er dem Glauben, „benefaciendi arte pellexit!" Immer weiter trug er die gute Botschaft, und ob ein größerer Haufe seiner Predigt spottete und seinen mahnenden Bitten kein Gehör gab, so folgten hundert andere seinem überredenden Worte, „ut se, Religionis Christianae capessendae causa Jaguapuanis adjungerent." Yaguapuas Bevölkerung hatte sich reichlich vermehrt, nun erst kehrte Romero heim, „ipse et socius ad urbanitatem novis hominibus imponendam animum adjecere." Ernste Seelenpflege und Unterweisung in Handwerk und Ackerbau wechselten ab, bis sie alle, trefflich unterwiesen, zu verschiedenen Zeiten die heilige Taufe empfingen. —

Zu den zwei festbestehenden Missionsgebieten in Guayra und am Parana kam jetzt ein neues; die verlassene Guaycuru-Mission, sowie die reiche Zahl der Väter ermöglichte solche Ausdehnung des Wirkungskreises. Man ersah das von spanischer Eroberung intakte und in den letzten Jahren von den leitenden Vätern vor Invasion bewahrte, weite Gebiet am Uruguay. Klaren Blickes hatte Oñate auf seiner letzten Visitationsreise die Notwendigkeit östlicher Ausdehnung erkannt und die Gewinnung des Meeres und Rochus Gonzalez zu diesem großen Werke bestimmt. Einladende Zeichen, so erzählt ein Bericht, waren es außerdem gewesen, welche gerade nach dort den Gottesboten riefen. Indianer jener Gegend hatten von dem Glücke ihrer Brüder in den neuen

Gemeinden gehört, — 100 Meilen in der Runde war die Gegend unter den Schall des Evangelii gebracht, — waren nach Itapua geeilt und fanden dort, wie ihnen gesagt war; mit besonderer Liebe nahm Gonzalez sich ihrer an, und es ward ihm offenbar, daß, wenn er dort sich zeige, eine freundliche Aufnahme seiner warten würde. So zog er mit einer Schar Christen nach dort, überwand kühn und unerschrocken die feindlichen Absichten der Uruguayleute, welche er gar anders fand, als er erwartet hatte, legte freimütig, heiteren Antlitzes und gewaltig in kurzen Zügen die Hauptpunkte christlicher Religion ihnen vor, las getrosten Sinnes und fürbittenden Herzens die Messe für das Heil dieser Heiden, — und sein Gebet und Opfer hatten Kraft, denn noch an demselben Tage empfing er den Besuch eines Kaziken, Niezu, welcher ihm Schutz zusagte. Andere Vornehme folgten bald nach, freundlich nahm man seine Absichten auf, geleitete ihn in ein Dorf und ließ es geschehen, daß er ein Kreuz aufrichtete, nachdem er von Christo erzählt hatte. Ehrfurchtsvoll beugte alsdann der Priester sein Knie vor dem heiligen Holze und küßte dasselbe, — dann warfen auch die Heiden sich zu Boden „ganzen Leibes" und erklärten, auch sie wollten Nachfolger dieses Kreuzes sein! Ermutigt durch diesen Erfolg gründete er nicht weit von der Stätte dieses seines ersten Sieges am 8. Dezember 1620 die Reduktion La Concepcion. Nur langsam wuchs das Werk, eifrig zwar sammelte der Pater von nah und fern Neophyten unter dem Schutze der Jungfrau, während es nebenbei seine Aufgabe war, nicht nur die feindseligen Absichten der umwohnenden Heiden unter Gottes Wunderbeistand abzuwehren, sondern vor allem die Furcht zu bannen, als handle es sich hier um eine spanische List gegen die Freiheit der neugewonnenen Glieder. Dessen ungeachtet gewann der Apostel 200 Familien im Zeitraume eines halben Jahres, und als erst ein zweiter Pater ihm helfend zur Seite stehen konnte, wuchs die Siedelung derart, daß zum Bau eines neuen Gotteshauses geschritten werden mußte. Am Jahrestage der Gründung der Gemeinde fand die Einweihung desselben statt unter großem Gepränge; das Bild der Jungfrau schmückte das Haus. Weithin drang der Ruf von diesem Bilde, weither kamen bald die Heiden herbei, um dieses Außerordentliche (celebritatem) zu sehen, und viele schrieben infolge dessen ihre Namen in die Rolle der Katechumenen. Concepcion ward der Vorort dieser neuen Provinz, „in qua subigenda Societas nostra tantam laudem consequuta est, quantam ipsi peperere tot barbarorum milia ad fidem adducta, tot oppida ab Societate fundata, tot

Martyrum adoreae, tot regiones aditae, tot tumultuantium Daemonum et eorum asseclarum insectationes toleratae, ut virorum apostolicorum heroica facta amplissimam materiam mihi et scribenti, et inter tot eximios viros immeritissime adhuc versanti, praebitura." —

Machen wir hier einen Augenblick halt, um die fern von den Reduktionen sich abspielenden Vorgänge in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, da sie von Wert sich zeigen dürften für den Fortgang der Missionsgeschichte selbst. Infolge schnellen Anwachsens europäischer Bevölkerung fand Saavedra eine Teilung seines großen Gouvernements nötig; alles Land südlich des Tebiquari, eines Nebenflusses des Paraguay, ward 1620 von Paraguay getrennt, und das Gouvernement Rio de la Plata mit Buenos Ayres, welches Paul V. zum Bistum erhob, als Sitz der Regierung, gegründet. Zugleich ward festgesetzt, daß die Guayra-Parana-Reduktionen unter der geistlichen und weltlichen Jurisdiktion von Assumption, die Uruguay-Reduktionen unter der von Buenos Ayres stehen sollten. Jedem Gebiete stand fortab ein Missionssuperior vor, Cataldino in Guayra, Gonzalez am Parana-Uruguay. — Wie der jesuitische Einfluß im Missionsgebiete merklich gewachsen war, ebenso hatte der Orden nicht vergeblich daran gearbeitet, in den spanischen Kolonisations-Centren seine Machtstellung zu erweitern. Ohne Frage verlieh ihm trotz des weiten Gegensatzes und der ungeheuren Kluft, welche seine und die Politik der spanischen Pflanzeraristokratie voneinander schied, der unleugbare Erfolg auf dem Indianergebiete und das unzweifelhafte Geschick in der Behandlung geradezu verzweifelter Fälle einen gewissen Nimbus und ließ den wenig gebildeten Voll- oder Halbblut-Spanier an den Repräsentanten des Ordens ehrfurchtsvoll aufschauen, ließ es leicht geschehen, daß auch die Frage nach der Erziehung der dominierenden Rasse immer mehr in jesuitische Hände überging und in jesuitischem Geiste gelöst ward. Mächtig und von Einfluß auf politischem Gebiete, ein Mehrer des Reiches, legte der Orden schon jetzt den Grund zu dem ungeheuren Einflusse, den er auf die Volksseele ausgeübt hat, zu dem Eindrucke, den er auf Gemüt und Gewohnheit des spanischen Volkes hinterließ, der so tief gegründet, daß selbst die Vertreibung des Ordens es nicht zu erlösen im stande war von dem Aberglauben, der Moral und Geisteskenchtschaft, dem es verfallen, und durch den allein es möglich ward, daß die spätere Geschichte des Landes Paraguay wenig mehr ist, als eine Schreckensgeschichte. In der That, Paraguays Geschichte ist ein Stück jesuitischer Ordensgeschichte. Hin und

her und im Laufe der Jahre immer mehr erstehende Kollegien und Erziehungshäuser wurden die Brennpunkte, von denen aus der jesuitische Einfluß erging, wie in der Heiden Länder, so auch in die Hacienden der Pflanzer und Viehzüchter; ihre allerorten erstehenden Gotteshäuser mit den seltsam wunderthätigen Bildern wurden die Pflanzschulen jesuitischer Religionsauffassung und des schlimmsten Aberglaubens, welcher durchaus egoistischer Natur nur darauf berechnet war, das Ansehen der Gesellschaft zu steigern. Nicht zufrieden mit dem fast unerschöpflichen Schatze an Heiligen und Märtyrern und Reliquien, welche die römische Kirche ohnehin schon der Verehrung der Gläubigen empfiehlt, suchten sie denselben noch immer zu bereichern und zwar aus dem Kreise ihrer eigenen Genossenschaft. Man braucht nur, fast möchte ich sagen beliebig, den P. Techo aufzuschlagen, die Nekrologe der Märtyrer oder der im Beruf sonst gestorbenen Patres zu lesen, um den Beweis in der Hand zu haben. Man braucht nur jener, für unsere Missionsgeschichte noch kommenden Tage zu gedenken, an denen Totenämter gehalten wurden in jesuitischen Kirchen in Assumption, Corduba oder sonst wo, wenn ein Pater erschlagen war von erbitterten Feinden, oder jener barbarischen Wunder, welche Marienbilder wirkten in Corrientes, Assumption und Sa. Fé. Wie ungeheuer jesuitischer Einfluß schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gestiegen war, zeigt, wenn wir schon hier dessen gedenken dürfen, die Centenarfeier des Ordens mit ihren Ungeheuerlichkeiten. Was alles durfte der Orden dem Volke bieten, und wie traurig war es unter seinen Händen um dieses arme Volk bestellt, welch ein unsäglicher, geistiger Kulturzustand wuchs hier heran! Naturgemäß werden dieselben Vorgänge auf dem Missionsgebiete in einem späteren Kapitel uns wieder begegnen und ein erhöhtes Interesse beanspruchen! Selbstverständlich eiferten die Vertreter der anderen Orden den Jesuiten nach und auch sie boten dem christlichen! Aberglauben immer neue Nahrung! Vgl. Charlevoix 1, 325. —

Nachdem wir nun bis soweit die Geschichte der einzelnen Missionsgebiete nebeneinander verfolgt haben, unseren Quellen möglichst Raum gebend, verfolgen wir jetzt die einzelnen Gebiete gesondert bis zunächst zu den Tagen, in welchen der Väter Arbeit eine Beute der Mamelukos ward. —

La Guayra wenden wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zu. Mit gewohntem Eifer hatte Cataldino die Wälder durchsucht, 862 Heiden folgten ihm und fanden Aufnahme und Unterricht in den zwei Reduktionen nebst Filialen, in welchen 1622 außer den eben Erwähnten

1316 Erwachsene und Kinder getauft wurden. Bislang aber waren es nur Waldbewohner gewesen, welche den Vätern gefolgt waren, Pfeilrohr suchende Bewohner von Itirambara waren die ersten sogenannten Pampas-Indianer, welchen Cataldino begegnete und denen er die Botschaft vom Kreuze nahe zu bringen versuchte durch den Mund zweier erprobter Neophyten. Aber wilder als ihre Waldgenossen und dem Kannibalismus ergeben erschlugen sie den einen der Boten, während der andere den Glauben verleugnend sein Leben errettete. Allein das vergossene Blut gab den Vätern ein Anrecht auf diese Gegend. Nachdem eine furchtbare Pest glücklich überstanden war, machten Cataldino, Montoya und Salazar 1623 sich auf, überwanden alle Drohungen kühnen Mutes, ersahen geschickt ihren Vorteil durch Überraschung der Bewohner; und wenn sie auch gezwungen wurden, das erste Dorf zu verlassen, ein benachbarter Kazike lud die Männer mit samt ihren Christen ein und solche Ladung gab Cataldino die Freudigkeit, mit dem Häuptlinge sofort den Plan einer Reduktion abzustecken; St. François Xavier am Rio Tibarija ward sie genannt. Noch waren die Väter beim Baue des ersten Kirchleins beschäftigt, als plötzlich laut ward, ein feindlicher Haufe rücke heran; erschreckt brachte Ruiz dem Cataldino die Nachricht: „Vitae hic dies, o pater, nobis ultimus erit!“ Cataldino aber sah kaum von seiner Arbeit auf, als ginge ihn das Gehörte nichts an, und antwortete: „Sicut fuerit voluntas in Caelo, sic fiat!“ Verwundert über solchen Gleichmut eilt der befreundete Kazike stehenden Fußes zu den Anführern der feindlichen Haufen und berichtet, was er soeben gehört. „Quo audito, hostes panico metu attoniti sese in fugam proripuere.“ Und als die Patres voll Staunen fragten, wie das geschehen sei, daß bewaffnete Haufen vor ihnen, den wenigen und unbewaffneten, geflohen seien, erhielten sie zur Antwort: „Grande sibi malum timuisse ob Cataldini dictum mortem spernentis, et aliorum Sociorum, fugere renuentium, virtutem!“ Nachdem dieser Nebel verscheucht war, wuchs die Gemeinde schnell heran, bis 1500 Familien zählte man zu Techos Zeit. Cataldino, der gepflanzt hatte, begoß weiter und wartete der Früchte, entsandte aber seine Begleiter an den Guibay, in die Nähe Villa Ricas, wo auf ihre Freiheit stolze, den Spaniern schreckliche, menschenfressende Horden unter ihrem Kaziken Tayaoba hausten. Wutschnaubend drohten die Unmenschen dem Gottesboten Montoya, der laut Zeugnis gab von Gottes Gnade und dem Gericht über die Sünder, den Tod, ohne Frucht war ein Versuch des edlen Neophyten Johann Guiray, die Wütenden zu besänftigen,

ein Pfeilregen war die Entgegnung, welcher sieben Christen tot niederstreckte. Jetzt hieß es fliehen, bis an den Fluß verfolgte die Menge den eilenden Trupp, wo wie vom Himmel gesandt ein Boot, von zwei Greisen geführt, alle aufnahm. Wie vom Geiste Gottes getrieben waren die zwei nach dort gekommen, denn sie wußten nicht zu sagen, was sie nach dort geführt; auch fügten sie versichernd hinzu, daß sie in zwei Stunden gegen den Strom eine Wegstrecke durchmessen hätten, welche zwei starke Ruderer in kaum 2 Tagen zurückzulegen im stande wären. Zeit und Stunde schien für den Tayaoba-Distrikt noch nicht gekommen, Montoya aber behielt den Landstrich im Auge: und gälte es auch sein Blut zu vergießen, er wußte, das Blut der Märtyrer wirke befruchtend auf gestreuten Samen.

Schwere Tage waren während der Abwesenheit der führenden Väter über die zwei alten Reduktionen dahingegangen, Abfall und alte heidnische Lüsternheit und ein Widerstreben gegen die Gesetze und Ordnungen des Platzes hatten manchen aus der Gemeinde dahingerafft, denn keinem geriet solche Sünde zum Heil; schweifende Horden fingen die Fliehenden auf, Gottes Feuer fiel vom Himmel, fraß die Ungehorsamen, und heilsamer Schrecken ergriff die Herzen, so daß neuer Eifer um die Sache Gottes und sein heiliges Gebot in die alten Gemeinden einzog. Kräftig wuchs auch St. Xaver heran unter des bewährten Cataldino Leitung. Die Gründung dieser Reduktion erheischte aber ein neues Vorgehen. Zwischen den alten Stationen und dem neuen Orte hausten die Tucuti und störten die Verbindung der Siedelungen, zwangen zu einem weiten Umwege auf dem schwierigen Rio Tibarija und hielten ein stetes Gefühl der Unsicherheit bei den Vätern wach. Schon zu Beginn der Christianisierung Guayras waren 900 aus ihrer Mitte Christen geworden, den Rest zu christianisieren war nun die nächste Pflicht. Leicht gewinnen Ruiz und Maceta, welche „rebus omnibus ad fundationem novi oppidi necessariis“ sich auf den Weg gemacht haben, den Kaziken, welcher in liebenswürdigem Entgegenkommen und wider Erwarten den Vätern seinen Sohn entgegengesandt hatte; 200 Familien bilden sofort den Grundstock, und dem Divus Josephus wird 1627 die neue Reduktion unter dem Beifall der Heiden ringsum, unter dem Zähneknirschen Satanas', geweiht. Sechs Dörfer finden sich bald ein und andere Gaugenossenschaften sagen ihr Kommen zu. Maceta blieb, während Ruiz unter ungeheuren Entbehrungen, vom Durste fast aufgerieben, den Weg nach St. Xaver hin bahnte. Hier waren Mendoza und Diaz Taño nicht unthätig gewesen, viele Familien

waren hinzugethan, darum hielt Ruiz die Zeit für gekommen, das allerheiligste Altarsakrament im Tempel auszusetzen, damit der allerhöchste Gott da seinen Thron aufschlage, wo Satanas so lange seine Gewaltherrschaft geübt, und sein Fleisch in höchster Liebe denen dereinst zu essen gebe, welche ungeheuren Hasses voll die Leiber ihrer Mitmenschen vorlängst verzehrt hatten. — Der Ruf eines Großen unter den Tibati, welcher die Sache des Christentums als treffliches Stützmittel seiner usurpierten Herrschaft ansah und als einen Wall gegen seine vielen Feinde, führte Ruiz und Mendoza alsbald in dieses Gebiet. Ohne Frage gaben die Väter mit ihrer Zusage dem Manne einen großartigen Beweis ihres Vertrauens, um so mehr, da die Christen in dieser Einladung „ein Wolffs-Balck des berühmten Wütterichs, der fast alle Anverwandte seines abgesagten Feindes mit eigenen Zähnden grausamst zerzehret und verschlückt hatte“, zu erkennen nicht umhin konnten und ihre Hirten ernstlich warnten. Trotzdem zog Ruiz hin. So wird er denn auch nicht allein freundlich, sondern aufs herzlichste empfangen. „Pindobius hatte die Heerstraßen alle sehr prächtig außzieren, hier und dort Kreutz aufrichten und sobald der Priester durchzoge mit Trommeln und Trompeten dapffer auffspielen lassen. Nächst diesem Empfangsgepräng und herrlicher Bewirthung in seinem Palast“ waren eine Kapelle und wegen der Unsicherheit und aus Furcht vor Menschenfressereien befestigte Hütten errichtet. Bald zierte ein Kreuz den Ort, wo die neue Reduktion erstehen sollte, die Messe ward gelesen, und durchs Los ward der Name bestimmt: Incarnation, am Rio Nautingui gelegen. Bis auf 1500 stieg bald der Katechumenen Zahl.

Viel Leid und Kreuz, Rückfall und schwere heidnische Sünde, Versuche der Heiden, das Werk zu stören, oder Nachstellung gegen Leib und Leben ging noch in diesem Jahre über die Väter dahin, welche fast erdrückt von der Arbeit laut nach Ersatz den Provinzial, P. Nikolaus Durand Mastrilli, welcher 1623 Oñate gefolgt war, anriefen. Unschwer erkannte dieser, mit welchem Rechte seine Arbeiter solches Verlangen stellten, und entschloß sich, nachdem durch eine Abzweigung Chilis, welches bislang mit Paraguay eine Missionsprovinz bildete, auch seine Arbeitslast bedeutend gemindert war, zur Ermunterung der Brüder und zum Weiterbau des Reiches Gottes eine Visitationsreise, die erste nach Guayra, zu unternehmen. Zwei Brüder begleiteten ihn als Arbeiter. Auf dem ungeheuren Ummege von Cordoba über Sa. Fé und die Parana-Reduktionen langte er in Guayra an, von Ruiz und 100 Christen den Parana und seine Stromschnellen aufwärts unter viel

Gefahr des mühseligen Weges freundlich geleitet. Über Cindad Real kam er in Loretto an, auf Kähnen fuhren ihm die Christen entgegen, eine Meerschlacht aufführend unter Flöten- und Saitenspiel. Herrlich war das Gotteshaus geschmückt. Von da ging es nach St. Ignacio, wo im Wetteifer die Christen alles daran setzten, den Oberhirten zu empfangen. So war es ein überwältigender Eindruck, welchen Durandus erhielt, „qui in utraque Colonia tot Christianarum virtutum specimina perspexit in hominibus olim Anthropophagorum moribus foedatis, ut assereret, plerosque neophytos in Societatis tyrocinio formatos sibi videri“!!! Die kürzlich gegründeten Reduktionen zu besuchen, widerrieten die Patres, da die Wege zu beschwerlich seien, (wenn man bedenkt, was ihm der Parana gekostet und der große Fall und die Landreise, muß man sich billig wundern über diesen Vorwand) so kamen nur die leitenden Väter mit den Vornehmsten der Kolonien, welche Durandus taufte, und erstatteten Bericht. In Villa Rica ward dann ein Kolleg errichtet, um durch jesuitischen Einfluß die alten Enkomendero-Gelüste zu brechen. Überall aber, wohin Durandus zog, verteilte er freigebig Geschenke an Messern, Angeln, Nadeln u. s. w., weithin erscholl der Ruf der Freigebigkeit dieses „großen Vaters“, lockte die Heiden herbei, der Ordensleute Lehre zu hören, und befestigte die Christen in der Liebe zu ihren Vätern. Bevor er die Provinz verließ, gab er Befehl drei neue Niederlassungen zu gründen, bei den Iniani, Tayaoba und bei den „Gekrönten oder Langhaarigen.“ —

Dem Befehle ihres Oberen gehorsam unternahm Maceta die Bekehrung der Iniani, welche zwischen Incarnation und Tayaoba hausten, vier Tagereisen entfernt, deren Kaziken Mendoza schon längst um Lehrer gebeten hatten. Eine Reduktion ward gegründet 1625, auf Anweisung der Kaziken strömten die Dorfschaften herbei und bald füllten 800 Familien San Paulo am Iñay-Rio, und viel mehr hätten ohne Frage sich eingefunden, wenn nicht das Drohen des schrecklichen, menschenfleischlüsternen Guiravera, der überdies die Patres Vorläufer der Knechtschaft nannte, viele abgeschreckt hätte. Trotzdem wuchs die Zahl bis 4000, denn unterirdisches Getöse ward gehört, und Gestalten nie gesehener Tiere zeigten sich und trieben die Indianer in den Schutz der Stadt. Umgeben von heidnischen und satanischen Schrecken stand der Gottesmann einsam da, eine Hungersnot drang über alles das in die Gassen seiner Stadt, aber er überwand ihre Schrecken kräftig, keines der gesammelten Herde entlief, und einige Hundert wurden bald getauft.

Dieser wunderbare Erfolg aber, dazu die Kühnheit des Auftretens und die Heiligkeit des Lebens der Väter erweichten endlich auch des oben erwähnten Tayaoba Herz, heimlich entsandte er seine Söhne nach St. Xaver, die volle Wahrheit zu erkunden. Ein Indianer verriet P. Diaz Taño die Anwesenheit der Beiden; er überschüttete sie mit Liebesbeweisen, fragte sie vor versammelter Gemeinde nach dem Zweck ihrer Reise und hörte nun voll Entzücken die Pläne des Vaters. Reich beschenkt entließ er die Friedensboten und berichtete P. Montoya das Vorgefallene. Sogleich machte dieser sich auf, aber schon auf halbem Wege begegnete ihm Tayaoba mit seiner „großen Frau“, drei Kindern und großem Gefolge. Sobald er des Gottesboten ansichtig geworden, eilt er ihm entgegen, umarmt ihn und bittet ihn inständigst, er möge ihn unter die Zahl seiner Schüler reihen, möge ihn lehren, was er thun müsse, um sich dieser Gunst wert zu machen. Dieselbe Gunst begehrte sein Weib für ihre Söhne und für sich selbst. Voll Freude hörte der Gottesbote solches Verlangen, liebreich ließ er sich herab und scherzte mit den kleinen Knaben, da er wohl wußte, wie solches den Eltern gefiel. Solch einen Fortschritt hatte er kaum geahnt! Weiter ging es nun zu Tayaobas Dorf, wo alles zu festlichem Empfange bereit war, selbst Ehrenpforten schmückten den Weg und der Instrumente Klang schallte ihnen entgegen. Vor allem ward nun mit Hilfe von 300 Indianern ein Kreuz errichtet am Ufer des Guibay, zum Zeichen der Herrschaft des Erlösers, sodann die Vorbereitung zur Gründung der Reduktion getroffen; im Namen des Königs wurden die Ämter bestellt unter Verleihung von Amtsstäben, 28 Kinder des Kaziken empfingen die heilige Taufe, während die Alten auf die Zeit vertröstet wurden, daß sie die „rudimenta legis Christianæ“ begriffen hätten. Da schreckte böse Nachricht die junge Gemeinde auf, denn voll Schnauben und Drohen hatte Satanas seine Anhänger erregt; der Feind komme, hieß es, das Werk zu zerstören. Zweifelhaft war die Aussicht der kleinen Schar, denn mit Übermacht kam der Feind. In dieser Not bat Tayaoba um die Taufe bei tiefer Nacht, mit ihm seine vornehmsten Krieger; widerstrebend nur kam Montoya diesem Wunsche nach, zu frisch war die Saat und noch nicht erprobt der Stand der jungen Herde. Mit Macht brach der Feind heran, Montoya floh, Tayaobas Haufe ward zersprengt, und nur mit Hilfe der Villa-Rica-Leute ward man der Kannibalen Herr. Trotz dieser Niederlage aber schien das Heidentum in seiner ganzen abschreckenden Gestalt den Sieg davon tragen zu sollen, kräftig stand Satanas selbst seinen Anhängern bei, kräftig widerstand er dem

Gottesmann vor allem unter mancherlei Gestalt. Allein in brünstigem Gebete, in langdauernder, ernster geistlicher Übung, in treuem Anrufen der sieben Erzengel, denen er die neue Stadt zu weihen gelobte, überwand Montoya allen Widerstand, der ihm von den höllischen Geistern, wie von Menschen widerstrebte, gottgesandte Zeichen, sieben feindliche Kaziken findet man erschlagen im Walde von unfindbarer Hand, und Traumgesichte reicher Ernte bestärkten seinen Vorsatz, er machte sich auf in Tayaobas wilderregtes Land. Tayaoba selbst ging ihm entgegen, ihm gab er das Bild der sieben Erzengel, er selbst schritt in priesterlichem Gewande hinterdrein und jeglicher Hilfe von der Königin der Engel sich versehend begab er sich an den zur Reduktion bestimmten Ort. Nur wenige hatten sich dort eingefunden, alle fürchteten einen neuen Angriff der Kannibalen. In dieser abermaligen Not beginnt Montoya eine abermalige neuntägige Andacht „in illius mysterii memoriam, quo Beatissima Virgo Incarnatum Verbum totidem mensibus in utero gestavit“, Satanas' Macht wird überwunden, — und wie herrlich war der Erfolg, als von 80 Kaziken jener Gegend 60 mit Tayaoba dem Christentum gewogen wurden. Mit Gottes gnädiger Hilfe legte nun Montoya zum andern Male den Grund zu der Reduktion von den sieben Erzengeln und gab der neuen Gemeinde ihre Ordnung. Bald hernach brach eine Hungersnot aus, Gras und Palmenmark waren die einzige Nahrung, welche aber unserem Gottesmanne so schmeckte, „ut extra hyperbolem res de se insipidæ aqua rosacca aspersæ ipsi visæ sint, Deo scilicet in his desertis deliciosum manna rursum ministrante.“ Mit eigener Hand taufte er 500, ehe er die zahlreich gewordene Gemeinde P. Spinosa ließ, selbst zu neuen Unternehmungen sich anschickend. Durch die Tupi-Indianer aus Brasilien gedrängt, von den Patres und ihren Christen vielfach gerettet aus ihrer Dränger Hand baten die „Coronati“ oder Langhaarigen um Unterweisung. Dorthin zog Montoya mit einem Genossen. Allein die Reise hatte nicht den erwünschten Erfolg, denn das Volk war nicht gesonnen, auf Befehl seiner Häuptlinge sich zu vereinen; eine Verschwörung gegen das Leben des Paters war vielmehr entstanden, welche auf heimlichen Pfaden gekommene, früherer Wohlthaten dankbare Männer jener Horde den Vätern überbrachten. So kehrten die apostolischen Männer für diesmal heim. —

Statt dessen hatte sich schon bei den Gualachen, wilden Jägerhorden an den Grenzen Brasiliens, eine Thür aufgethan. Sie hatten von Tayaobas Bekehrung gehört, der ihnen ein stets furchtbarer Feind

gewesen war; welch eine Macht mußte die neue Religion sein! So sandten sie gleich nacheinander zwei Boten an Montoya mit der Bitte, zu ihnen zu kommen, man sei bereit, eine Stadt zu gründen und das Leben der Gemeinschaft zu führen. Eiligst zogen Montoya und Taño von Incarnation aus, kamen über Villa Rica unter viel Mühsal an, fanden die Pest wüten unter dem Volke, tauften viel Kinder und Sterbende, zogen hin und her im Lande und gründeten 1628 Concepcion. Selbst der grausame und gefürchtete, wie mächtige Curita, ein Kazike, stellte sich den Patres und ließ ihnen die Wahl, ihn selbst mit samt seinen Leuten in Concepcion aufzunehmen, oder aber in seinem Bezirke eine neue Reduktion zu gründen. Curita auf kommende Tage vertröstend zog Montoya nach Villa Rica, wo sein Bericht Staunen erregte, da niemand begriff, wie es zwei Religiosen ohne Gefolge möglich geworden war, ein Werk zu vollbringen, welches die Kolonisten von vornherein in das Reich der Fabel gewiesen hatten, — und bahnte auf seinen weiteren Wanderungen einen neuen Weg durch den Urwald zwischen der alten und der neu erstandenen Niederlassung. Taño lernte inzwischen in Concepcion eifrig die Sprache, entwarf die Grundzüge eines Gualachen-Katechismus und gewann das gesammelte Volk durch Unterricht in allerlei Handwerk und Kunstfertigkeit; von einem zahlreichen Übertritte war vorerst noch keine Rede, Trunksucht und altgewohnte Barbarei standen mächtig im Wege. —

Noch immer widerstand den Vätern ein alter Widersacher, der Kazike Guiravera, ein geschworener Feind des Christentums und der Spanier, bekannt unter dem Namen: „exterminator hominum“, ein Kannibal und Oberster der Zauberzunft, der vorgab, selbst Gott zu sein. Zwar hatte P. Macetas Auftreten gegen ihn bei Gründung einer Reduktion in seiner Nähe ihm eine gewisse Achtung vor jesuitischer Tugend und Unerschrockenheit abgerungen, die Furcht aber, seinen weitgehenden Einfluß zu verlieren, ließ alle diese Rücksichten schwinden und ihn einen Feind des Reiches Gottes bleiben. Schon längst hatten die Väter alles daran gesetzt, an diesen unbändigen Gesellen auf irgend eine Weise heranzukommen; verschiedene Versuche, „experimenta“, indes hatten sie belehrt, „ut nulla humana ope homo dæmonis familiaritate, ut ferebatur, infamis Christianis rebus conciliari posse crederetur.“ Wider Erwarten aber ward Satanas in seinen eigenen Künsten gefangen. Dem Guiravera war nämlich einst ein Orakel geworden, der Geist eines für Gott gehaltenen Verstorbenen sei in Ruiz Montoya gefahren, und bald ging die Rede um, Ruiz sei Gott und

das wiedererstandene Ebenbild jenes Quaratici. „Quæ res præter Dæmonis Consilium haud minus emolumenti dempsit Ethnicorum rebus, quam adjecit rei Christianæ, . . . . dæmonis dolo in favorem novæ legis cedente.“ Denn alsbald plagte ein großes Verlangen den Kaziken, diesen außerordentlichen Mann zu sehen. Als er nun eines Tages vernahm, der Gottesmann sei in St. Paul, ließ er ihm Botschaft sagen, er habe die Absicht, ihm einen Besuch zu machen, wünsche vorerst nur zu wissen, wie er empfangen werde. Allein ohne die Antwort abzuwarten erschien er plötzlich im Missionsdorfe und rief mit Donnerstimme, er sei der große Kazike Guiravera, er habe sich gern herabgelassen unbeschadet seiner Würde, die Fremdlinge zuerst zu besuchen. Montoya hielt es für seine erste Pflicht, den unbändigen Stolz dieses Barbaren zu beugen und ihm begreiflich zu machen, daß er ihn durchaus nicht fürchte trotz seines bewaffneten Gefolges. Er saß mit Maceta auf einer Bank auf dem öffentlichen Platze; keiner der Brüder erhob sich, nur ein Wink lud den Guiravera ein, sich auf einen nebenstehenden niedrigen Schemel ebenfalls niederzulassen. Zuerst betroffen, faßte der Mann sich schnell, befahl seinem Gefolge, mit Gewändern den Schemel zu bedecken, setzte sich nieder und bot den Patres seinen Gruß, den beide erwiderten. Als aber diese anfingen von Christo zu reden, erhob er sich und schickte sich an, das Dorf zu besehen. Montoya hielt es durchaus nicht für angemessen, ihn zu begleiten, ließ vielmehr, „nulla arte magis conciliari Barbarorum animos“, zwei Ochsen schlachten und den Unhold und sein Gefolge zum Mahle einladen. Erst als das Mahl seinem Ende sich zuneigte, und Montoya an seinem Gaste ein gewisses Unbehagen und Bangen zu bemerken glaubte, etwa in Furcht einer Überrumpelung, redete er ihn an, wies ihn hin auf den Zweck, der sie hergetrieben, auf den Schutz, den Gott ihm angedeihen lasse gegen alles Wüten, wies ihn hin auf seine nichtige Anmaßung, daß er vorgebe selbst Gott zu sein, ein staubgeborener Mensch, der zum Staube bald wieder werden und Rechenschaft ablegen müsse von seinem Thun. Wie er, der grausame und sündenbesudelte Mensch, sich herausnehmen könne, sich mit dem heiligen Gotte zu vergleichen, ihm seine Ehre nehmend! Allein dieser selbe Gott sei auch barmherzig, strecke seine Hände aus gegen seine reuigen Kinder; „dein Vorteil darum ist es, wenn du klug bist, und du entgehst so einem traurigen Geschicke unter seinem grimmigen Zorn!“ Der Heide schien wenig gerührt und entgegnete kühl, er wolle es sich überlegen. Indes erklärten mehrere Männer seines Gefolges dem Ordensmann heimlich,

sollte er ihnen einen Lehrer senden, so würden sie sich seiner Führung anvertrauen und abfallen von Guiravera. Montoya aber kannte nur zu gut die Macht des Aberglaubens und das Ansehen des Kaziken in jenem Distrikte, entließ die Bittsteller voll guter Hoffnung und beschenkte, um nichts zu versäumen, den Kaziken zu gewinnen, denselben im Namen des Königs mit einem Amtsstabe, und ließ ihm bei seinem Wegzuge gebührende Ehre erweisen, welche um so mehr Wirkung erzielte, je weniger der stolze Heide solches erwartet hatte. Ein in Aussicht genommener Besuch seines Bezirkes ward damals gehindert durch ein Gerücht, das umlief, die Mamelukos Brasiliens rüsteten zu einem Einfall in die Guayraprovinz, ja bedroheten schon Incarnation 1628.

Dieser Name bedeutet eine tiefeinschneidende Wende in der ganzen Missionsgeschichte; bevor wir jedoch uns mit jenem Raubgesindel näher befassen, erübrigt es, einen Blick auf das Parana-Uruguay-Missionsgebiet zu werfen. In Concepcion am Uruguay fanden wir Rochus Gonzalez zuletzt wirken, während sechs Väter am Parana in den drei Reduktionen ihr Werk thaten unter dem Wüten einer Pest im Jahre 1621. Das Ende des Jahres brachte eine Visitation Oñates, welcher anordnete, der Uruguay solle durch Gonzalez bis Buenos Ayres erforscht und befahren werden, eine zweite Station nach Süden zu sei an seinen Ufern zu gründen, während die Gründung einer vierten Niederlassung am jenseitigen Ufer des Parana mit allen Mitteln versucht werden müsse.

Die im Jahre 1622 begonnene Erforschung des Flusses mußte aufgegeben werden, weil Yaros und Charruas jegliches Vordringen unmöglich machten; auch ein zweiter Versuch, welcher auf besonderen Wunsch des Statthalters von Buenos Ayres 1624 ins Werk gesetzt ward, mißlang. Es bedarf keines besonderen Hinweises, wie wichtig dem Orden ein Wasserweg in dieses neue Gebiet erscheinen mußte. Sofort machte sich Gonzalez an die zweite Aufgabe, eine Reduktion zu gründen. Zu dem Ende ließ er, um nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen, die Indianer weit und breit durch seine Christen zu einem großen Jagdzuge einladen. Es war eine Jagd, welche mittelst Umstellung des Wildes abgehalten wurde. Von weit her stellten sich die Heiden ein, Gonzalez mischte sich unter seine Christen, nicht so sehr, um die Art des Jagens zu sehen, als vielmehr, „der große Seelenjäger“, die Gelegenheit zu erspüren, wo eine Niederlassung zu gründen sein möchte, und um sich die Gewogenheit der Heiden zu gewinnen. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, er mußte abstehen von seinem Plane, zumal eine

furchtbare Pest Concepcion heimsuchte, die Herde zersprengte, Zauberer ihren alten Einfluß wieder errangen, so daß die Arbeit in dieser Gemeinde von neuem begonnen werden mußte. Auch am Parana wütete dieselbe Seuche mehrere Jahre, noch 1624 wird über sie berichtet, und zehntete die alten Pflanzstätten. Allein bald waren die Lücken ausgefüllt, und eine Horde am Inia, einem Zuflusse des Parana, welche schon oft von den Vätern gedrungen war, sich in Itapua zu sammeln, brach jetzt infolge der Plage den starren Sinn und bat um Priester. Boroa und Romero fanden die Gemüter in der That willfährig und unter diesen günstigen Vorzeichen erhob sich bald am Rio Inia Corpus Christi. P. Romero blieb, taufte Kinder, unterrichtete die Knaben, unterwies die Erwachsenen, wehrte den Zauberern, besah die Äcker, führte eine geregelte und christliche Lebensart ein, that dies und das, betete nachts inbrünstig, besichtigte den Bau, aß wenig, vergoß viel Schweiß, gab willig das Seine dahin, — so verlief sein Tagewerk. Sobald aber die Gemeinde nach allen Seiten fest gegründet war, eilte er durch Wälder und Sümpfe unter Regen und Sonnenbrand und spürte wie ein guter Jäger, „ut quam plurimas animas Christianæ veritatis telo transfigeret.“ So wurden in kurzer Zeit 400 Familien in die Katechumenen-Rollen eingetragen, und zu Techos Zeit waren dort schon 5000 getauft.

Am oberen Parana hatte das Werk der Missionierung und Gründung von Reduktionen eine Zeit geruht, die Burg des Heidentums wies keinen Zugang auf trotz wiederholten Versuchens. Nun aber schien die Zeit gekommen, denn durch fortgesetzte Geschenke waren einiger Kaziken Herzen geschmolzen, „multiplicitate beneficiorum animis demulsis“, Boroa und Ruier drangen bis an den Rio Acaray vor, ein Kazik gab einen Platz für eine Reduktion her, und eine dann stattfindende große Beratung der Häupter der Gegend bot der Hoffnung Raum, „ut multi legi Christianæ conciliari crederentur“, viele dem christlichen Gesetz zu gewinnen. Nativitas Mariä de Acaray ward die neue Gründung genannt, und eifrige Wanderungen hin und her erweiterten bald den Bestand. Ein Schritt weiter von hier aus mußte nun geschehen. Um der Verbindung der Guayra- und Parana-Mission willen hatten nämlich die Väter schon seit Jahren am Iguazu, einem Nebenflusse des Parana, Missionsversuche gemacht, aber stets waren ihre Mühen vereitelt worden. Noch einmal versuchten Boroa und Ruier das Wagstück und zogen „majori quam antea apparatu“ aus. Sobald die Iguazuleute solches in Erfahrung gebracht, hielten

sie feierlichen Rat, ob man die Boten der neuen Lehre zulassen dürfe oder nicht. Unter furchtbaren Martern und schrecklichen Verwünschungen schlachteten sie um der Wichtigkeit der Frage willen einen Gefangenen, und siehe, als die Stimmen abgegeben wurden, waren alle Geladenen darin einig, die Boten Gottes zuzulassen, — denn, das kam als weiteres Moment hinzu, von der Zeit an, daß diese zurückgewiesen waren, hatte ein feindlicher Gott ihre Äcker verwüstet, ihre Leiber schwer geschlagen, ja die Rädelsführer durch die Pest dahingerafft. Kaum waren die Väter am Iguazú gelandet, als Fahrzeuge der Heiden ihnen entgegenfuhren und sie in die erste Dorfschaft freundlich geleiteten, und bald stellten die führenden Kaziken sich ein. Über ihre Wünsche hinweg und vorgebrachte Privatvorteile bestimmte Boroa einen für alle gelegenen Ort zur Reduktion, ein gewaltiges Kreuz ward errichtet, und mit gebeugtem Knie unter dem Zornwüten Satans begrüßten die Kannibalen das Zeichen des Heils. Angelockt durch der Väter Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit verbrannten die umwohnenden Heiden ihre Dörfer und strömten der Niederlassung zu; unter Gottes Schirmen bestanden die Väter die mancherlei Anläufe des Bösen und seiner Werkzeuge, ja gerade diese ergaben sich bald willig. Maria Major de Iguazu ward die Reduktion genannt. Nach vier Monaten zogen noch 200 Familien herbei, und am Tage der Himmelfahrt Mariä wurden die ersten 140 Erwachsenen getauft, nach kurzer Zeit ungefähr 500 Knaben und einige Hochbetagte. Nach und nach wurden sämtliche Einwohner in solchen Mengen getauft, daß bis Techos Zeit die Zahl 8600 erreicht war. Schwer war bei alledem der Anfang, besonders des äußeren Ausbaues, 5 Monate lang war ein Mattenzelt der einzige Aufenthalt, Lehr- und Taufort für die Väter, Wurzelwerk ihre Nahrung. — Am Uruguay ging das Werk ebenfalls frisch voran, denn jenseits des Flusses war endlich der langjährige Widerstand gebrochen, Rochus Gonzalez fuhr hinüber, erwählte einen geeigneten Ort, rief die Umwohnenden zusammen zur Beratung, gewann sie und errichtete am Tage der Kreuzerfindung ein Kreuz, las die Messe und nahm die Gegend für Christum in Besitz und nannte die sich erhebende Reduktion seinem Provinzial zu Ehren St. Nikolaus. Schon im ersten Vierteljahre waren 280 Familien dort, nach einiger Zeit 500. Zur Zeit Techos waren schon 7300 getauft. —

Während auf diese Weise in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre die Väter den Parana hinauf vordringen und den Mittellauf des Uruguay besetzen, steht die Bewältigung des Uruguay-Unterlaufes,

welche, wie wir berichteten, schon verschiedentlich, außerdem auch von Buenos Ayres aus, versucht war, immer noch aus. Eine Eroberung mit bewaffneter Hand schien dem Gouverneur, Luis de Cespedez, unthunlich, vielmehr forderte er Gonzalez in Concepcion auf, die „Conquista“ unter königlicher Beihilfe zu unternehmen, da die Hilfe der Gesellschaft Jesu ihm das einzig rätliche Mittel zu sein schien. Begleitet von einigen Neophyten und dem Kaziken Niezu brach Gonzalez, der endlich die Erfüllung des Befehles seines alten Provinziales sich verwirklichen sah, von Concepcion auf und gelangte glücklich nach Buenos Ayres. Cespedez empfing die Ankömmlinge an der Spitze von Truppen, stellte vor den Augen der Indianer verschiedene Übungen an, um die spanische Überlegenheit ins rechte Licht zu stellen, führte die Gäste sodann ins Regierungsgebäude, von da zum Bischofe, vor dem er beide Kniee beugte, sprechend in dieser Stellung verharrte und ihm die Hand küßte, um den Indianern zu zeigen, wie hoch die Spanier ihre Kirchenfürsten ehren. Der beabsichtigte Erfolg blieb nicht aus. Der ehrgeizige Niezu schwur im Namen seiner Landsleute dem Könige Treue, gelobte pünktliche Erfüllung aller gesetzlichen Vorschriften in seinem ganzen Bezirke, unter zwei Bedingungen allerdings: nur Jesuiten sollten als Missionare gesandt werden dürfen, und nie sollten seine Untergebenen zu spanischen Sklaven gemacht werden können. Beide, Bischof und Gouverneur, gaben dahin gehende Versicherungen, erklärten Niezu zum Herzoge der Uruguay-Provinz, beschenkten ihn mit einem Mantel und anderen Sachen, ermahnten ihn zur Treue gegen den König und zum Gehorsam vor allem gegen die Väter des Ordens. Der Prälat stattete sodann Gonzalez mit weitgehender, kirchlicher Selbständigkeit für seinen Bezirk aus, während der Gouverneur mittels Patent bestimmte, es stehe dem Orden frei, im Bereiche seines Gouvernements Reduktionen zu gründen mit all den Rechten, welche Königliche Majestät den Glaubensboten zugesichert. Aus öffentlichen Mitteln beschaffte Cespedez sodann, wie für die schon bestehenden Reduktionen, so für die zu gründenden, Glocken, heilige Geräte, Eisenwaren u. s. w., befahl dem Könige dieses Missionsfeld sonderlich an und bat dringend um Arbeiter. Ein Gleiches that der Bischof, und reiche Privatpersonen standen hinter den genannten Männern nicht zurück, schenkten Altarbekleidungen und anderes. So war auch dieser Distrikt lediglich jesuitischem Einflusse unterstellt. — Nach zehn Tagen fuhr Gonzalez wieder aufwärts, aber 100 Meilen weit fand er am Flusse niemand gewillt, seinem Verlangen nachzukommen, denn dem Nomadisieren ergeben verabscheuten die Bewohner das Beziehen fester

Wohnsitze. Nur zwei Horden weiter aufwärts fand er geneigt und überredete sie für seine Pläne. Da schien es, als ob ein Wortbruch des Gouverneurs, den seine weitgehenden Konzessionen gereuen mochten, und der spanische Beamte, Corregidoren, lüsterne und anmaßende Leute, in die Uruguay-Reduktionen sandte, das Werk aufhalten sollte; ein furchtbarer Tumult entstand, mit Mord und Todschlag droheten eben erst gewonnene Heiden, selbst Niezu hatte Concepcion verlassen, und nur den vereinten Bemühungen des schnell herbeigeeilten Provinzials und seiner Missionare gelang es, den Sturm zu stillen und die um ihre persönliche Freiheit erregten Geister zu beruhigen. Ein Kurier eilte nach Buenos Ayres, sofort zog Cespedez seine Verfügung und die Beamten zurück und sandte außerdem eine Geldunterstützung. Trotzdem gelang die Reduzierung der zwei jüngst von Gonzalez gewonnenen Horden am Uruguay in die Orte: Heiligen drei Könige, wie Moussy schreibt Nuestra Señora de los Reyes Magos, auch Yapeyu genannt, und St. François Xavier, jener der südlichste, der Mündung des Ybicuy gegenüber, dieser der nordöstlichste am rechten Ufer des Uruguay. Damit war der ganze Mittellauf des gewaltigen Stromes in äußerst geschickter Weise besetzt, vier Reduktionen beherrschten einen bedeutenden Teil dieser wichtigen Wasserstraße. —

Nun erst machte Gonzalez sich auf, fuhr in dem schon genannten Ybicuy, der von Südost aus der heutigen Provinz Rio Grande do Sul herkommend in den Uruguay sich ergießt. Dieser Fluß war von besonderer Bedeutung für die Ausbreitung des Werkes, von ihm aus hoffte man Einfluß auf diese Gegend zu gewinnen, und von dieser aus war ein Vordringen meerwärts möglich und dadurch Unabhängigmachung der Mission von den kolonialen Mächten des La Plata-Bassins. Hier fand er bei einem Kaziken sehr freundliche Aufnahme, gewann ihn, nachdem er ihm das Evangelium von Christo nahe gebracht hatte, ohne Mühe für seine Pläne und gründete nach Errichtung eines ungeheuren Kreuzes die Reduktion Candelaria 1627. Nur kurz war der Bestand der Siedelung, ein Barbarenhaufe zerstörte Altar und Kreuz und hätte auch los Reyes Magos den Untergang gebracht, wenn nicht Gonzalez unter Hintansetzung seines Lebens eingetroffen wäre. Noch einmal ging es den Ybicuy hinauf; ohne Hindernis drang er bis zur zerstörten Candelaria vor, gewann die Kaziken der dortigen Gegend, mit ihm in das Bergland Tapé, 8 Tagereisen von Uruguay und doppelt soviel vom Meere entfernt, zu beiden Seiten einer 100 Meilen langen Sierra sich abdachend, äußerst fruchtbar und von einer Guarani-Kolonie be-

wohnt, vorzudringen. Allein gar bald erkannte Gonzalez, daß, wenn auch die Bewohner nicht fern vom Reiche Gottes standen, doch damals ihre Stunde noch nicht gekommen war; so beschränkte er sich auf Erkundigungen allerlei Art, welche später von Wert für ihn sein konnten zur Evangelisierung des Landes. Da hieß es, feindliche Haufen zögen gegen ihn herauf, allein mit der Botschaft selbst erschien auch der Feind! Ein Rückzug war unmöglich, tapfer hielten sich seine Begleiter, doch als die Schar der Gegner wuchs, ergriff Gonzalez seine Säge, welche er stets bei sich führte, um Bäume zu fällen zur Errichtung von Kreuzen, nahm in die andere Hand ein großes Buch und ging so gerüstet dem Feinde entgegen! Solch nie gesehener Anblick brachte die Haufen in Verwirrung, schreckliches Geschick drohete die Säge, Zauberformeln enthielt ihnen das Buch, aus dem der Mann heranwandelnd laut las, — entsetzt entflohen alle, so schnell sie erschienen waren, und in Eilmärschen kehrte Gonzalez in seine Reduktion zurück. Nach wenig Monaten aber brach er nach dem Rio Piratini auf, der zwischen Concepcion und St. Xaver linkerhand in den Uruguay mündet, denn dort sei ein Volk, welches unschwer den Glauben ergreifen werde, sobald man es nur anreize, berichtete der einladende Kazike. Einem sich entgegenstellenden Haufen erklärte er kurzweg, er denke nicht an den Rückweg, er sei einzig gekommen, aller Welt Gutes zu thun, von ihm sei nichts zu befürchten, auch nicht von den Spaniern, so lange er nur da sei. Das entwaffnete die Menge, sie ergab sich seiner Leitung und gewann auch die übrigen Genossen. Ein neues Candelaria erstand 1627 und ward binnen kurzem mit 3000 Seelen bevölkert; zu Techos Zeit waren dort 7000 getauft. — Eine schwere Hungersnot suchte in diesem Jahre Maria Major de Iguazu heim, fast alle Christen entliefen, nur 400 konnte P. Ruier zurückbringen. Ein Teil verfiel sogar in die alte heidnische Kriegführung und mästete Gefangene. Mutvoll ließ Ruier die Leute gefesselt vor sich führen, sie strafen und die Gefangenen lösen. Trotz all der Widerwärtigkeiten und wieder hereinbrechenden Heidentums „multi Christianorum mansuetudinem amplexi sunt!“, wurden 1105 Heiden getauft. Auch in den übrigen Parana-Reduktionen erhielten einige Hundert die heilige Taufe, und unter den Christen wuchsen christliche Tugenden heran. Schon geißelten sich in der Passionszeit die Knaben von San Ignacio, und einer ging am Karfreitag verstörten Antlitzes und thränenden Auges umher um Christi Leiden willen. —

Schwere Sorge lastete in diesen selben Tagen auf Pater Gonzalez. Während er, gestärkt durch frischen Nachschub, das Caró-Gebiet bereiste,

welches die Uruguay-Provinz umspannend den Weg zum Meere, von dem oben die Rede war, eröffnete, überall Bereitwilligkeit fand, während neue Pläne sein Herz bewegten und neue Gründungen vor seinem geistigen Auge schwebten, zeigte Niezu, der Kazike, immer mehr und mehr seinen wahren Charakter; verschwenderisch ausgestreute Gunstbezeugungen hatten seinen ohnehin hochmütigen Sinn völlig geblendet, mit Verachtung sah er auf seine Untergebenen herab, welche im Bann seiner Beredsamkeit und Zauberkünste stehend seinen Terrorismus erduldeten und nahe daran waren, ihm die ersehnte göttliche Ehrenbezeugung zu geben. Niezu war zum Apostaten geworden. Sobald Gonzalez die Gefahr erkannte, welche unter der leicht erregbaren Menge durch diesen Menschen seinem Werke drohete, verließ er Caró, stellte unversehens den Feind und vermochte so viel über ihn, daß er ihn nach St. Nikolaus begleitete, woselbst er unter großem Gepränge in das Gotteshaus geführt wurde. Diese neue Ehre gewann ihn derart, daß er den Vätern und der christlichen Religion wieder gewonnen bei den Seinen eine Reduktion zu errichten versprach. Der Versuch war scheinbar gelungen, allein Niezu setzte sein altes Sündenleben und sein Schwanken fort, und viel Geduld und Festigkeit waren noch erforderlich zum endlichen ganzen Sieg über dieses Herz. Nachdem die von ihm nördlich von Yapeyu errichtete Reduktion 1628 geweiht und Assumption, nach Mouffy Assuncion de Nuestra Señora de Mbororé oder Sa. Cruz, genannt war, ließ Gonzalez den P. Castillo dort, mahnte ihn dringend zur Vorsicht und zog mit den Patres Alfaro und Rodriguez ins Carógebiet, wo mehrere Kaziken schon seiner warteten, und gründete Allerheiligen. Schon sahen die Gottesmänner ganz Caró reif zur Ernte, als ein Unwetter losbrach, welches verheerend Hirten und Herde traf. „Denn die Hoffarb der wahren Braut Christi, der römisch-katholischen Kirche, ist weiß und roth, dero sich ihr Bräutigam selbsten gebrauchen, auch fast an keinem Orth einen beharrlichen Wohnsitz nehmen wollen, er habe denn zuvor diese Gotteskleidung eingeführet und seine Bekenner damit angethan gesehen. Dannenhero sich auch Paraquarien dergestallt wolle zieren lassen, damit es denen Hoffbedienten Christi beigezählet und vor ein Glied der wahren Kirche möchte erkennet werden.“ Aufgestachelt nämlich durch eines Apostaten aus St. Xaver Reden, (die Rede dieses Potirava ist charakteristisch für die ungeheure Macht und den Einfluß, den schon damals die Väter auch in Bezug auf das Äußere hatten) gab Niezu, der längeren Bevormundung überdrüssig, Befehl zur Abschlachtung der Missionare behuf

Befreiung der ganzen Missionsprovinz von ihrem Einflusse. Eilend zogen die Mörder nach Allerheiligen, erschlugen Gonzalez, der nach vollendeter Messe mit Herrichtung einer Glocke beschäftigt war, wie auch Rodriguez, welcher auf das Geschrei der Blutmenschen herbeigeeilt kam. Voll heidnischer Wildheit schändeten dann die Unmenschen die Leiber der Erschlagenen, zerbrachen die heiligen Geräte, verbrannten die Kruzifixe und rühmten sich ihrer Großthaten, welche die Freiheit wieder gebracht. Ein greiser Katechumene erlag demselben Geschicke, als er strafend seine Stimme erhob, zwei mutige Christenknaben aus einer Parana-Reduktion entgingen kaum dem Tode, als sie kräftig gegen die Unthaten an heiliger Stätte und am Heiligtumsgerät gezeugt. — Nachdem die Mörder ihr festlich Gelage beendet hatten, wandten sie sich dem Schauplatze ihrer Schandthaten wieder zu, wo in einem großen Feuer die verstümmelten Leichen der Gotteszeugen lagen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, fast unberührt von der Flamme waren die heiligen Leiber geblieben; ja ihr Staunen ging in Entsetzen über, als eine Stimme sich vernehmen ließ, welche aus dem Herzen des P. Gonzalez*) zu kommen schien und deutlich sprach: „Zärtlich habe ich euch geliebt, ein grausamer Tod war mein Lohn; aber nur über meinen Leib habt ihr Gewalt, meine Seele genießt der Heiligen Seligkeit im Himmel. Euer Vatermord wird euch teuer zu stehen kommen, und meine Kinder werden in beispielloser Weise eure Schandthat an dem Bilde der Gottesmutter rächen. Ich gehe trotzdem nicht von euch, und bald werdet ihr Beweise meiner Liebe schmecken!" Voll Schaudern befahl der Rädelsführer, die Brust des Heiligen zu öffnen, das Herz herauszureißen; hohnlachend zeigte er es der Menge, durchbohrte es mit zwei Pfeilen und warf es zurück in die neu geschürte Glut. Wunderbares Geschehnis, aber kräftigst bezeugt durch rechtskräftiges Zeugnis einer großen Zahl Augenzeugen! Kaum drang die Kunde dieser Blutthat in all ihren Einzelheiten nach Candelaria, als der alte heidnische Mut der Christen mächtig sich Luft machte, und alle laut nach Rache schrieen. Allein Romero wehrte dem Drängen, Märtyrerblut werde nicht aufgewogen und bezahlt mit Blut, nicht der Feinde Blut fordere die christliche Religion, sondern die Bekehrung der Frevler; solle aber etwas geschehen, so gelte es wenn möglich die kostbaren Reste der Blutzeugen zu finden und herbeizuschaffen! Sofort erwählte der Kazike 200 Brave und forderte von ihnen unter Hintansetzung des eigenen Lebens den Mördern zu entreißen, was etwa der Himmel noch möge bewahrt haben an kostbaren Reliquien der Väter,

*) Balussi 1, 258 erzählt für eine andere Gegend eine ähnliche Geschichte.

welche um ihr Blut und Leben ihre Seelen errettet hätten! Nachdem P. Romero noch einmal jegliche Gewaltthat verboten, die Tapfern auch hingewiesen hatte auf den schrecklichen Eindruck, den etwa die Verwesung bei ihnen hervorrufen möchte, riefen alle wie aus einem Munde: „Nein, Kinder, welche ihre Väter lieben, sind gefeit gegen solche Schwäche!" Noch an demselben Tage langten sie in Allerheiligen an, fanden die halbverkohlten Leichen, hoben sie aus der Asche voll ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit und brachten die teure Last ungefährdet von den verfolgenden Feinden nach Candelaria. Das Herz des González zeigte sich auch jetzt noch nicht vom Feuer berührt, „ut sentires, nihil nostrum ignem in cor caelestibus ardoribus ignitum potuisse"; sorgsam bewahrte Romero die teuren Stücke und sandte 1633 Herz und Pfeile nach Rom. Einen Angriff der Mörder auf Candelaria wehrte er mit wenig Bewaffneten mutig und glücklich ab und rettete den bisherigen Erfolg. Fast zu gleicher Zeit, am 17. November 1628, war auch P. Castillo der heimtückischen Grausamkeit und dem Hasse Niezus erlegen, seine Herde ward zerstreut. Niezu selbst unternahm alsdann, angethan mit priesterlichem Gewande, eine Art Rücktaufe der Kinder, begießt sie reichlich mit warmem Wasser, schabt die Zunge mit Sand ab, ebenfalls die Brust und die Achseln, weiht sodann die also Zurückgetauften „dem höllischen Sathan krafft eines Wassers, so er aus einem unter dem Kleid verborgenen Kürbiß, als flosse es auß seinem Leib, über die Füeß der Neugetaufften herfürquellen ließ." Die christlichen Taufnamen werden ausgemerzt, und die alten Namen wieder zur Geltung gebracht. Von Assumption wälzte sich nun der tolle Haufe nach St. Nikolaus; nur durch die Flucht konnten sich die Väter retten. Ihr Haus fiel der Zerstörung anheim, aber vergeblich versuchte die Bande die Kirche in Brand zu stecken; denn obgleich sie ein Strohdach trug und große Dürre herrschte, wollte kein Feuerbrand haften. Ein Haufe Christen vertrieb endlich die Mordbrenner aus der Siedelung. Ermutigt aber durch diesen Erfolg und in der Angst um ein Weitergreifen des Abfalles, beraten von P. Alfaro in Concepcion, beschlossen die unter christlichem Einflusse stehenden Kaziken einen kühnen Zug gegen den Feind. Der Coup gelang, Niezu ward geschlagen, seine Haufen zerstreut; er selbst verkam später im Elende unter den Streichen streifender Barbaren. Mittlerweile aber hatte das traurige Geschick der Uruguay-Mission die Guayra-Parana-Gegend erregt; ein edler Portugiese, Cabral, bot Soldaten auf, offizielle spanische Hilfe von Assumption war nicht zu erlangen gewesen, andere Hilfsvölker eilten herbei, und bei

Candelaria erlitt der Feind eine empfindliche Niederlage, und die Mörder der Patres waren unter den Gefangenen. Auf den Ruinen von Allerheiligen hielt dann Cabral Gericht, 12 der Rädelsführer ereilte die gerechte Strafe. Alle außer einem gingen reuig in den Tod, „und verschieden gottseelig am Galgen", und einer unter ihnen bezeugte vor seinem Sterben das Wunder des sprechenden Herzens, und wie die Weissagung des Paters in allen Stücken sich erfüllt habe! So starben die Mörder. Allein zu der Strafe des irdischen Richters that Gott die seine, denn an den bis dahin gesunden Händen der Mörder fuhren nach ihrer Gefangennahme unerträglich riechende Eiterblattern auf, ja Marangoas Hände gingen derartig in Verwesung über, daß er sich selbst zum Ekel ward. Nach Charlevoix geschah das Wunder unmittelbar nach dem Todschlage, und man sah damals noch die Blatternmale. „Cujus rei juratos testes ex tabulis publicis proferre possem", setzt Techo beteuernd hinzu!! — Die drei ersten Brüder hatten den Tod geschmeckt in diesem Missionsgebiete, geweiht war fortab der Boden, den ihr Fuß betrat, und dem Kreuze verfallen, an dem der Mann der Schmerzen litt, ihnen vorangehend. In Concepcion begrub man ihre Gebeine mit allem Pompe, den die Kirche bot, und mit Ehren, welche die Weltverlorenheit des Ortes gewährte. — Der Sturm war gestillt, den heidnische Reaktion erregt hatte. Aberglaube, Zaubereiunwesen, heidnische Lüsternheit, der Trieb nach altgewohnter und wie es schien verlorener Selbständigkeit, Widerwille und Furcht vor der geistigen Überlegenheit der weißen Priester, welche die auch noch heidnische Menge der Caroenser instinktiv ahnte, thaten sich zusammen, um den Bann zu sprengen; allein die Bande erwiesen sich als zu stark, die Väter behielten das Feld. —

Aber ein anderer Feind pochte jetzt an die Thore der Missionsprovinz, und begehrte Einlaß, furchtbarer denn jener an Mitteln wie an Energie des Gebrauches derselben, ein Feind, welcher vollen Mut und jesuitische Entschlossenheit herausforderte, — die oben schon kurz erwähnten Mamelukos, welche Paul III. „Janitscharen der Hölle" nannte. Die sich vor uns entwickelnde Geschichte steht auf einem der furchtbarsten und schwärzesten Blätter der Geschichte Südamerikas. Zum Verständnisse der folgenschweren Ereignisse aber, um die treibenden Elemente kennen zu lernen, erscheint es geboten, an der Hand des trefflichen Handelmann rückwärts die Geschichte zu verfolgen. — Im Süden der lang gestreckten Küste Brasiliens hatte ein portugiesischer Donatar, Martin Affonso de Sousa, in der Kapitanie St. Vincent (Provinz St.

Paulo) ein Städtchen St. Vincent und ein Dorf Piratininga 1532 gegründet. Wie alle portugiesischen Siedelungen hatte auch diese sich entwickelt als Ackerbaukolonie, welche mit indianischen Sklaven bewirtschaftet ward; denn wie überall verfuhr man auch hier mit den eingeborenen Kräften. Nebenher aber vollzog sich wie überall von Anfang an eine Vermischung des weißen und roten Blutes, es entstanden die sogenannten Mamelukos. Dieser Name ist ursprünglich eine portugiesische Bezeichnung für die Nachkommen eines Christen und einer Maurin, welcher aber hier auf Kinder von Weißen und Indianern angewendet ward. St. Vincent verlor aus hier nicht näher darzulegenden Gründen ihre anfängliche Bedeutung und Santos trat an ihre Stelle. Die dorfartige Siedelung aber, Piratininga, erfuhr bald eine Ortsveränderung, indem die Gesellschaft Jesu, welche ein Kolleg darin zu gründen beschlossen hatte, zum Bauplatze den Rücken eines Hügels in der Nähe erwählte, am Tage St. Pauli das Kolleg gründete und die Siedler von Piratininga vermochte, den alten Ort zu verlassen und sich rings um die Kirche anzubauen. So verschwand die alte Niederlassung, und an ihre Stelle trat eine neue, ursprünglich St. Paul de Piratininga, gewöhnlich St. Paulo genannt, welche 1558 zur Villa erhoben der ganzen Provinz den Namen gab. Ziemlich unabhängig gestellt wuchs hier nun ein einfaches, kräftiges Volk heran, um so mehr als die klimatischen und Bodenverhältnisse ein ernstes Ringen um die Existenz bedingten gegenüber den meistbegünstigten Reichen des nördlichen Brasilien. Unerschrocken drang von seinen Siedelungen dieses Volk im Laufe der Jahre tief in das Binnenland ein, um Gold zu suchen und Sklaven zu fangen, und ihrem unbezwinglichen Mute hat Brasilien später die Entdeckung und Eroberung fast seines gesamten Hinterlandes zu verdanken gehabt. So entbrannte hier gar bald die leidige Indianerfrage am lebhaftesten; auf der einen Seite der Orden mit seiner indianerfreundlichen Stellung, mit seinem Kampfe um Freiheit und Gleichberechtigung der indianischen Menschenrasse, auf der andern Seite der Anspruch, in den Eingeborenen die für den Weißen geborenen Sklaven zu sehen. Bald hatten die Paulisten die Eingeborenen der Küste unterjocht, oder durch Zwischenheiraten und schweren Dienst absorbiert, nun dehnten sie ihre Menschenjagden weiter aus, und ein lebhafter Sklavenhandel nach St. Paul und Rio entstand trotz aller Vorstellungen der Jesuiten, Verbote der Krone, — die Paulistas kümmerten sich um nichts, und zwischen beiden Parteien kam es zu harter und offener Fehde, und die jesuitischen Aldeamentos oder Siedelungen wären erlegen,

wenn die Pflanzer sich nicht gescheut hätten, unter den Augen der Behörde geschriebenes Recht zu verletzen. Trotz dieses Vorgehens machte sich stets ein Mangel an Arbeitskräften fühlbar, und die von alters her üblichen Menschenjagden erhielten jetzt eine immer weitere Ausdehnung; geführt von erprobten Waldläufern drangen Streifscharen tief ins Binnenland, scheuten nicht die Verworrenheit der Wälder auf ihren Wegen, folgten den Eingeborenen zu ihren verborgensten Zufluchtsstätten, überfielen die Dörfer mit Feuer und Schwert, trieben die geraubten Indianer fort wie das Vieh, zerschmetterten die Säuglinge an der Erde, hieben und schossen die Alten und Kranken nieder, warfen des Nachts die Gesunden, damit sie nicht entflöhen, in Gruben, „raubten mit Gewalt wie der Wolf, bald mit List wie der Fuchs, beides aber auf eine sehr grausame Art!“ Die Sklavenjagd ward allmählich ein Gewerbe, das wichtigste Element des Volkslebens in St. Paulo, in welchem sich so ziemlich die ganze Kraft dieser Landschaft erschöpfte; da draußen kam nicht das geschriebene Recht in Betracht, sondern das Recht der Thatsachen sprach das entscheidende Urteil. „Galt es eine derartige Unternehmung, so stellte sich ein Häuptling an die Spitze, der durch den Ruhm früherer Thaten, durch reiche Erfahrung dazu besonders geeignet schien; er bestritt die etwaigen Kosten der Anschaffung des Kriegsvorrates. Wenn sein Name einen guten Klang hatte, so hatten sich in kurzer Zeit Waldläufer von Gewerbe, Abenteurer und Müßiggänger aller Art um ihn versammelt; die weißen Teilnehmer brachten wohl jeder ein Paar indianische Sklaven mit, und wo die Gelegenheit sich darbot, suchte man auch aus befreundeten Stämmen indianische Bundesgenossen anzuwerben. Endlich war die „Bandeira“, das „Fähnlein“ vollzählig, und man brach auf. Ohne das geringste Gepäck und ohne Lebensmittel pflegten diese Menschen in die Wildnis einzudringen; ihre ganze Bekleidung bestand in baumwollenen Beinkleidern, einem kurzen darüberhängenden Hemde, einem ledernen Gürtel um die Lenden und bisweilen außerdem einem ledernen Wamms und ledernen hochhinaufreichenden Kamaschen; die Füße waren meist entblößt, den Kopf bedeckte ein hoher breitrandiger Strohhut, und um die Schultern hing eine lederne Tasche neben dem Eßnäpfchen und dem Trinkhorn; zur Bewaffnung trugen die einen Flinten, die andern Äxte, jeder aber ein großes Messer, während die indianischen Begleiter meist nur Bogen und Pfeile führten. So zog das Fähnlein vorwärts, einzig von der Jagd, dem Fischfang, wilden Früchten und Honig lebend. Doch wenn der Zug mehrere Jahre dauern sollte, nahm man wohl Sämereien, besonders

Mais und Bohnen mit, auch Ackergeräte, um da, wo länger verweilt wurde, eine Pflanzung anzulegen; war das irgendwo geschehen, so zog man fröhlich weiter und kehrte erst zur Erntezeit dahin zurück, um die Sehnsucht nach gewohnter Speise zu befriedigen. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Erfolg dieser Unternehmungen sehr verschieden ausfiel; manche brachten reiche Beute mit sich heim, manche nur das nackte Leben, und sehr viele sind gar nicht wiedergekehrt, sie waren den Entbehrungen, den Mühen des Weges, der Krankheit oder im Kampfe mit den Indianern erlegen. Doch ihr Schicksal hat niemand zurückgeschreckt, der unermüdliche, wettergebräunte Waldläufer stand als ein Ideal vor der Phantasie der unternehmungslustigen Jugend von St. Paulo." —

Nachdem das Hochland von St. Paulo ausgeraubt war, mußten die unermüdlichen Menschenjäger dem gehetzten Menschenwild in die Gelände des Parana folgen und hier trafen sie abermals mit ihren alten Gegnern, den Jesuiten, zusammen. Selbstverständlich waren die Paulistas keineswegs damit zufrieden, daß sie wie daheim an der Küste, so hier in Guayra jesuitische Stationen vorfanden, welche, wie wir gesehen haben, den Ureinwohnern eine Zuflucht darboten und ihren Sklavenjagden in den Weg traten. Waren jene Aldeamentos an der Küste, unter dem Schutze der eigenen portugiesischen Flagge und in einem erschöpften Jagdgebiete belegen, den Menschenjägern schon zuwider, wie viel mehr nicht diese spanischen Reduktionen, welche ein an indianischer Bevölkerung noch reiches Binnenland zu occupieren und abzusperren droheten. Einzelne Raubzüge, von denen Techo und Charlevoix berichten, etwa in der Art wie wir sie vor der Invasion des Tapé-Gebietes kennen lernen werden, steigerten ohne Frage den Groll und das Begehren immer höher, bis man endlich in St. Paulo zu der Überzeugung kam, zur Fortsetzung des einträglichen Gewerbes sei es unumgänglich notwendig, jene Kette der Parana-Reduktionen zu durchbrechen und zu zerstören. So entwickelte sich bald aus gelegentlichen Streifereien, von denen bei unseren Gewährsmännern andeutungsweise die Rede ist, eine förmliche offene Fehde. Um nun aber dieses Vorgehen der portugiesischen Freibeuter in seiner ganzen Größe und Rechtswidrigkeit zu würdigen, ist daran zu erinnern, daß in jenen Tagen Portugal und Spanien in Personal-Union standen. Jener Fehde mangelte demnach jede völkerrechtliche Sanktion, oder auch nur ein derartiger Vorwand; die Behörden von St. Paulo hielten sich von jeder Mitwirkung fern, offiziell waren sie rein. Ein königlicher Befehl von

1628 verbot ja das Vorgehen gegen die Parana-Missionen unter strenger Strafe. Auch von einem nationalen Grenzkriege, der trotz der Union immerhin möglich gewesen wäre, kann nicht wohl die Rede sein, auch nicht von einem Streit portugiesischer und spanischer Kolonialinteressen, welche in diesen Grenzgebieten zum ersten Male aufeinanderstießen. Nein, der Angriff der Paulistas galt einzig und allein den Jesuiten und ihren indianischen Schutzbefohlenen; noch blieben die spanischen Siedelungen verschont, welche Gewehr bei Fuß dem Treiben zusahen, wohl gar, wie wir sehen werden, gemeinsame Sache machten. Es ist also lediglich ein Kampf der Indianerjäger gegen die Indianerfreunde, dem jeder Vorwand, jede Entschuldigung fehlt. Aber seine historische Wichtigkeit, seine Folgen sind unabsehbar! Wären die Parana-Reduktionen nicht rechtzeitig zerstört worden, hätten anstatt dessen die hier in spanischen Diensten wirkenden Jesuiten Zeit gehabt, ihre Missionskette nach allen Seiten hin auszudehnen, so wäre damit allen weiteren Fortschritten der portugiesischen Kolonisation ein Damm gezogen worden, La Guayra und Tapé und andere weite Distrikte wären in spanischen Händen geblieben, und am ganzen La Plata-Flußgebiete dominierte heute die spanisch-amerikanische Nationalität, nicht zu reden an diesem Orte von dem Einflusse auf das missionarische Wirken! Es würde außerhalb unserer Aufgabe liegen, mit Handelmann die geographische Ausdehnung der Paulistazüge darzulegen, von der Großartigkeit derselben wird uns ihr Auftauchen bei den Chiquitos genugsam Zeugnis geben. —

Der sich nun vor unseren Augen entwickelnde Kampf zerfällt in eine Reihenfolge von alljährlichen Feldzügen, deren einer zur Zeit oder mehrere gleichzeitig stattfanden. Wie wir schon oben kurz berichteten, standen die Feinde 1628 bei Incarnation in Guayra; die Gemeinde stob auseinander, ein Teil ward gefangen. Schleunigst ließ Montoya 1000 Christen bewaffnen und zog dem Haufen nach. Im Rücken gedeckt durch diese stattliche Streitmacht drangen zwei Patres mit kleinem Gefolge in das Lager vor und forderten Herausgabe der gefangenen Neophyten und stellten, als ihre Forderung kein Gehör fand, eine Bewaffnung der gesamten christlichen Bevölkerung in Aussicht. Trotzdem aber war eine Freigabe der Gefangenen nicht zu erreichen, aber kühn drangen die Patres bis zu den Ihrigen vor und lösten ihre Bande. Niemand wagte ein Wort der Einsprache, wie unter einem Banne schien die ganze Truppe zu stehen angesichts solcher Entschlossenheit. Dieser ungeheure Erfolg veranlaßte P. Montoya selbst, die Paulistas auf-

zusuchen und ihnen mit der Rache des Himmels und mit dem Zorn des Königs zu drohen; wie zu erwarten war, fruchtete sein Wort nichts, vielmehr ward Befehl zu neuem Angriffe gegeben. Allein unerwartet zogen die Fähnlein ab, vielleicht von Furcht bewogen oder mit ihrer Beute zufrieden; die Gegend beruhigte sich, man hörte nichts mehr vom Feinde eine ganze Zeit und nutzte diese Ruhe kräftig aus. Pampas-Indianer baten nämlich inständig um Missionare, „cum rumor increbuit, eos tantum in captivitatem ab Mamalucis abigendos, qui se Sociis Jesu erudiendos non tradidissent.“ So erhob sich bald am Ibitirumaberge, drei Tagereisen von Incarnation, die Reduktion St. Michael, und in kurzer Zeit fanden sich hier 2000 Seelen vereint, zumeist aus den Verstecken hervorgezogen, wohin der Mamelukenschrecken sie getrieben hatte. Noch eine Tagereise weiter erstand darauf San Antonio, welches schon nach 2 Monaten 2500 Einwohner zählte. Auf Wunsch der von Guiravera abhängigen Kaziken ward endlich zwischen St. Paul und los Siete Arcangeles mit 400 Familien, welche bald durch 400 weitere vermehrt wurden, dem heiligen Thomas eine Pflanzstadt gegründet.

Das Jahr 1629 brachte in P. Francisco Vasquez Truxillo einen neuen Provinzial. Dieser fand trotz der schweren Verluste in den letzten Jahren auf den drei Missionsgebieten über 20 Reduktionen vor. Das Werk war ohne Frage im Wachsen, und alle Anzeichen deuteten auf weitere Früchte. Zwar waren die meisten Gemeinden nur erst aus dem „Gröbsten herausgehauen“, noch waren die meisten Christen Neulinge im Glauben, noch überwog die Zahl der Proselyten die der Neophyten. Allerdings hatten die meisten den gröbsten Lastern entsagt, aber die üble Erziehung und die langjährige Gewohnheit, dazu der leichte Sinn dieser Völker brachte manche schwere Not und hielt die Missionare in Atem, und ob „auch schon viele heroische Tugenden“ in allen Kolonien sich zeigten, auf sicheren Bestand war trotzdem bei den meisten nicht zu rechnen, mit Ausnahme etwa der zuerst gegründeten Gemeinden. Die Erstarkung und der Ausbau nach innen, sowie die Ausdehnung über weitere Gebiete waren folglich die Aufgaben des neuen Vorgesetzten und der kommenden Jahre; beide aber mußten, wie es das Gesetz gesunden Wachstums erfordert, wenn ja ein solches im Auge behalten wurde, gleichen Schritt halten. —

Es lag in der Natur der Sache, daß die Väter mit ihrem Provinziale sehnenden Herzens nach Uruguay ausschauten, denn der Schaden Riezus brannte auf ihrer Seele, und gern hätten sie ihn geheilt!

Schneller als sie es erwartet hatten, ging ihr Sehnen in Erfüllung. Der hochgradigen Erregung dort folgte nämlich eine Ermattung, die Spannung der Geister ließ nach, die wie möglich und wie hoch immer erregten Leidenschaften verloren den Boden, nachdem der Treiber sein Ansehen und seine Stellung eingebüßt hatte, und an der Stelle glühenden Hasses und fanatischen Heidentums sehen wir eine Schwäche, daß es uns fast unbegreiflich scheint, wie das Volk zu der geschilderten Reaktion sich hatte aufraffen können! Allein vergessen wir nicht zur Wertung des Nachfolgenden den Charakter des Volkes, sowie die Bemerkung, mit welcher wir die Darstellung der Niezu-Unruhe schlossen. Uruguays Stunde hatte also geschlagen! Den Vätern entgegen kamen die Caroenser; von tiefem Schmerze und schwerer Reue ergriffen sandten sie an die Väter ein Stückchen des Kelches, den Gonzalez bei seiner letzten Messe gebraucht hatte, mit der Bitte um Wiederaufnahme der Missionsthätigkeit. Sofort eilten Alfaro und Romero hin, Satans Wüten war in der That endlich gestillt; ein Kreuz ward errichtet aus dem Holze, welches Gonzalez vor seinem Tode zum Glockenstuhle bestimmt hatte, und thränenden Auges warfen vor ihm alle sich nieder. Bald hernach langte auch der neue Provinzial, „non sine aliquo apparatu, ad conciliandam sibi authoritatem“, auf dem Schauplatze an. Alles Volk ging in Prozession ihm entgegen, warf sich auf die Knie und bat unter Seufzen, Schluchzen und vielen Thränen um Gnade ob seiner Schandthat: „Was immer gefordert werden mag, wollen wir thun, nur das nicht sei unsere Strafe, daß wir für unsere Schandthat den Schutz und die Lehre der Väter entbehren müssen.“ Selbst bis zu Thränen gerührt umarmte Truxillo die Häupter der reuigen Gemeinde; hier sei deutlich die Fürbitte der heiligen Märtyrer zu spüren, entgegnete er ihrer Bitte, hier erfülle sich, was Gonzalez' Herz ihnen gesagt, er werde sie nicht verlassen, er habe sie ja so sehr geliebt, nun sei er daran sein Wort einzulösen. Gewiß seien alle in den Banden der Verschwörung verstrickt gewesen, allein viele sicherlich mehr gedrängt, als getrieben vom eigenen Herzen. Erneutes Schluchzen war die Antwort, und alle gingen davon, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Folgenden Tages las P. Truxillo auf dem Platze, da Gonzalez starb, die Messe, taufte 35 Kinder, gab die bis jetzt gefangen gehaltenen Brüder frei, verteilte gestickte Kleider an die Häuptlinge und andere Geschenke und gründete die Reduktion zu den „drei Märtyrern von Japan“ auf den Ruinen von Allerheiligen. Noch in demselben Jahre fanden hier sich 600 Familien ein, und 403 Erwachsene und

179 Kinder wurden getauft, bis zu Techos Zeit 9000. — Zu eben dieser Zeit, 1629, wiederholte ein Kazike am Tobati, einem rechten Nebenflusse des Uruguay, 7 Meilen von Concepcion, seine Bitte um Priester. Borroa eilte hin, predigte das Evangelium und bestimmte für den künftigen Ort den Platz. Allmählich bevölkerte sich die Gegend, besonders infolge der Dienste eines Weibes eines Kaziken, welches eine unermüdliche Botin in den Bergen und Wäldern ward, und als der Provinzial nach einiger Zeit 400 Familien vorfand, errichtete er ein Kreuz, taufte unter demselben einige Kinder und nannte den Ort St. François Xavier, da die am Uruguay südlich bestehende Reduktion gleichen Namens wegen zu geringer Seelenzahl hatte eingehen müssen. 6000 Heiden waren bis Techos Zeit in dieser neuen Niederlassung getauft. Eine Bitte um Väter vom jenseitigen Uruguayufer her mußte leider noch unerfüllt bleiben aus Mangel an Arbeitern. Überall aber in dieser Provinz ging das Missionswerk voran; es wurden 1629 getauft: Erwachsene 709 und Kinder 872 in 4 Reduktionen, und in einer im ganzen 528, ungerechnet die in den übrigen Reduktionen Getauften. —

In Guayra schien es den Vätern die Ehre Gottes zu erfordern, in dem uns schon bekannten Guiravera-Distrikte eine Reduktion zu errichten. Zum Sterben bereit begeben sich die Boten in das Land dieses alten Widersachers, werden zuerst nicht unfreundlich von ihm aufgenommen und errichten infolge der Gunstbeweise der meisten Häuptlinge die Reduktion Jesus Maria 1630, unter starkem Zulaufe der Menge, so daß es klar am Tage lag, daß aller Herzen zur Annahme des wahren Gesetzes von Gott gewiesen waren. Allein solchem glückverheißenden Anfange entsprach nicht der Fortgang. Unter den schweren Angriffen des rohen, oft tobsüchtigen und unsinnigen Barbaren, unter beständiger Todesgefahr des P. Maceta wuchs das Werk nur langsam heran, einmal sogar mußte eine Schar Christen aus den Nachbarreduktionen helfend einschreiten; hoffend aber übersah Maceta alle Unbill, voll Hoffnung that er wohl für alle Beleidigung, „ostendens, magnam se habere spem, et beneficiis suis et vicinorum auctoritate finem injuriis facturum.“ Seine Standhaftigkeit trug den Sieg davon, Guiravera bat um die Taufe. Und als man im Zweifel war um seinen neuen Namen, „injectis plurimorum Divorum nominibus in urnam sorte dubium dirimere placuit“; aber wunderbar, dreimal brachte das Los den Namen Paulus, daß es niemandem zweifelhaft schien, Guiravera sei ein zweiter Saulus gewesen, und könne nun,

wenn er wolle (!!), ein zweiter Paulus werden. Ein Paulus aber wollte er nicht sein, nach verschiedenen Irrfahrten verfiel er wieder in Menschenfresserei und ward von Räubern erschlagen. Jedenfalls aber gab seine Taufe den Anstoß für viele, dem Christentum sich zuzuwenden, und die Leute, „welche bislang Menschengebeine zu Pfeilspitzen geschärft hatten, machten mit Eifer Kreuze, welche sie sich um den Hals hingen.“ — So wuchsen die Reduktionen Guayras heran, aber nur, um wie in den Stall getriebene Herden den Schlächtern leichter zum Opfer zu fallen. —

Denn nicht allzulange sollte der Friede und die Sicherheit vor den Mameluken währen, 1630 rüstete der traurig berühmte Antonio Rasposo in St. Paul 900 seiner Genossen aus nebst 2000 Tupi-Indianern zum Einfalle in Guayra. Zwar scheinen die Väter gewarnt zu sein durch den Gouverneur von Assumption, Dom Luis Cespedes, welcher sich von St. Paul zu Lande über Guayra nach Paraguay begeben hatte; hilfeflehend waren sie mit harten Worten von dem Beamten angelassen, und ein rechter Plan zum Widerstande ward infolge dessen von den Vätern wohl nicht versucht, zumal sie erfuhren, daß ihre Feinde mit den noch heidnischen Guayraniern genug zu thun hatten. Plötzlich aber standen sie in der Nähe der Reduktion San Antonio, und so mußten sich die Väter auf das Ärgste gefaßt machen. Kaum waren sie in der Nachbarschaft angelangt, so suchten und fanden sie einen Vorwand zum Hader; ein Indianerhäuptling, den eine ihrer Streifscharen gefangen nahm, streifte seine Fesseln ab und suchte Schutz in San Antonio; man forderte seine Auslieferung, allein P. Mola erwiderte, er könne und dürfe einen frei geborenen Mann, der unter dem Schutze des Königs stehe, nicht der Sklaverei preisgeben. Das war unter den damaligen Umständen viel gewagt, aber Mola wußte wohl, was er that, und daß ihm eine feige Nachgiebigkeit schwerlich etwas geholfen hätte. Kaum hatte er die Boten mit der abschlägigen Antwort abgefertigt, da eilte er, seine Gemeinde, deren Leib und Leben nicht mehr zu retten war, auf den Tod vorzubereiten; alle Neubekehrten erhielten in siebenstündiger Arbeit bis zur völligen Erschöpfung der Arme die heilige Taufe, dann erwarteten sie in frommer Fassung den anrückenden Feind. Am nächsten Morgen drangen die Paulisten mit stürmender Hand in die Mission ein; die Vorstellungen, die Bitten und Thränen des Priesters verhallten unbeachtet, oder wurden gar mit frechem Spotte beantwortet; bald war der schwache Widerstand, den die wehrlosen Indianer zu leisten vermochten, überwältigt, die Vornehmsten wurden gefesselt und samt 2500

hinweggetrieben, das heilige Gerät ward geraubt, was möglich war, zerstört; dem Frevel Einhalt gebietend wird P. Mola mit angelegtem Gewehr bedroht und von den Übermütigen schwer beschimpft. Dann geht es fort aus der verödeten Brandstätte, aber an den Reihen entlang laufend umarmt der Pater die jammernden Seinen, fragt sie bittend und mahnend nach ihrem Glauben an den dreieinigen Gott und tauft die Katechumenen soweit möglich aus einem umhergetragenen Gefäße. Mit San Antonio fielen San Miguel und Jesus Maria in Trümmern, zu spät kam die schwache Hilfe der Patres aus St. Thomas und den Erzengeln; was das Schwert nicht fraß, wanderte in langem Trauerzuge mit Ketten gebunden unter der Peitsche des Treibers den Grenzen Brasiliens zu. Nicht Alter, nicht Geschlecht ward geschont, nichts war heilig diesen christlichen Unmenschen, nicht Flehen und Bitten half, nicht das Drohen mit des Allmächtigen Zorn! Vergeblich stellen sich wie Mola die Patres den Räubern entgegen, man schreitet über sie hinweg, ihr heiliges Amt beschimpfend und ihre Vorstellung verhöhnend: „Wer einmal getauft sei und an Gott glaube, dem könne das Seelenheil nicht mehr genommen werden", dessen möchten sich die Väter ob ihrer Christen getrösten. Ungeheure Aufregung bemächtigte sich des Landes, und bald lief das Gerücht von Ort zu Ort, gern geglaubt von Christen und Heiden, niemand anders als die Jesuiten seien die Urheber dieses Entsetzens, als hätten diese sie nur deshalb in großen Haufen um das Kreuz gesammelt, um den Menschenräubern den Fang zu erleichtern; und in der That, beim Sturm auf eine einzige Reduktion fielen den Siegern mehr Sklaven in die Hände als sonst auf jahrelangen Streifzügen. Kaum waren die Väter sicher vor den Drohungen ihrer Christen und den Nachstellungen der Heiden. War es zu verwundern, wenn dieser Vorwurf an der Väter Herzen fraß? Aber hatte ihr Liebeswollen bislang solche Früchte gezeitigt in den furchterregten Herzen, noch größere Liebe sollte alles Mißtrauen bannen, denn P. Maceta und P. Mansilla, beide ihrer Herde beraubt, wagten sich in die Höhle des Löwen und zogen hinter dem traurigen Sklavenzuge drein! Was fragten sie nach den schußbereiten Musketen der harten Räuber, nach Kolbenstößen und bitterem Hohne; wie andringend bittet ein Maceta, auch ihn in Ketten zu legen, daß er nur seine geistlichen Kinder nicht lasse! Ja, sehen nicht die Blutmenschen mit eigenen Augen, daß er eine Kette nimmt, sie um seinen Hals legt und so im Zuge einherschreitet, mit Bitten nicht nachläßt, selbst für seinen einst bittersten Feind Guiravera? Und ihm gelang in der That die Befreiung einiger aus seiner Herde!

Aber der Weg geht weiter, nur Waldfrüchte sind die Nahrung, und immer mehr wurden der Opfer, immer mehr der Verlassenen an der Straße; voll Samariterliebe nahmen die Patres dieser sich an, tauften und trösteten und wiesen hin auf den erbarmenden Gott und das ewige Heil, denn fort zog sie die Pflicht um die Überlebenden, bis endlich St. Paulo erreicht war nach neunmonatlichem Zuge. Gegen 5000 waren ursprünglich der Gefangenen gewesen, aber die meisten waren auf dem Marsche durch die Wildnis den Entbehrungen und Beschwerden, oder dem Grame erlegen, nur 1500 brachten die Waldläufer in St. Paulo zu Markte. Dennoch durften sie rühmen, daß sie nie so reiche Beute gemacht wie dieses Mal. In dem Raubneste aber wies man die Patres mit ihrer Klage nach Rio Janeiro ans General-Kapitanat; allein nichts fruchtete die Bitte um Schutz, um Wiedererstattung der Freiheit, nichts das zuvorkommende Benehmen des Kapitäns und seine trefflichen Versprechungen, die Behörden waren mit den Interessen der Pflanzeraristokratie zu eng verwachsen, als daß sie das Geschehene anders als zum Scheine hätten mißbilligen können. Auch der General-Gouverneur von Bahia, wohin man die unermüdlichen Bittsteller endlich verwies, war außer stande, ihnen ernstlich beizustehen; und was sie begehrten, Auslieferung der entführten Indianer, das war, nachdem sie einmal durch Kauf oder Tausch über das Land zerstreut waren, thatsächlich unmöglich. Er gab ihnen deshalb nur einen Kommissarius mit, der die Sache an Ort und Stelle untersuchen sollte. Aber darauf haben die Paulistas wenig geachtet, die zwei Jesuiten wanderten vielmehr in St. Paul in den Kerker, und der Kommissarius verließ, mit dem Tode bedroht, eiligst die Provinz. Auf wiederholte Reklamationen ihrer brasilianischen Brüder wurden Maceta und Mansilla aus dem Kerker entlassen und kehrten mit schwerem Herzen, aber mit dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht heim. Aber der schreckliche Verdacht war nicht erstorben, zwiefach vielmehr war ihr Verlust! Denn altes, heidnisches Gelüste regte sich wieder, Zaubereikünste lebten auf, man ging hin, die Toten zu fragen, die Kirchen standen leer, und zu den Mächten der Finsternis nahm das Volk seine Zuflucht, da der neu verkündete Gott augenscheinlich nicht half. Allein trotzdem gelang es dem regen Eifer treuer Männer, in der kurzen Zeit der Ruhe der Jahre 1630 und 1631 nicht allein bessernde Hand an die Schäden zu legen, Jesus Maria aus den Trümmern erstehen zu lassen an einem sichereren Orte und mit Haufen Proselyten zu bevölkern, sondern auch bei den Gualachen einen früher schon angebahnten Erfolg auszubeuten und eine

Reduktion in ihrer Mitte zu gründen, die 13. in dem Guayra-Distrikte.*) Trotz der Wildheit der Bewohner und mangelhafter Anlage werden in beiden Gualachen-Missionen 600 getauft. Eine furchtbare Not an Lebensmitteln, da die Gualachen die Zufuhrtransporte aus Guayra ausrauben, wird heroisch von den Patres ertragen, P. Salazar nimmt seine Zuflucht zu Schlangenfleisch und teilt, um weiter zu reichen, die Hostien. In ganz Guayra waltete überdies strafend Gottes sichtbare Hand, um dem geistlichen Verderben zu steuern, welches die äußere Not nach sich gezogen hatte. „Horum prodigiorum ergo per totam Guairaniam diu et pie trepidatum est, Sacra diligentius adita, castimonia et justitia majore in pretio habitae et frequentius conscientiae lustratae sunt. Praeter quos poenitentiae fructus ingens numerus Barbarorum hoc anno Baptismum suscepit.“ —

Aber mitten in dieses Thun, in dieses Wachsen nach innen und außen, brachen 1631 die Mamelukos im Bunde mit den wilden Tupis wieder in Guayra ein, denn der Erfolg und die Straflosigkeit, welche ihr erster Raubzug erfuhr, machten den Menschenräubern zu weiteren Unternehmungen derart Mut; alljährlich rückte fortan zum mindesten eine kriegerisch gerüstete Schar ins Feld, bald hier, bald dorthin sich wendend. Wandten sie sich gegen die Missionare, so überfielen sie die Flecken gewöhnlich während des Gottesdienstes, besetzten alle Wege und Winkel, damit die Unglücklichen nicht entfliehen sollten, und es war sicherlich nichts Ungewöhnliches in diesen Jahren des furchtbaren Kampfes, daß die Predigt wie die Proklamation eines Generals lautete, und daß ein Missionar seine Gemeinde, welche bewaffnet das Gotteshaus betreten mußte, vom Heiligtum direkt in den ungleichen Kampf führte, für welchen er sie eben angefeuert hatte; daß der eine Pater unter dem Getümmel des Streites die Verwundeten verband, während ein anderer den Sterbenden das Sakrament darreichte. Beutegierig überschwemmten bald die Paulistas das Land, Widerstand war fruchtlos; St. Paul und seine Bewohner traf zuerst das gefürchtete Geschick, Incarnation, Fr. Xaver, Joseph wurden verlassen, teils ausgeraubt; die Christen irrten ohne

*) Nach Techo sind es folgende: Loretto 1609, Ignacio 1610, St. Xavier 1623, Joseph 1624, Incarnation 1624, St. Paul 1625, Arcangeles 1626?, Concepcion 1628, St. Michael 1628/29, San Antonio, St. Thomas 1628/29, Jesus Maria 1630. Nach Moussy hieß die 13. Annunciacion, bei Techo ist deren Name nicht aufgeführt. Incarnation ist bei Moussy wiederum nicht genannt, statt ihrer nennt er eine Reduktion San Pedro, welche, soweit wir sehen, von unserem älteren Gewährsmanne nicht namhaft gemacht, jedoch von Charlevoix als Gualachen-Reduktion aufgeführt zu sein scheint. —

Halt umher und kehrten zu ihrer wilden Lebensweise zurück, andere schmachteten in den Banden, oder wurden eine Beute der Villa-Rica-Leute, welche aus dem Unglücke der Reduktionen Vorteile zu ziehen versuchten, denn was den Paulistas ungestraft hinging, war ihr einst verbrieftes Recht; den Missionaren niemals hold, selbst lüstern nach indianischen Sklaven, verweigerten sie nicht nur jede Hilfe, sondern benutzten die Gelegenheit für sich und würdigten die Beschwerden der Jesuiten kaum einer Antwort! Die spärlichen Reste der einzelnen Gemeinden gedachte P. Montoya in der Nähe Lorettos anzusiedeln, damit sie nicht den noch bestehenden Reduktionen zur Last fielen. Außerdem aber sandte er Botschaft und einen Ruf nach Hilfe an den Gouverneur nach Assumption, Luis Cespedes de Jaray; schnöde wies dieser P. Taño ab, was nur die Jesuiten aus solcher Kleinigkeit für Aufhebens machten! Und über das hinaus verbot derselbe höchste Beamte den Vätern, den Wasserweg auf dem Parana zu benutzen nach Uruguay-Guayra hin; klar trat seine Absicht zu Tage: die Vernichtung des Werkes und die Knechtung der Eingeborenen! Ja, noch ungeheuerlicher und vernichtender für ihn wird die Anklage, wenn wir mit J. Page und Washburn berichten, dieser königliche Beamte habe infolge ehelicher Verbindung mit einer brasilianischen Portugiesin, welche die Jünger Loyolas ebenso gehaßt habe wie die spanische Nation, mit den Paulistas einen Vertrag zur Ausbeutung der Guayra-Provinz geschlossen und als Vertragsobjekt 600 Indianer beansprucht zur Bearbeitung seiner durch Heirat erworbenen Hacienden, vgl. Balussi 2, 186. Wir stehen nicht an, diesem Berichte vollen Glauben beizumessen, wenn wir uns das Verhalten der Spanier, auch der Behörden, vergegenwärtigen, zumal, wenn wir vorwärts schauen auf die kommenden Jahre; wir sind dagegen im unklaren über die Person dieses Cespedes, da ein Mann gleichen Namens als Gouverneur für La Plata genannt wird, welcher, wie seiner Zeit berichtet ward, die Uruguay-Missionsprovinz konstituieren half und einiges Verständnis für die Bestrebungen des Ordens zeigte. Ohne Frage verdankt Spanien jenem pflichtvergessenen Beamten den Verlust Guayras. — Eine Beschwerde bei der Kammer von Charcas verbot zwar diese letztgetroffene Maßregel des Cespedes, aber ohne Widerstand leisten zu können, und um Hilfe hatten sie gebeten, mußten es die Väter geschehen lassen, daß die Paulistas gierig ihre Hände nach Tayaobas Land ausstreckten, wo in den heiligen Erzengeln über 1000 Familien, in St. Thomas 800 Familien weilten, wo Jesus Maria durch P. Macetas Eifer zu vorigem Glanze kräftig erblüht war. Ganz Guayra schien verloren.

In dieser höchsten Not berief Truxillo eine Konferenz der Missions=arbeiter, um mit ihnen über die ihnen aufgezwungene Selbsthilfe zu beraten. Was thun? Wenn die Christen sich zusammenschlössen und mit den Heiden vereint dem Feinde die Spitze böten, nebenbei das einzige Mittel sie zusammenzuhalten, was jetzt unmöglich schien! Aber würden die schlecht bewaffneten, undisziplinierten Haufen altgewohnten Kriegern, trefflich geführten und feuerbewaffneten Desperados Widerpart zu halten im stande sein? Nach manchem Für und Wider ging der Väter Plan dahin, soviel wie möglich Christen zu sammeln und diese in ein anderes Gebiet zu versetzen; würden auch nicht alle sich zu diesem Schritte bereden lassen, würde die Zahl auch beträchtlich klein sein, dieser Schritt lasse sie wenigstens nicht alles aufs Spiel setzen, während eine Verteidigung der vom Entsetzen gelähmten Reduktionsleute sicheren Verderb bedeute. Als Bergungsort erwählte Truxillo den Salto grande des Parana für die Leute in Tayaobas Distrikt; folge der Feind, könne man leicht den breiten Strom zwischen sich und jene legen und den Nachsetzenden den Übergang wehren. Willig gingen die Christenscharen auf diesen Vorschlag ein, da die Gefahr immer näher rückte; als es aber galt den väterlichen Boden für immer zu verlassen und unbekannte Wege zu gehen, kehrten die meisten um, andere empörten sich offen, viele suchten ein günstiges Versteck, manche blieben in den Reduktionen zurück, eine sichere Beute der lauernden Paulistas, streifender Gualachen und schadenfroher Spanier. Viele verschlang die Mühsal des Marsches; überall Jammer, überall Furcht, überall Verderben an den Wegen! Kleine Corps, den Fliehenden nachgesandt, hoben manche Nachzügler auf! Nach 8 Tagen erreichten die Väter mit dem jämmerlichen Über=reste den verabredeten Ort, wo Hunger und Kummer buchstäblich unter ihnen aufräumten! — Was in Tayaobas Land geblieben war, ward eine Beute der Paulistas, welche nun im Grimme über den immerhin geringen Gewinn über die Gualachen herfielen, obgleich sie dieselben wegen ihrer Wildheit zu Sklaven nicht gebrauchen konnten. Beide Missionen fielen in Trümmer. Nur zwei Weiber raubten die Räuber, ingrimmig aber fielen nun die Gualachen über P. Salazar her und forderten von seinen Händen, was ihnen genommen war, mißhandelten ihn, droheten mit dem Tode, entrissen ihm, was immer möglich und ihnen begehrenswert schien; mit genauer Not nur konnte der Pater entkommen, nachdem er glücklich den heiligen Kelch ihnen entwunden hatte. Alle Bande der Zucht schienen gelöst, was so schwer errungen war, war bald dahin, und neue Raubscharen zogen aus St. Paul in Brasilien

heran. Nur Ignacio und Loretto, die ersten Gründungen, fast spanischen Städten vergleichbar und herrlich erblüht in jeglicher Weise, mit reichen Kirchen, herrlichen Plantagen und zahlreichen Viehherden, mit Bewohnern, welche in nichts längst civilisierten Völkern nachstanden, waren verschont, „alone in the enjoyment or the misery of a momentary existence.“ Als aber nun das Verderben immer näher zog, als selbst die spanischen Städte keine Sicherheit boten, vielmehr auch der Räuber Ingrimm erregten, als Villa Rica fiel und Ciudad Real im Kampfe um das Jagdgebiet mit den Paulistas, da hieß es eilend fliehen und sich an sicherem Orte bergen. Aus Vorsicht hatte Montoya schon früher für Kähne und Flöße gesorgt. Leicht gewann dieses Hirten andringendes Wort die Herzen der Christen, alle waren bereit, wenn auch schweren Herzens, dem Rufe zu folgen; „wo ihr hingehet, da gehen wir auch hin, hieß es hüben und drüben, wo ihr bleibet, da bleiben wir auch, ihr seid unseres Glaubens Väter, und euer bedürfen wir! Und ob Hunger und Durst, Mühsal und Beschwer unsere Greise hinsterben machen nebst unsern Weibern und schwachen Kindern, ein Trost bleibt uns, wir geben sie hin für unseren Glauben! Und sollte das Brot uns mangeln für unsere Leiber, siehe, so wird das Engelbrot, welches eure Hand uns spendet, unsere Kraft und Stärkung sein!“ Schnell ging es nun unter tröstenden Zurufen an ein Aufräumen der Flecken; was an Heiligtumsgeräten zu bergen, was an heiligen Bildern zu starkem Schutz und Schirm auf dem Wege, an Hausrat und Speise zu packen war, ward auf Kähne geladen, und hinab ging es den Paranapané, — und niemanden fanden die Väter, der nicht willig das Los der Verbannung selbst im Augenblicke des Scheidens auf sich genommen hätte in Begleitung solcher Schutzmächte, — dann den Parana selbst bis zum großen Falle. Hier sammelten sich die flüchtigen Scharen nach und nach, von den verschiedenen Seiten zog es herbei; aus Loretto waren 900 Familien, aus Ignacio 800, außerdem fanden sich noch 400 andere Familien ein, und was sonst gezählt ward, ist nicht berichtet; ach, es war im ganzen nur ein verschwindender Rest gegenüber den Tausenden, welche die Reduktionen geborgen hatten, nach Fernandez 500 000 Bekehrte.*) Aber nicht lange durften die Geretteten säumen, der Feind war auf den Fersen! Es gelingt, das jenseitige Ufer zu

*) Ohne Frage ist diese Zahl zu hoch gegriffen; Charlevoix bestimmt die Größe mit 100 000, von welchen 12 000 dem Verderben anfänglich entkamen. Auch diese Zahl muß, verglichen mit den Bevölkerungsziffern der späteren Jahre, arg übertrieben sein!

gewinnen, dann versucht man die Fahrzeuge den Fall hinunter zu lassen, aber zerschmettert langen sie unten an. Vergeblich bitten die Bedrängten die Paranagenossen um andere Fahrzeuge, leider aber waren die leitenden Väter fort auf einer Synode in Cordoba. So blieb nichts übrig, als die Stromschnellen zu Lande zu umgehen und an gelegenem Orte neue Fahrzeuge zu zimmern. Abteilungsweise stiegen sie dann die 14 Meilen langen Stromschnellen in 8 Tagen hinunter. Es war ein beschwerliches Wandern, und viele raffte der Hunger, die Ermattung dahin! Endlich war die Ebene erreicht, Kähne wurden erbaut, Liebesgaben der Paranachristen langten an, aber was war das unter so viele! Hätte nicht Gottes Hand die 12 000 Christen gehütet wie einst das Volk Israel bei seinem Zuge durch die Wüste und „ließ Nahrung wunderbahrlich ihnen zukommen! Gleich bei dem Gestatt schosse aus dem Wasser ein so heylsames, dabei auch so niedliches Kräutlein herfür, daß es sowohl den Kranken zur Gesundheit, als den Gesunden zur Nahrung erspriessete. Ja, damit man klärlich erachten möchte, der gewaltige Gott könne und wolle annoch seine vorgeübten Wunder, so er in dem vom Himmel gesandten Manna erzeiget, zu Dienst der Seinigen erneuert haben, entspriesse täglich von vermelltem Kräutlein so viel, als zur Unterhalt der Anwesenden von Nöthen war; zeigte sich auch nur bis zu dem halben Sommer", als die erste Ernte von den Flüchtlingen konnte gehalten werden!!! Dann brach man wieder auf in vier großen Haufen; der eine zog den Parana entlang, zwei Haufen wandten sich nach Südwesten, nach den Reduktionen am Acaray und Iguazu, der vierte Haufe endlich fuhr auf den leichten, gefährlichen Kähnen stromabwärts. Da aber die Fahrzeuge die Menge nicht zu fassen vermochten, mußte ein Teil vier Monate an den Stromschnellen zurückbleiben, von Waldfrüchten sich nährend. Den Weg aber, den die anderen zogen, sei es zu Lande, sei es zu Wasser, bezeichneten zahlreiche Gräber und bleichende Gebeine, denn wenn auch die Väter die Gestorbenen begruben, zwang sie die Sorge um die Lebenden die mit den Sakramenten versehenen Sterbenden ihrem Schicksale zu überlassen. Viele verschlangen außerdem die Wirbel des Stromes. So langten die Väter endlich in der Parana-Uruguay-Provinz an, in dem Lande zwischen den Flüssen. Mit offenen Armen nahmen die Christen ihre flüchtigen Brüder auf, gaben ihnen, was ihre eigene Armut und Not in dem teuren Jahre darzureichen im stande war. Aber die Pest brach herein, und viele von denen, welche den Marsch überstanden hatten, sanken hier ins Grab, 600 starben am Acaray, 500 am Iguazu, und aus den 13 Guayra-

Gemeinden waren nach Verlauf eines Jahres nur noch 4000 von den am Salto grande Gesammelten übrig!! Es war ein böses Jahr, welches über die Arbeit der Väter dahingegangen war, schwerer noch hatten die Christen trotz heldenmütiger Leitung*) des P. Montoya gelitten, aber alle, welche der unerbittliche Tod dahin gerafft hatte, waren fröhlich gestorben, „quod infatigabili Sociorum labore expiati decesserint.“ Als die Seuche gewichen war, sammelte Montoya die Reste und gründete zwischen Itapua und Corpus Christi zwei neue Reduktionen und nannte sie nach den alten, liebgewordenen Stätten: Lorette und Ignacio. Aus dem Erlös der Geräte der zerstörten Städte, sowie den königlichen Jahrgeldern der Geistlichen wurden 1000 Ochsen erstanden zur Ernährung der Gemeinden, und unter Mariä und St. Ignatii Schutz und unter treuer Arbeit der Väter blühten diese Pflanzstätten mälig auf. — So waren die letzten Spuren spanischer Kolonisation und jesuitischer Missionsthätigkeit ausgelöscht, und die Wildnis am linken Ufer des oberen Parana portugiesischer Machtsphäre eingegliedert; schrittweise vordringend bemächtigten sich die unermüdlichen Vordermänner portugiesischer Kolonisation beider Ufer des Parana bis zu den Fällen hin um den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts. Das war die Ernte der verräterischen Saat eines Luis Cespedes de Jaray. —

In der Uruguay-Parana-Missionsprovinz ging während der geschilderten Vorgänge das Bekehrungswerk seinen stetigen Gang, die in Angriff genommenen Gebiete wurden besetzt und die Pläne räumlicher und günstiger Ausdehnung zur Ausführung gebracht. Gehen wir den Fußstapfen der Väter nach! Pater Alvaro hatte von einem wilden Waldvolke, den Cayaguas, gehört, welche zwischen beiden Strömen saßen,

*) Die durch die Ankömmlinge schwer belasteten Väter machen Montoya schwere Vorwürfe hinsichtlich seines übereilten Verfahrens, die weit überlegene Zahl der Christen sei im stande gewesen, den Räubern Widerstand zu leisten. Auch der Provinzial hielt mit Vorhalt nicht zurück, indem „er offenbar vergaß“, daß auf seine Anordnungen hin die Auswanderung unternommen war. Dieses „Vergessen aber geschah ohne Frage unter Gottes Zulassung“, damit des Montoya Lindigkeit um so mehr leuchte, denn schweigend nahm er den Vorwurf hin, ob er ihn gleich widerlegen konnte. Wir können nicht sagen, daß dieses, von Techo belobte Verhalten, lediglich ein pharisäisches Suchen nach Märtyrertum, dem biblischen Ideal der Frömmigkeit und Lindigkeit entspricht. Der Christ soll die Wahrheit nicht fälschen, aber auch nicht um irgend welchen Scheines willen verhehlen! Es ist dieses hier ein Beispiel von dem juristisch geschäftlichen Frömmigkeitsbetriebe der Jesuiten, dem wir bei Techo so oft begegnen. Es ist erstaunlich, welche Heiligkeitskonti den Vätern gebucht werden!!

den wildesten aller Indianer, mit schwer verständlicher und schwer erlernbarer Sprache, „von Natur gantz klein, in dem Gesicht ungestalt, am Rucken hockerich, und an allen Gliedern gleichsam eingeschrumpfft, denen Affen vielmehr als den Menschen ähnlich. Diese Halbmenschen lebten stets unter dem Gebürg in tiefen Hölen und Erdklüfften und kamen fast nie in das Tagesliecht, es sei denn, daß sie der bittere Hunger etliche Kräuter zu suchen heraußtriebe, denn sie sonsten einander verzehrten und auffrassen. Die stäte Auffenthalt in denen finstern Erdgruben ward ihnen dermaßen angewöhnt, daß, wenn sie ans Tagesliecht kamen und deß ungewohnten freyen Luffts etwas länger genossen, gleich denen Fischen außer des Waßers unkräfftig dahin fielen.“ Ihm gelang es, nicht wenige des Volkes zu bereden, mit ihm in die nächste Reduktion sich zu begeben. „Und weil er vernommen hatte, daß die meisten Cayaguas, sobald sie aus ihren Schlupfwinkeln sind hervorgezogen worden, wie die Fische außerhalb des Wassers sogleich sterben, (wozu denn also die fanatische Grausamkeit?) glaubte er keineswegs zögern zu dürfen, zu versuchen, wie sie am leichtesten die Grundlehren des Christentums erlernten (in welcher Sprache oder mit wessen Vermittlung?). Die also, welche er nicht geeignet fand, den Wechsel zu überstehen, und zu stumpf, irgend etwas zu begreifen, fragte er schnell einzeln, eingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, welche sich der Menschen und des Viehes erbarmt, ob sie „Christi Mysteria“ glaubten, und da sie zustimmten, führte er sie mit ihrer Einwilligung zur Taufe, nach welcher in kurzer Zeit alle ohne Ausnahme dahinstarben.*) Sobald Alvaro des inne geworden war, war er trotzdem voll Freude, „manipulum suum per summos labores ex messe relatum dignum fuisse, qui in Aeterni Patris horreum transferretur.“ Eine Herbeiführung anderer Haufen desselben Volkes und mit etwas besserem Erfolge fand in den nachfolgenden Jahren statt. Techo 251—253, vgl. Hazart a. a. O. 358 f. (Ein so tückisches und unkultiviertes Mördervolk nach Techos Bericht die Cayaguer auch waren, so hatte dieser Barbar, der so wenig ihre menschliche und christliche Bildung zu fördern verstand, doch jedenfalls kein Recht, um des Reduktionsprincipes willen sie einem sicheren Tode zu überliefern! Was sonst von dieser Geschichte zu sagen ist, und welche Mittel man aufwendete, versparen wir

---

*) So einfach muß es doch nicht gegangen sein, denn Hazart weiß davon zu erzählen, daß „diese Barbaren von unersehener Zornwuth und Raserey an und ab befallen, daß diese Halbmenschen eiserne Ketten, in welche man sie gelegt, um sie zu bändigen, als schäumende Löwen mit grimmigen Zähnen angefallen und zerbissen haben“!!

uns für ein späteres Kapitel.) — Im ganzen wurden 1630 am Parana getauft 728 Erwachsene und etwas über 200 Kinder. Reicher war die Ernte am Uruguay, denn es fanden in 5 Reduktionen 2041 Erwachsenen- und 1068 Kindertaufen statt, und drei neue Missionen wurden gegründet, am Acaragua, 7 Meilen oberhalb St. Xaver, Assumption als erste. Infolge eines Versprechens, daß ein Priester ihnen gesandt werden sollte, hatten die Bewohner dort sich schon zusammengezogen, und P. Romero fand leichte Arbeit. Es lag dem Orden viel daran, gerade hier festen Fuß zu fassen, weil eine Station in diesem Gebiete einen Schritt den Uruguay aufwärts bedeutete. 350 Familien waren gegenwärtig; unter den üblichen Formalitäten, Kreuzerrichtung und Taufe der Kinder, fand die Gründung statt, andere 350 Familien standen in Aussicht, frisch ging das Werk voran, so daß zu Techos Zeit schon 4200 getauft waren. — Dem Süden der Provinz zu und mehr im Innern gelegen saßen Stämme, welche ebenfalls um Missionare gebeten hatten, da, wie ihre Boten sagten, sie bewogen seien durch das heilige Leben und die reinen Absichten der Väter. Allein ein entschiedener Gegner der Missionssache, ein früherer Anhänger des Niezu, erregte einen Aufstand und wandte sich gegen die Stämme, welche dem Reiche Gottes Einlaß geboten hatten, und Stämme, dem Innern zu wohnend, hatten sich ihm und seiner Sache angeschlossen. Wollten die Väter nicht die dem Evangelio offenen Thüren schließen lassen, auch nicht die Mission in Caró schwer gefährden, mußten sie handeln; mit einem starken Aufgebote Christen zog also Romero gegen den Feind, schlug ihn in die Flucht und gewann einige Beutestücke aus dem Raube Niezus. Als nun seine Christen nach altväterlichem Brauche die Tötung der Gefangenen forderten, wies er sie hin auf die christliche Barmherzigkeit und taufte alle, welche in seinem Gewahrsam waren. Trotzdem aber drangen die Anführer darauf, es müsse ein Strafexempel statuiert und einer der Gefangenen gehängt werden; da riet er, einen Erschlagenen an den nächsten Baum zu hängen, auch das werde schon genügen, den Feinden Furcht einzujagen, und so werde man sowohl der kriegerischen Vorsicht wie der christlichen Lindigkeit in reichem Maße gerecht. Nachdem das geschehen war, schrieb Romero den Brüdern, er habe nach dem Siege einen der Rebellen zum Galgen verurteilt, derselbe sei auch mit seiner, des Priesters, Einstimmung gehängt worden. „Cumque omnes, quibus nota prudentia mitissimi viri erat, anxios redderet, ut jocosi aenigmatis solutionem audiere, risum non tenuere, et ingeniosi stratagematis autor clementissimæ

crudelitatis laudem meruit“!!! Techo 254. Ein großer Haufe der gefangenen Feinde fand hernach in der Gefangenschaft die volle Freiheit der Kinder Gottes. An der Spitze seines Heerhaufens zog nun Romero in das Gebiet der Stämme, um deren willen der Krieg ausgebrochen war, und gründete dort zwei Reduktionen, welche aber erst im Jahre 1631 dauernde Besetzung, sowie ihre Namen: St. Petrus und Paulus, und St. Karolus fanden. Gegen Ende des Jahres war in ersterer die Gemeinde auf 600 Familien herangewachsen, eine Menge Kinder waren getauft nebst 90 Erwachsenen, während in St. Karolus 650 Familien vereint waren. Große Freude über das alles herrschte bei den Heiden, sodaß niemand zweifeln konnte, solche Freude sei von Gott gesandt.

Noch vor dieser regelrechten Besetzung der zwei Reduktionen war P. Rua auf Romeros Geheiß in das Tapé-Gebiet, den Ibicui aufwärts, vorgedrungen. Alsbald traf er drei Dorfgemeinden und lud sie ein, mit ihm nach den heiligen drei Königen sich aufzumachen, wo reichlich Platz für sie vorhanden sei. Alle weigerten sich, erklärten sich aber bereit, Christen zu werden, falls die Väter bei ihnen eine Mission zu gründen gewillt wären, große Scharen würden herbeieilen und an helfender Hand solle es ihnen gewißlich nicht fehlen. Voll froher Hoffnung taufte nunmehr P. Rua, da eine Pest herrschte, 250 Kinder in diesen Weilern. Mittlerweile war Romero auf dem Landwege vorgedrungen und fand hier die Thür noch weiter aufgethan, denn aus freien Stücken kamen ihm 20 Meilen weit einige Kaziken entgegen und luden die Väter ein zu bleibendem Wohnen; auf seinem Weitermarsche traf er andere Horden, welche einmütig versprachen, Christen zu werden, wenn nur Priester kämen. Ja eben diese hatten, um ihre ganze Willfährigkeit zu zeigen, durch den Wald einen Weg gehauen, Brücken gebaut, damit sie mit desto größeren Ehren den Pater in ihr Gebiet zu leiten imstande wären. Zu diesen gesellten sich wieder andere, und um ihnen Genüge zu thun, bestimmte Romero für die künftige Niederlassung den geeigneten Platz, errichtete ein Kreuz, taufte 211 Kinder und versprach, bald Priester zu senden. Nach einer anderen Seite noch sich wendend, fand er dieselbe Bereitwilligkeit und gab dasselbe Versprechen. Bedeutend verstärkt durch die in Guayra außer Arbeit gestellten Väter machte 1632 Romero sich ans Werk, sein Versprechen in Tapé auszuführen, „qua in re Dei Optimi Maximi providentiam considerabis, post tot oppidorum depopulationem et Sociorum fugam, novam provinciam Evangelio opportunam

aperientis et pro destructa Guairania substituentis.“ Mit vier Brüdern drang er in das Gebiet ein und gründete auf dem bereiteten Boden da, wo die Heiden schon eine Kirche erbaut hatten, St. Michael. 750 Familien bevölkerten gegen Ende des Jahres diese erste Station, 478 Kinder und 270 Erwachsene wurden getauft, während die übrigen noch in der Taufunterweisung standen. Zu Techos Zeit waren hier 8400 getauft. Inzwischen rückten die Patres Ernot und Benavidez weiter vor, und sobald die Kunde in die Gegend kam, für welche schon ein Ort der Niederlassung bestimmt war, die Väter und Romero zögen heran, flammten überall Freudenfeuer auf, „ut satis appareret, ex filiis tenebrarum velle se transfigurari in filios lucis.“ Schon hatten die Eingesessenen eine Art Reduktion errichtet, und wie einer reifen Frucht bemächtigten sich die Väter des Ortes und nannten ihn St. Thomas. 1200 Familien sammelten sich hier in drei Monaten infolge des Eifers der Väter, 750 Kinder erhielten vor Ablauf des Jahres neben 160 Erwachsenen, welche die Pest ergriffen hatte, die heilige Taufe. Als auch die Übrigen das Sakrament begierig erbaten, vertröstete man sich behufs besseren Unterrichtes auf das kommende Jahr. Schon erschallten nämlich neue Rufe nach Unterweisung aus einer Indianer-Gemeinde, zwischen den zwei neu gegründeten Reduktionen gelegen, welche ebenfalls sich gesammelt und den Vätern vorgearbeitet hatte in Anlage von Wohnhäusern und Bau einer Kirche. Romero selbst machte sich auf, dieses Wunder Gottes zu schauen, „barbarissimos homines per sese moventis et suaviter sub suae legis jugum mittentis.“ 350 Familien treten ihm entgegen, bitten mit Ungeduld um Lehrer, scharen voll Andacht sich um ein schnell errichtetes hohes Kreuz und bieten ihm Kinder zur Taufe dar. St. Joseph ward Patron dieser dritten Gemeinde. Romero taufte einige Kinder, „ne quid de fundatione dubitarent,“ und versprach, Priester zu senden. Noch eine vierte Reduktion ward hinzugethan auf dieselbe Weise, denn nicht zurückstehen wollten hier die Heiden hinter ihren Genossen. Auch sie hatten bauend vorgearbeitet, „efficaci, ut arbitrabantur, Sacerdotis e Societate impetrandi ratione.“ Romero fand 600 Familien, errichtete auch hier ein Kreuz, taufte zur Besiegelung seines Versprechens Kinder und nannte den Ort Natividad. Noch eine fünfte Gründung ward vorbereitet unter froher Zustimmung der Heiden am Ibitiru-Walde, welche der heiligen Therese geweiht werden sollte. Für das kommende Jahr stand die definitive Besetzung dieser drei letzten Orte in sicherer Aussicht.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die neun Reduktionen, welche zur Zeit in der Uruguay-Provinz bestanden. In Concepcion wurden 158 getauft, während in St. Nicolaus 500 Erwachsene und viel Kinder dieses Sakrament empfingen; hierher brachte P. Pastor 170 Heiden, welche er auf seinem Streifzuge in wenig Tagen gesammelt hatte. In Candelaria empfangen 114 Kinder und 647 Erwachsene das Taufsakrament, bei den Caroensern 590 Erwachsene und 240 Kinder, in St. Xaver 494 im ganzen, bei den Acaragua 141 Kinder, 289 Erwachsene. Adrianus Knud und Hieronymus Porcellus sammelten allein 400 Heiden und tauften sie auf einmal, zwei andere Väter brachten auf ihren Reisen 300 zusammen und tauften sie. Wahrlich, Gottes Geist blies die Totenbeine mächtig an, und das Himmelreich litt Gewalt, und Gewaltbrauchende rissen es an sich! Denn mächtig blühte auch das geistliche Leben auf, schnell wuchs der Glaube, schweres Kreuz und bittere Trübsal, Pest, Hunger und die aus Guayra erwachsende Not läuterte die Herzen, christliche Tugenden wuchsen heran, in geistlichen Übungen mancherlei Art, Geißelungen, Rosenkranzbeten, Prozessionen, zeigte sich der fromme Sinn, — und Gott bekannte sich in reichem Segen zu seinen Gemeinden. Widerstrebende Elemente strafte des Allmächtigen Hand nachdrücklichst, und Wunder bekräftigten das gepredigte Wort, befestigten die Auserwählten. Das Feuer des ersten Glaubens und der ersten Liebe loderte in den Herzen, und vollendete Heiligkeit ward eine Zierde des Hauses Gottes, und apostolischer Eifer der Neubekehrten trug die Botschaft der Freiheit weit in die Runde, bis in die langgestreckten Berge von Tapé drangen ja die Füße der Boten!

„Alterum Guairaniae destructae solatium“ wurde den Vätern durch die Bekehrung der Itatiner. Das Land der Itatiner, Llanos de Xerez von Moussy genannt, erstreckte sich nach Techos Angabe vom 19° südl. Br. bis über den 22° hin und lag auf dem großen, vom Parana und Paraguay gebildeten Mittellande. Es war ein ungeheures Gebiet, nur spärlich bewohnt, gab aber den Vätern, wenn die Bekehrung der Einwohner gelang, gegründete Hoffnung, von hier aus über den Paraguay bis nach Peru vordringen zu können, um von da aus den Amazonas zu erreichen (?). Jedenfalls fiel nach der Zerstörung Guayras gerade dieser Landstrich bedeutend ins Gewicht, um einerseits ein Vordringen nach Norden zu ermöglichen, andererseits aber die große Wasserader des Paraguay sich nutzbar zu machen mit den daran liegenden spanischen Kolonisationscentren. „Die Itatiners,“ berichtet Hazart, „waren von wenig Gepräng und

Aberglaube, folglich auch leichtlich zu bekehren, jedoch in dem Christenthum des Sakraments der Buße halber schwärlich zu erhalten, theils weilen sie in ihrer Sprach alles, was die fünffte Zahl übersteiget, allein mit dem Wörtlein „Ubio“ ohne Unterschied außzudeuten pflegen, folgends dem Priester keine genügsame Nachricht ertheilen möchten, ihre Verbrechen zu beurtheilen, theils weilen sie sehr verschwiegen und schamhafftig, demnach ihre Missethat lieber mit tausend Falschheiten benännten, als sich derselben zur eignen Beschämung schuldig geben werden. Jedoch gewann auch hier die Gnade Gottes die Oberhand.“ Schon 1612 gründeten hier die Patres Saloni und Lorenzana, nach Mouſſy, die Missionen von Taré, Caa-Guazu, Henuboy; da erhielten die Väter noch während der Guayra-Wirren einen Ruf von den spanischen Kolonisten in Xerez, hierher sich zu wenden; ungesäumt gab daher der Provinzial Truxillo P. Ruiz Montoya den Auftrag, welcher aber, vollauf in Guayra beschäftigt, P. Rançonnier an seiner Statt entsandte. Voll weitgehender Hoffnungen begab sich dieser alsbald in das bezeichnete Land, aber unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten traten ihm entgegen. Das Bangen um die köstliche Freiheit, die Furcht vor den Brasilianern, der schändliche Verrat eines portugiesischen Priesters, der seine Getauften Sklavenhändlern in die Hände gespielt hatte, Aufhetzungen der Zauberpriester, alles kam zusammen, selbst das Leben des Paters zu gefährden. Nichts fruchteten seine gegenteiligen Beteuerungen, Gott selbst mußte erst die harten Herzen schrecken. Schwer traf des Allmächtigen Gericht einen lästernden Kaziken, plötzlich entstehender Krebs lähmte seine Frevelzunge und nahm in wenig Zeit ihm das Leben, ein gewaltiger Blitzstrahl streckte einen andern betäubt und regungslos zu Boden, Heuschrecken fraßen den Mais jenes Mannes, der dem hungernden Pater ein wenig Maiskörner versagt hatte. Bald erkannten die Itatiner die Ursachen jener Strafen und als sie zudem einer Weissagung P. Balthasar Senias gedachten, daß ein Ordensmann von Osten kommen werde, der das ganze Volk in Ortschaften vereinigen würde, da war das Volk plötzlich wie umgewandelt, abgethan war sein Verdacht, der Haß verwandelt in Liebe, frei konnte Gottes Wort verkündet werden, ja in edlem Wettstreite lud man den Gottesboten in die verschiedenen Dörfer ein und buchstäblich den Pater auf den Händen tragend, brachte man ihn von Dorf zu Dorf. Da langte Hülfe an, Pater Justus Vansurk Mansilla, Nicolaus Enartius oder Hernano und Martinez, in schneller Reihenfolge erstanden die Reduktionen St. Joseph, Angeles, Peter und Paul, Incar-

nation; 900 Familien waren in kurzem in den drei ersten vereinigt. Was die Väter im Fluge errungen hatten, bauten sie aus in treuer Arbeit, Kindertaufe wechselte ab mit Unterricht der Erwachsenen, und rings um die Pflanzdörfer her luden sie die Heiden ein, den gewonnenen Brüdern sich anzuschließen. Überall thaten sich Thüren auf bei den Itatinern, wie in den angrenzenden Ländern, und fast mochte man Guayras und der dortigen Verluste vergessen! Da begab es sich einst, 1633 ?, daß Martinez und Rançonnier die Betkapelle besuchten, welche sie sich errichtet hatten zwischen den zwei von ihnen verwalteten Reduktionen um gegenseitigen Zuspruches und Beichtens willen; und wie sie so miteinander handelten vor dem Altar Gottes, siehe, da begann das Kruzifix reichlichen Schweiß zu vergießen; voll Ehrfurcht entfernten sie den Schweiß mit Linnentüchern und es war ihnen zweifelhaft, ob sie der gerade herrschenden Regenzeit solches zuschreiben, oder ein Wunder darin erblicken sollten. Schweigend harrten sie des Ausgangs der seltsamen Erscheinung. Aber nur wenige Tage verstrichen, daß sie um Lösung des Rätsels nicht mehr fragen sollten, denn die Mamelukos, „diese verloffenen und meineydigen Europäer aus Brasilien“, brächen herein, lautete die erschreckende Botschaft, von Guayra her wälzten sich die erbarmungslosen Haufen. Das neu eroberte Jagdgebiet bot nur noch wenig Menschenbeute, so fanden es die Paulistas bequemer, deren zu ganzen Haufen aus den spanischen Reduktionen zu holen und deshalb den Spuren der Gesellschaft Jesu überall hin zu folgen. Mittelst schändlichen Verrates gewinnen sie in Abwesenheit P. Hernanos die Bewohner St. Josephs, gleich traurigem Lose fällt ein großer Teil der Bewohner von Angeles anheim, während Peter und Paul einer anderen Abteilung durch arglistige Bosheit zur Beute fällt. Wie in Guayra vor kurzem, versuchten auch hier die Patres ihr Bestes mit Bitten und Flehen, mit Darangabe ihres eigenen Lebens, mit bewaffneter Hand, aber mit geringem Erfolge; etwa tausend Köpfe führten die Freibeuter weg, aber viele von diesen sahen niemals die brasilianischen Grenzen. Wie aus Techos Darstellung sich ergiebt, traten die Mamelukos ohne Frage hier viel vorsichtiger auf, entweder ihrer geringen Zahl, oder der weiten Entfernung von ihrer Heimat wegen, endlich fanden sie hier und da heftigen, wenn auch fruchtlosen, Widerstand, und wie es scheint, rührten sich auch die benachbarten Völker zur Unterstützung der Bedrängten. So erklärt sich die geringe Zahl der Geraubten und der ungewöhnlich schnelle Abzug. Mit großem Eifer gingen die Väter an ein Wiederaufbauen des zerstörten Hauses,

aber der alte in Guayra entstandene Argwohn ging auch hier bald um, durch die Räuber gepflegt, die Patres selbst seien die Urheber des Entsetzens, und was verschont geblieben war, ward von den Itatinern selbst zerstört, was in den Reduktionen etwa zurückgeblieben war, verbarg sich in den Wäldern, und nur mit Mühe und unter persönlichen Gefahren konnten die Väter die erschreckten Gemüter von der schändlichen Lüge überzeugen. Damals auch erfuhren die Väter, daß gerade in den Stunden jenes Kruzifix in der Betkapelle den Schweiß vergoß, als die Paulistas den schändlichen Überfall planten. — Nachdem die zu spät angelangten spanischen Hülfstruppen abgezogen waren, begaben sich die Väter an die Arbeit des Sammelns, und aus den spärlichen Resten erwuchsen 1633 zwei neue Pflanzörter des Glaubens, nachdem der Gouverneur von Assumption gegen allerlei Übergriffe namens des Königs den Jesuiten auch hier ihre „Conquista"-Rechte hatte verbriefen müssen.*) — Zu gleicher Zeit fast bedrohten andere Fähnlein der Räuber zwei Parana-Reduktionen am Rio Acaray und Iguazu; aber rechtzeitig gewarnt, verlassen die Bewohner die bisherigen Orte und siedeln sich, die einen zwischen Corpus Christi und Itapua an, während die andern, einige Halsstarrige und Flüchtlinge abgerechnet, mit Kähnen, Lebensmitteln und trefflichen Führern versehen, dem Uruguay zuwandern und zwischen Concepcion und St. Xaver dauernd sich niederlassen.

So zählte die Uruguay-Provinz jetzt 10 Reduktionen; außerdem aber war dieselbe durch Taufen gewachsen, deren etwa 4000 stattgehabt haben müssen. Bedeutender noch war der Zuwachs in Tapé; in St. Michael erhielten 844, in St. Thomas 900 Erwachsene und 600 Kinder die heilige Taufe, diejenigen ungezählt, welche in die Katechumenen-Rollen sich eintragen ließen. Dem im Vorjahre gegebenen Versprechen gemäß ward 1633 St. Joseph, ebenso Natividad besetzt. In ersterem werden in demselben Jahre 83 Erwachsene und 199 Kinder getauft. Einzig in ihrer Art waren die Natividad-Leute. Wie wir erzählt haben, hatte Romero auch ihnen Priester versprochen; ein Haus für die Patres und einen Tempel hatten sie bestens erbaut und nun sandten sie Boten auf Boten an die Patres und forderten mehr, als daß sie um Lehrer gebeten hätten; „eoque processere, ut de uno e duobus

*) Höchst interessant ist das Schreiben des Monarchen vom 14. 4. 1633, welches in Anlaß von Wirren in der Itatiner-Kirche erlassen wurde; dasselbe fußt auf den Alfaro-Abmachungen, gebietet strengste Ausführung derselben, jedoch mit einer eigentümlichen Schlußklausel, welche auch diesem Handschreiben den üblichen Nichterfolg sicherte.

sociis in St. Michaelis oppido degentibus clam rapiendo, incenso religionis Christianae desiderio, collatis capitibus jocone an serio? agitarint.“ Pater Alvarus ward ihr Hirte. Nun, diesem andringenden Begehren entsprach der Erfolg dieses Mannes, denn seine erste Arbeit war die Taufe von 927, meist Kindern, und seine Exkursionen glückten ihm dermaßen, daß am Ende des Jahres 860 Familien den Bestand der Gemeinde ausmachten. Zu Techos Zeit waren 9800 getauft. Doch mit all dem bis hierher Berichteten war der Erfolg in Tapé noch nicht erschöpft; nein, jenseits des Igay, welcher die Berge von Tapé durchschneidet, ward auf Ansuchen eines Kaziken, der Romero aufgesucht hatte, die Reduktion St. Anna zuerst mit 400, nach einem Jahre mit 800 Familien eingeweiht. Auf der entgegengesetzten Seite der Tapé-Berge, in den weiten, an Wald und Thee reichen Ebenen um die Quellen des Igay-Flusses erstand die schon vorbereitete St. Theresa-Reduktion, zwei Tagereisen von St. Karolus entfernt, mit 800 Familien. Hier war es, wo der führende Kazike den Pater mit einer wohlgesetzten Rede empfing, „cujus argumentum fuit, numerare corporis sui partes et asserere, tantam in singulas diffusam fuisse laetitiam, quantam verbis explicare non posset.“ Zwischen dieser und den andern Tapé-Reduktionen, als notwendiges Verbindungsglied, gründet Romero auf einer Reise, dem ankommenden Provinzial entgegen, St. Joachim. Irgend welche Schwierigkeiten waren ihm nicht erwachsen, denn der machthabende Kazike war ihm entgegengeeilt und hatte ihm versichert, zartes Verlangen nach dem christlichen Glauben beseele sein Herz, und bereitwillig würden seine Untergebenen dem Priester folgen. Sodann legte der visitierende Provinzial jenseits der Tapé-Berge den Grund zur Reduktion Cosmas und Damianus, und endlich gründete Pedro Mola am äußersten Ende der Sierra Jesus Maria unter so gewaltigem Zulaufe, daß im ersten Jahre der Gründung 4000 Familien dort zusammenkamen. So waren in kaum zwei Jahren in Tapé acht Reduktionen erstanden; 1634 kam noch in der Nähe von St. Theresa „Heimsuchung Mariä“ hinzu und bei Jesus Maria St. Christophorus. — An Truxillos Stelle trat 1634 als Provinzial Didacus Boroa, ein schon lange in der Mission und andern Diensten bewährtes Mitglied des Ordens. Wie es Brauch war, unternahm er eine Visitationsreise gleich zu Anfang seines Provinzialates und bereiste das Parana-, Uruguay- und Tapé-Missionsgebiet. Überall fand er das Reich Gottes wachsen, Tausende waren in der letzten Zeit teils getauft, teils ge-

sammelt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir P. Techo folgen, der Reduktion für Reduktion die Zahl der Getauften registriert; um einen Begriff von dem rapiden Wachsen des Werkes zu geben, lesen wir nur die Zahlen ab, welche als Inhaltsangaben auf Seite 298 verzeichnet stehen: 1700, 500, circa 500, 950, 500 getauft, 800 Familien gesammelt; oder wir verweisen auf den Zuwachs der Getauften in Jesus Maria, welcher aus 1300 Kindern und 1600 Erwachsenen bestand. Hier waren viele Pestkranke auch außerhalb der Reduktionen getauft, welche, wie es scheint, in die zwei Zahlen eingerechnet sind. Oder wir verzeichnen den Zuwachs in der 1634 erst gegründeten Reduktion St. Christophorus: 4600 Köpfe in einem halben Jahre. In St. Anna tauften zwei Väter in diesem einen Jahre 1264 Kinder und etwa 500 Erwachsene. Pater Adrianus Formosus brachte allein mit wunderbarem Glücke aus den Wäldern nach Cosmas und Damianus 1000 Familien, von welchen 912 jeglichen Alters noch in demselben Jahre getauft wurden. In St. Michael empfingen 1094 Erwachsene und 472 Kinder das Taufsakrament, in St. Joseph endlich 1249 Erwachsene und 711 Kinder — und das alles, ungerechnet die vielen Katechumenen, in einem Jahre! Besonders in Tapé, wie sich aus den Zahlen ergiebt, war der Zudrang beispiellos; P. Romero gab für dieses Jahr 1634 die Zahl der Getauften auf 13 800 an. Es war überhaupt ein herrliches Blühen und Fruchttragen am Parana und Uruguay, überall erhoben sich neue Kirchen, denn die alten faßten nicht mehr die ungeheuren Zahlen der Gläubigen. Reges christliches Leben herrschte allerorten, hoffnungsvolle Keime erstarkten, die Keuschheit wuchs, die Bruderschaften blühten auf, durch Zeichen und Wunder bekräftigte der Allmächtige sein Wort, bald strafend, bald segnend. Wohl riß die Pest manche Lücke, schreckte ein Aufstand, durch fremde Zauberer in St. Xaver hervorgerufen, die Brüder, aber der unveränderliche Eifer einerseits füllte die Lücken, und die Treue der Christen andererseits rettete die bedrohte Gemeinde samt ihrem geflohenen Hirten. Es waren im ganzen Jahre der Ruhe, 1634 und 1635, welche den Gemeinden beschert waren.

Als Boroa aus Tapé sich verabschiedet hatte, hatte er den Vätern den Auftrag hinterlassen, die meerwärts von Tapé wohnenden Heiden zu besuchen, einmal um die Gelegenheit zu neuen Gründungen ausfindig zu machen, zum andern, um in die schon gegründeten Reduktionen möglichst viele Heiden zu führen, und drittens, um mit den dort wohnenden Völkern Freundschaft zu schließen, damit auf diese

Weise den Mamelukos der Zugang abgeschnitten würde. Denn schon seit einiger Zeit waren deutliche Spuren vorhanden, daß ein derartiger Anschlag im Werke sei, ganz abgesehen davon, daß die Bilder des Ignatius und Xaver irgendwo geschwitzt hatten, ein Geschehnis, welches ohne Frage die gefürchtete Gefahr in Aussicht stellte. Von St. Theresa ging darum 1635 P. Ximenez aus, von einer kleinen, aber treuen Schar begleitet. Überall eilten die Barbaren voll großer Freude ihm zu, begleiteten ihn von Dorf zu Dorf. Auch 30 Boote fuhren den Tebiquari herab, und die Ufer hallten wieder von den Rufen der Insassen, welche Ximenez aufforderten, Kreuze zu errichten, Pflanzstätten des Glaubens zu gründen, an Bereitwilligkeit und Gehorsam solle es nicht fehlen, wenn nur die väterliche Erde nicht brauche verlassen zu werden! Allein Gott bewog nicht wenige, in die vorgeschlagene Auswanderung zu willigen; so sandte der Pater 1500 nach Mariä Heimsuchung und 300 nach St. Theresa, nachdem er von diesen 250 Kinder und viele kranke Erwachsene getauft hatte. Dieser Ausflug dauerte nur 25 Tage, aber Ximenez erkannte gar bald, daß am Tebiquari, nicht zu verwechseln mit dem in den Paraguay südlich von Assumption sich ergießenden Fluß gleichen Namens, wenn nur Kräfte vorhanden wären, noch manche Reduktion ihren Platz finden würde. Von St. Joachim zogen in diesen Tagen Suarez und Arenas aus, und wie Ximenes brachten auch sie reiche Seelenbeute heim. So wuchsen die Tapé-Städte mächtig heran, Cosmas und Damianus zählte bereits 1200 Familien, von ihnen konnten, Kinder ungerechnet, 885 getauft werden; in St. Michael taufte man 612 jeden Alters, in St. Thomas 692 Erwachsene, 491 Kinder u. s. f., so daß dieses Jahr für Tapé ohne Frage als das fruchtbarste anzusehen war. Allein die Anzeichen mehrten sich, daß ein Paulisten-Einfall bevorstehe, so befahl denn P. Romero dem P. Mendoza in Jesus Maria, welches an den Grenzen Tapés lag, scharf Wacht zu halten und mit allen Mitteln jedem Versuche vorzubeugen, und unterstellte zu dem Ende alle Väter der fraglichen Provinz seinen Befehlen. Schleunigst traf Mendoza in Jesus Maria seine Vorkehrungsmaßregeln. Es war in der That Zeit, einem Raubsysteme Einhalt zu thun, welches die ernstesten Folgen nach sich ziehen konnte. Seit einiger Zeit nämlich fuhren die Paulistas den Rio Espiritu (?), der in der Sierra del Tapé entspringt, aufwärts und kauften gegen allerlei Waren Sklaven auf. Um aber ihnen diese liefern zu können, stellten die dortigen Eingeborenen Razzias unter ihren Nachbarn an und brachten das nötige Material auf. Auch

Christen aus Jesus Maria waren auf diese Weise geraubt worden. Die Väter durften das nicht geschehen lassen, wenn sie sich auch sagen mußten, daß ein Vorgehen gegen die Zwischenhändler der Paulistas diese selbst ihnen auf den Hals laden würde. Mit einer Schar Christen zog darum Mendoza aus, befreite die ihm geraubten Gemeindeglieder und nahm die Räuber selbst gefangen. Dieser kühne Zug trug wesentlich zur Beruhigung der heidnischen Bevölkerung bei und da dieselbe deutlich erkannte, daß den Jesuiten ihr Heil ganz besonders am Herzen lag, kamen die Bitten von allen Seiten um Gründung von Städten, strömten viele den Reduktionen zu. Vor allem aber wandte Mendoza seine Aufmerksamkeit den gegen den Ozean hin wohnenden Völkern zu, von denen er befürchten mußte, daß sie gemeinschaftliche Sache mit den Paulisten gegen Tapé machen würden. Vergeblich waren bisher verschiedene Gesandtschaften gewesen, auch reichliche Geschenke hatten nicht gefruchtet, so wenig wie freundliche Aufnahme einiger Handelsleute in den Reduktionen, die Heiden blieben bei ihrem harten Sinne, und die Befürchtungen Mendozas steigerten sich. Darum beschloß er, persönlich auf sie einzuwirken. Glücklich gelangt er in die fragliche Gegend, Caagua, und seine Bemühungen zeigen sich in der That mit Erfolg gekrönt. Auf dem Rückwege aber wird er von den Ibiai-Leuten, auf Anstiften eines alten Christenfeindes, der wegen seiner Umtriebe gegen das Missionswerk in St. Michael durch Mendoza mit einem Tage Haft bestraft war, auf grausame Weise geradezu abgeschlachtet, eine Weise, welche unsere Gewährsmänner, Techo, Peramas, Charlevoix u. a. in grauenhafter Breite voll Behagen zur Kenntnis bringen. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Christenstädte, und 1400 Streiter aus St. Michael und Jesus Maria zogen entgegen allen Abmahnungen Pater Molas aus und brachten dem Feinde eine schwere Niederlage bei. Auch die St. Joseph- und St. Thomasleute ließen es sich nicht nehmen, gesondert auszuziehen und an dem Feinde ihren Mut zu kühlen; mit vielen Gefangenen kehrten erstere heim, von denen 300 hernach einen Bestandteil der Reduktion bildeten. Doch mit diesen Siegen war keineswegs der Feinde Einfluß und Absicht vernichtet, vielmehr ging von ihnen gar bald ein Schade aus, der tiefer fraß, als Mendozas Tod.

Wie einst in Riezus Tagen handelte es sich um eine großartige, wie es scheint, von langer Hand her vorbereitete, mit satanischer Kunst angelegte Reaktion des Heidentums und Unterdrückung des Christentums; auf dem Wege der Gewalt, der ohne Zweifel zuerst geplant scheint, war, das hatten

die Niederlagen gelehrt, nichts zu erreichen, die Ermordung Mendozas hatte nur dazu beigetragen, die Scharen der Christen zu stärken. So gehen die führenden Heiden andere Wege. Die Schrift „Paraquaria ad ecclesiam orthodoxam traducta“ giebt uns sehr ausführlichen Bericht über die in Rede stehende Reaktion wie über die Gewinnung des Sieges. Drei Kaziken, altbewährte Zauberer und Kannibalen, nehmen die Führung in ihre Hand, senden ihre zugerichteten Leute aus, welche durch Zaubertänze und sonstige „Schwarzkünste“ das Volk anlockten; wieder andere bearbeiteten die Masse durch öffentliche Predigten; Kapellen wurden errichtet und die Gewonnenen durch eine Pseudotaufe dem Geheimbunde einverleibt; man wusch dabei den ganzen Körper, indem der Täufer laut sprach: Ich taufe dich, daß du der Taufe los und ledig werdest! Welche nicht gutwillig folgten und der Taufe zu unterziehen sich weigerten, wurden erschreckt durch die Drohung, jeder, der nicht der Zauberertaufe sich unterziehe, solle gefressen werden. Eine große Menge Christen aus Jesus Maria nebst Katechumenen fallen den Gauklern zu, deutlich merkt man die Abnahme der Bevölkerung; aber die Väter ahnen noch nichts, denn heimlich vollzieht sich das dunkele Werk. Immer weiter ziehen die Verführer ihre Kreise, die meisten Christen von Jesus Maria gehören dem Geheimbunde an, andere Reduktionen werden in Mitleidenschaft gezogen, ja riesig muß der Abfall gewesen sein, wenn man die schließlich sich sammelnden kleinen Häuflein Streiter, aus vier Reduktionen 500 Mann, vergleicht mit den 1400, welche zwei Reduktionen allein stellten zur Bestrafung des Mordes an Pater Mendoza. Etwa 300 Christenkinder fielen in diesen Tagen der unmenschlichen Fraßgier der Geheimbündler zum Opfer, viele Christen flohen entsetzt, und selten kamen Leute aus der Umgegend in die Dörfer. Da langte Diaz Taño an, verwunderte sich über die auffallende Abnahme der Bevölkerung, forschte der Sache nach, brachte aber nichts heraus. Nun versuchte er es mit Geschenken allerlei Art, zog durch Einrichtung einer Schmiedewerkstatt von weit und breit die Entflohenen herbei und gewann so das Vertrauen des eingeschüchterten Volkes. Als er nun fragte, warum sie die Reduktion verlassen hätten, that ein Katechumene die ganze Sache kund. Im Besitze des Geheimnisses beschließen alsdann die Patres, das Werk dem Gotte und Vater des Lichtes ernstlich anzubefehlen, daß er diese satanische Finsternis zerstreue und das Licht des reinen und wahren Glaubens wie einen aufgehenden strahlenden Stern in die Schatten des Todes sende. Als sie nun zum Gebet in dieser Angelegenheit morgens früh aufgestanden waren,

finden sie — wie Antwort aus der Höhe — die treu gebliebenen Kaziken mit ihren Indianern kriegsbereit vor ihrer Thür stehen, und erfahren auf ihre Nachfrage hin, es sei beschlossene Sache, den Betrügereien der Übelthäter mit den Waffen entgegen zu treten, die Hauptanführer, die in der Nähe sich aufhielten, zu fangen, schon genug und übergenug sei den schändlichen Satansdienern gestattet worden. Die Patres loben ihr gottseliges Vorhaben, den Aufstand zu dämpfen und das Land von dieser „schädlichen Raupe" rein zu machen, bitten aber um Schutz des Lebens der Übelthäter; man solle sie lebendig in die Reduktionen bringen, als die noch einst zur Reue ihrer Unthaten und wahrer Bekehrung geleitet, und kraft ihres Beyspils andere von gleicher Bosheit möchten abgehalten werden. In der That gelingt es, einige der Haupträdelsführer gefangen zu nehmen und in die Hände der Väter zu überantworten. Sodann aber erfahren die Väter durch Spione, welche, angeblich mit den Feinden gemeinschaftliche Sache machend, ihr Vorhaben ausgekundet haben, es sei die Absicht der Heiden, nachdem ihre Vorarbeit so weit gediehen, drei Reduktionen auf einmal anzugreifen, damit dieselben sich nicht gegenseitig Hülfe brächten, dabei aber die in den Reduktionen selbst sich aufhaltenden heidnischen Verräter, welche sehnlichst jener Hülfe erwarteten, sich zu nutze zu machen, um mit vereinten Kräften den christlichen Namen auszutilgen; der Väter Tod sei eine beschlossene Sache und zwar ein grausamer Feuertod. Voll Entsetzen wußten die Spione noch zu berichten von den furchtbaren Greueln des Kannibalismus, wie ein Christenknabe unter Freudengeheul in einen Topf mit siedendem Wasser geworfen wurde. Da schien den Patres als einzige Rettung ein Einschreiten mit bewaffneter Hand; man beschließt in den vier benachbarten Reduktionen trotz der Minderzahl dem nahen Feinde entgegen zu treten und für das Vaterland, Söhne, Gatten und für das christliche Gesetz zu kämpfen, und wolle es das Geschick, tapfer zu unterliegen. Ach, es war nur ein kleiner Haufe, Ungewißheit über die Stellung einiger Kaziken macht die Lage noch zweifelhafter, die zwischen beiden Parteien stehenden Heiden haben sich auf die Berge geflüchtet, um den Ausgang der Sache abzuwarten, die sehnlich erwarteten Hülfstruppen bleiben aus, an der Hülfe verzweifelnd bereiten sich die Patres mit den Ihrigen zum Tode vor. Für die Nacht hielt der geschwollene Iqui die Feinde ab; da kamen am Morgen die Hülfstruppen an, stärker an Mut als an Zahl, aus St. Anna 110, St. Christophorus 100, St. Joachim 50, 500 im ganzen betrug die treu gebliebene Streiterschar. Zum Kampfe

für die edelsten Güter angefeuert, zieht die Schar mutig den Unholden entgegen, siegt im ersten Treffen, schlägt nach wildem Handgemenge den Feind im zweiten Treffen; die meisten werden teils gefangen, teils niedergemacht, von den 12 Führern entrinnen nur zwei. „Was für ein Freud bei Allen sich hierum ereignet, imgleichen wie sie in dem angenohmenen Christenthume gestärket, und dasselbe von den zuvor wanckenden Heyden euffrigst begehret worden, ist fast unaußsäglich." Haufenweis strömten die Heiden wieder herbei, in ganz kurzer Zeit ergab ein Census für die am schwersten getroffene Reduktion Jesus Maria 2200 Familen, außer 800 in der Umgegend, von denen manche allerdings hernach ausblieben. Riesige Zahlen, deren Wert aber angesichts solcher Thatsachen mehr als fraglich!

Eine kurze Zeit der Ruhe war nach den geschilderten Ereignissen der Provinz beschieden, dann suchte eine furchtbare Pest unsere drei Missionsprovinzen heim und stellte fast übermenschliche Anforderungen an die Kräfte der Patres; unter anderem hatte Pater Hieronymus Porcal in einer Caró-Mission mit einem Knaben allein 4000 Seelen zu warten Tag und Nacht, nebst Beschaffung des nötigen Unterhaltes, neben Taufen, Seelsorge u. s. w. begräbt er allein in acht Tagen 352 Kinder und 856 andere! Was die Pest gelassen hatte, fraß eine furchtbare Hungersnot; in Jesus Maria allein mußten von den verwaltenden Patres 1500 geistlich versorgt und beerdigt werden. Reich an Not war das Jahr gewesen, nicht minder reich an Segen; in sechs Reduktionen allein fanden 4886 Taufen statt, ungerechnet die Kindertaufen: „nemo dubitabit, hunc annum fuisse Caelestibus gratissimum!" Aber wie ein Nachtfrost kam es über die fröhliche Saat, denn diese Zeit verheerender Pest benutzten augenscheinlich die Paulistas zu dem längst geplanten Überfalle. Länger schon waren, wie wir sahen, ihrem Anrücken beunruhigende Gerüchte vorausgeeilt, in St. Michael hatte ein Christusbild reichlichen Schweiß vergossen, — und die Väter wußten, was das bedeute! Ja als in diesen Tagen der Pater zu St. Theresa nach der Katechese dem Ausgange des Gotteshauses sich zuwendend auf der Schwelle einen Augenblick stehen blieb, da schien es ihm, als höre er furchtbare Schreie und eine Stimme, welche die Christen herbeirufe, den Brand ihres Tempels zu löschen. Auch die im Tempel noch weilende Menge vernahm gar seltsame Töne, dem einen deuchte es, als bräche das Gebälk und des Herrn Haus stürze zusammen, andere vernahmen Rosse-Gestampf, wieder andere, als brächen Rinder in den Tempel ein, — aber niemand sah, woher der Schall

entstanden! Panischer Schrecken erfaßt die Andächtigen, sie eilen den Ausgängen zu, überstürzen sich, fallen nieder, die Thüren fassen die Mengen nicht, und nicht achtend der geweihten Stätte, durchbrechen sie die Fenster, die Wände und gewinnen den Ausgang! Kaum war der Pater imstande, die erschreckten Gemüter zu beruhigen, und bei einer sorgsamen Rekognoscierung war nicht das Geringste zu entdecken. In St. Michael schwitzten die aus Balsamholz, einer durchaus trockenen Holzart, angefertigten Säulen bis tief in die Nacht derart, daß der Fußboden davon naß ward, Blitze, von unerhörtem Krachen begleitet, störten die Bewohner aus ihrer Ruhe, und bei einer Sonnenfinsternis sah man am Mittag am ganzen Himmel Sterne. Weil nun Jesus Maria den Freibeutern am Wege lag, ward eifrig an Befestigungen gearbeitet; noch waren die Wälle nicht hergestellt, als die Paulistas mit 1500 Tupi 1636 den Ort überfielen. Mit Verzweiflung wehren sich die gerade anwesenden Christen, 400 an Zahl; in ihren Reihen stehen unerschrocken die Patres, Bernal und Cardenas, alte Krieger, beide bald Zielpunkte der feindlichen Geschosse; zu ihnen gesellen sich mit heißentflammtem Mute Romero und Mola, ein Weib in Männerkleidern ficht von den Wällen herab, aus mehrfachen Wunden bluten die Beherzten, — da geht die Kirche in Flammen auf, der Widerstand erlahmt und auf bestimmte Bedingungen hin ergeben sich die Indianer. (Nach einer andern Version entflohen die Feinde nach viertägiger vergeblicher und verlustreicher Belagerung.) Aber gegen den fest stipulierten Vertrag wüten die Unmenschen unter den Armen, schonen nicht Alter, nicht Geschlecht, und sind taub gegen die Bitten und Vorstellungen der Väter. Nachdem die Niederlassung bezwungen war, suchen die Horden die Umgegend ab, kaum der vierte Teil der volkreichen Stadt, in der in drei Jahren 6075 getauft waren, rettet sich durch die Flucht. Vier Tage hielten dann die Feinde die Väter in Gewahrsam, damit sie nicht durch vorzeitige Warnung ihre Pläne durchkreuzten; rechtzeitig trotzdem gewarnt, entflohen die Bewohner von St. Christophorus, wo in zwei Jahren 2300 getauft waren und ebensoviel Katechumenen sich befanden, nach St. Anna, und die Paulisten begnügten sich mit Verwüstung der leeren Stätte und Durchsuchung der Umgegend nach heimlich Entwichenen. Nun ermannt sich Romero, zieht den Feinden, welche noch in Jesus Maria lagen, entgegen, erleidet aber besonders an Gefangenen einen empfindlichen Verlust, und es bleibt nichts anders über, als daß auch die über 3000 Bewohner zählende St. Anna-Reduktion verlassen werde. Der herbeieilende Missions-

superior Montoya stimmt zu, man überschreitet den Rio Igai, zieht die Kähne in einen befestigten Hafen zusammen, besetzt die Furten des Flusses, legt Hinterhalte in den Wäldern hin und her und sammelt sich in Natividad. Fürs erste war die Gefahr abgewendet, aber wilde Gerüchte eilten durch die ganze Provinz, eifrig getragen von den flüchtigen Jesus Maria-Leuten, ganz Tapé sei verwüstet, dem Uruguay zu wälze sich schon der Haufe der Feinde, mehrere Väter seien grausam ermordet. Außerdem aber war dem Montoya ein Gesicht geworden, demzufolge sämtliche Uruguay-Reduktionen würden zur Beute fallen; als er daher die Gerüchte über Tapé hörte, befahl er, die Väter am Uruguay sollten die Missionsstätten mit Feuer verbrennen und das Volk dem Parana zuführen. Schon flammten drei Reduktionen auf, andere schickten sich an, den väterlichen Boden zu verlassen, als ein Befehl des Provinzials, niemand habe seine Station zu verlassen, den Bestand der Provinz wenigstens vorläufig rettete. Boroa selbst eilte herbei, erreichte in Gewaltmärschen die Tapé-Provinz, sammelte in Kürze ein Heer, um das Äußerste in notgedrungener Selbsthülfe zu versuchen, da dringende Vorstellungen in Assumption, Corrientes und Buenos Ayres einen Erfolg nicht gehabt hatten. Vergeblich hatte er in Assumption besonders darauf hingewiesen, daß ein Beistand gegen die Paulistas im höchsten Interesse der Selbsterhaltung liege, denn nach dem Falle der Tapé- und Uruguay-Reduktionen, diesen Bollwerken spanischer Sicherheit, drohe Assumption selbst das Verderben. Es war in der That eine Kurzsichtigkeit ohne gleichen, nicht zu begreifen, daß jesuitischer Einfluß in diesem seinem legitimen Missionskreise, kräftiger und stabiler in sich selbst als die Waffen des Mutterlandes und der Kolonie zusammen, das eigentliche Werkzeug war, um fortgehend die Grenzen Neuspaniens nicht nur zu schützen, sondern vielmehr auszudehnen! (Weiter unten werden wir ausführlicher dieses eigenen Gebarens gedenken.) Beherzt überschritt Boroa den Rio Igai, aber er fand den Feind schon abgezogen mit ungeheuren Mengen, teils Christen, teils Katechumenen und Heiden, ungerechnet die von ihm Erschlagenen und elend Verkommenen. Die heimatlosen und flüchtigen Christen wurden in noch bestehenden Reduktionen, oder in verlassenen Dörfern untergebracht bis zum Wiederaufbau ihrer Heimstätten. Aber östlich vom Igai war Alles verloren! Das erkannten die Väter immer mehr, bei den Spaniern war keine Hülfe zu finden; gehindert in ihren Arbeiten, unbeachtet in ihren ernstesten Appellen bei den höchsten Gewalten diesseits des Wassers, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, — wie mochten sie die Schläge überwinden,

welche ohne Aufhören sie trafen! Und sie bedurften und begehrten für ihr Werk der Bekehrung und Civilisation einen dauerhaften Frieden, eine völkerrechtliche Sicherheit, — und eine solche konnten oder wollten die brasilianischen Behörden ihnen nicht schaffen, wie die Spanier es ablehnten ihnen zu helfen. So wollten sie auch nicht länger dieser unnatürlichen Opposition unterliegen, sondern wandten sich nach den mehrfach erfolglosen Reklamationen an das letzte und höchste Tribunal! Auf dem Provinzial-Konvente zu Cordoba 1637 ward einmütig beschlossen, Pater Ruiz Montoya an den König Philipp IV. zu senden und P. Diaz Taño nach Rom, letzteren, um den General um neue Kräfte zu bitten und den obersten Hirten der Kirche um Schutz anzurufen, ersteren, beim Hofe Hülfe und Maßregeln zu erwirken gegen die stets steigende Gefahr der Provinzen.

Schweres Geschick suchte mittlerweile Tapé heim. St. Joachim, welches seiner gefährdeten Lage wegen an den Uruguay überführt werden sollte, zerfiel darüber in sich selber, denn einige Christen weigerten den Abzug, andere entliefen, noch andere standen den Vätern nach dem Leben; erst als die Station angezündet und den Widerspenstigen jegliche Subsistenzmittel dadurch entzogen wurden, bequemten sie sich zum Abzuge. Mit diesem Abzuge aber hörte St. Joachim für immer auf zu bestehen. Die 600 Familien verlieren sich in andern Reduktionen, teils verlaufen sie sich, oder fallen den Räubern zum Opfer. Im Dezember des Jahres fiel auch Theresa mit 4000 Bewohnern den Paulistas zur Beute; in vier Jahren waren hier 4545 getauft, die Pest hatte die übrigen hingerafft. Fast niemand entrann, mit zwei Ministranten allein entkamen die Väter an den Uruguay. Genau ein Jahr vorher hatte die Jungfrau das kommende Verderben vorausgesagt, da ihr Bild mit dem einen nach Brasilien schauenden Auge Thränen vergossen hatte. Ein zweimaliger Sieg der Christen ist nicht imstande, den Feind von weiteren Gewaltthaten abzuhalten; die Filia „Mariä Heimsuchung" zerstob bei Annäherung eines Fähnleins, ebenso zerstreuten sich die Bewohner von St. Anna. Und wie zu wiederholten Malen schon ward der Argwohn laut, die Jesuiten seien die Urheber dieser Unthaten, und eifrig schürten die Paulistas den Verdacht. Mordpläne gegen die Patres wurden heimlich geschmiedet, Anschläge auf ihr Leben nur mit Mühe vereitelt, Tumulte und Heiligtumschändung und offenbarer Ungehorsam waren an der Tagesordnung und erfüllten die Herzen der Hirten mit Bangen; ungestraft mußten sie alle Verbrechen geschehen lassen, um nur nicht die Erbitterung zu erhöhen. Bis an den Uruguay und Parana drang die Erregung der Gemüter,

hoffnungsvolle Keime wurden vernichtet unter der Schreckensmacht der Räuber. Zwar errichteten die auf Montoyas Veranlassung Geflüchteten mit Hülfe der Parana-Christen neue Reduktionen, aber ein großer Teil der Heimatlosen erlangte nur schwer bei aller Pflege der Väter das seelische Gleichgewicht wieder. Trotz alledem wuchs die Zahl der Christen in diesem Jahre um 4009, nicht gerechnet „plures admodum“ und „ex aliis oppidis ingens numerus“.

Im Januar 1638 rückten zwei Heerhaufen der Paulistas heran, gegen die Uruguay-Provinz der eine, gegen Tapé der andere. Nach kurzer energischer Gegenwehr fällt Peter und Paul, wo in sieben Jahren 5845 Taufen stattgefunden hatten, sowie St. Karolus, wo in dem gleichen Zeitraume 2737 Erwachsene und 1600 Kinder waren getauft worden; kaum 1/3 der Einwohner kann gerettet werden. Dann fielen die Räuber über das Gebiet der Caró und Caasapamini her, wo flüchtige Tapé-Indianer sich in den von den ursprünglichen Besitzern verlassenen Reduktionen, wie oben bemerkt, angesiedelt hatten. Christenhaufen stellten sich den Feinden entgegen, nach wechselvollen, zweitägigen Kämpfen aber löst alles in wilde Flucht sich auf. Nur St. Nicolaus stand noch auf der östlichen Seite des Uruguay; auch hier versuchen die Christen ernstlich Widerstand, werden aber genötigt, über den Strom zu fliehen und St. Nicolaus mit seiner herrlichen Kirche fiel den Feinden zur Beute.*) Nun stand der Feind an den Thoren der letzten Provinz, des gesegneten „Missions“-Landes zwischen den beiden Strömen, ging auch sie verloren, dann war es um die Guarani-Nation geschehen und um das Werk der Bekehrung. Darum rafften die Christen sich auf, zogen in Scharen über den Uruguay, setzten den Feinden nach,

*) Wohl durch den Widerstand bewogen, versuchen die Paulistas hier alle möglichen Mittel, der Christen habhaft zu werden, versehen die Waldwege mit spitzen Pfählen, locken durch ein schön geschmücktes Weib die christlichen Häupter der Gemeinde, suchen Verrat durch einen alten Christenfeind, den Zauberer Chemombé; nach diesen erfolglosen Bemühungen greifen sie zu den Waffen. An dieser Stelle gedenken wir auch jenes teuflischen Mittels, daß die Freibeuter sich in Jesuiten verkleideten, vollständig jesuitischen Missionsbetrieb nachahmten, Kreuze errichteten, Bilder und Geschenke verteilten, zur Reduktionsbildung aufforderten und die Bethörten dann gefangen nahmen! Nicht wenig wollen die Jesuiten unter der Nachwirkung gerade dieses Mittels gelitten haben, ein bestimmter Beweis aber ist, soweit ich den Quellen gefolgt bin, nicht von ihnen erbracht. Es lag auch im Interesse des paulistischen Jagdverfahrens, die Indianer nicht abzuschrecken durch solche Manipulationen, den Jesuiten zur Reduktionsbildung zu folgen. Erinnern wir uns recht, wollen die Väter in der Chiquitos-Provinz die Folgen dieses Verfahrens deutlich gespürt haben; jedenfalls hat es ihr Werk und ihre Erfolge, wie wir sehen werden, nicht sonderlich eingeschränkt.

Romero führte Hülfsvölker aus Tapé herbei, elf Spanier, welche vom Gouverneur aus Buenos Ayres gesandt waren, stellten sich an die Spitze der inzwischen gesammelten 4500 Mann, und in die Enge getrieben, ergab sich der Feind! Mit harten Worten schalt P. Alfaro ihre Grausamkeit, sprach auf bischöflichen Befehl den Bann gegen sie aus, ließ sie jegliche fernere Feindseligkeit gegen die Indianer abschwören und entließ sie dann unter lebhafter Zustimmung der Spanier, — in der That ein zweifelhaftes Verdienst, daß man so glimpflich mit den harten Feinden verfuhr! — und unter dem Murren der Indianer unbestraft. Auch jenseits des Igai wurden die Mamelukos, welche neuen Schrecken verbreitend die verödeten Städte noch einmal durchsuchen, mit dauerndem Erfolge vertrieben. Trotz dieses Erfolges aber ward es den leitenden Vätern klar, daß es das Missionswerk dauernd stören, ja einen völligen Ruin herbeiführen hieße, wenn die Christen in der Sierra del Tapé länger noch wohnen blieben, welche, etwa 60 Meilen vom Uruguay entfernt, den Paulistas stets willkommene Gelegenheit bilden mußte. Man beschloß deshalb in einer Missionskonferenz eine Versetzung des noch gebliebenen Restes in das Land zwischen Parana und Uruguay und zwar da, wo beide Ströme auf 14—15 Meilen sich nähern, später Missiones genannt, und Boroa, der Provinzial, that, wohl in Erinnerung der ungeheuren Verluste, welche infolge der Eile und der kurzen Zeit der Vorbereitung der Guayra-Rückzug mit sich gebracht hatte, ein Gelübde, nichts zu unterlassen zum Wohle der Auswanderer, und mit ihm waren alle Väter eines Sinnes.

Noch waren von den zehn Tapé-Reduktionen sechs vorhanden; sie alle in einem Zuge zu versetzen war nicht rätlich, denn wie schon zu zwei Malen, so erhoben sich auch jetzt Widerspruch und offener Widerstand, selbst ein Anschlag auf das Leben der Väter ward vorbereitet, und es bedurfte aller Überredungskünste und alles Übergewichtes, den Plan dennoch zur Ausführung zu bringen. Die St. Cosmas- und Damianus-Christen zogen zuerst aus, die alte Stätte ging in Flammen auf. Aber wie groß war nun die Schwierigkeit, dieses Volk zu geleiten! In den Tapé-Bergen setzt ein Teil in der Wildnis sich fest, verweigert das Weiterziehen, beginnt nach altväterlicher Weise in den Wäldern Aussaat zu machen und wird nur unter furchtbaren Mühen und schweren, persönlichen Gefahren von P. Arenas zum Wiederaufbruch bewogen. Schwer leiden auf dem Weiterzuge alle durch Hunger, verschmähen selbst die ekelhaftesten Dinge nicht, um nur der nagenden Pein Herr zu werden! Nachdem der Übergang über den Uruguay glücklich

gewonnen war, streuten Schändliche die Behauptung aus, die Väter gingen damit um, die Christen den Spaniern auszuliefern; wieder verweigerten die Haufen den Weiterzug, nichts fruchteten alle Beschwörungen und Bitten, erst als die Verleumder abgestraft waren, folgten sie den Führern über den Parana, wo zwischen Loretto und Reinigung Mariä das neue St. Cosmas gebaut ward. Natividad ward zwischen Maria Major und St. Xaver unter dem Namen Peter und Paul oder Apostoles, Sta. Anna an das Parana-Ufer, St. Joseph zwischen Corpus Christi und das neue St. Karolus, St. Thomas 14 Meilen südlich Concepcions, St. Michael oberhalb Concepcions angesiedelt; Sta. Theresa vereinigte sich mit Itapua. 12 000 Seelen etwa waren es, welche auf diese Weise bewahrt wurden; „quid in deducendis tot mortalibus omnium rerum egentissimis, Socii toleraverint, sigillatim enarrare supersedeo,“*) offene Meuterei und heimliche Flucht, passiven Widerstand wie ungefüge Worte und Thaten überwanden die zähen Führer in seltenem Heroismus, glücklich, unter dem Beistande der Gottesmutter („Christi filii negotium per matrem perfecturi“), brachten sie die geängsteten Scharen in das Land der Ruhe, sichere Rück- und Heimkehr ihnen verheißend, sobald die Zeichen der Zeit es erlaubten. Noch einmal zogen dann die unermüdlichen Väter aus, sammelten die versprengten Reste und führten dazu manchen in den Schafstall der Kirche, den ihre Liebe und herzandringende Seelenpflege auf dem Wege gewann. Reges Leben entfaltete sich überall, neben den schon genannten neuen Reduktionen ward auch St. Nikolaus wieder errichtet und aus Resten verschiedener Völker und Pflanzstätten oberhalb St. Michael die Reduktion zu den drei heiligen Märtyrern von Japan gegründet. Böse Tage waren bestanden, Tausende waren verloren, verdorben, gestorben, seufzten in der Gefangenschaft, viele Gebiete mit viel tausend Heiden hatten aufgegeben werden müssen! Am Ende des verderblichen Paulistaschreckens stehend, fragen wir die Quellen nach der Gesamtzahl des Raubes. Fernandez berichtet, während der 130 Jahre ihres Wütens hätten sie 2 000 000 geraubt, von 300 000 in fünf Jahren Geraubten seien nur 20 000 nach Brasilien gekommen, letztere Zahl nennt auch

*) Was die Tausende der armen Indianer litten, das wird immer nur mit dürren Worten erzählt, ein Charakteristikum, das uns später noch beschäftigen wird; Hazart berichtet folgendermaßen: „Didakus Alvarez führt 12 000 Barbaren!! wie ein anderer Moses!! aus ihrer Heimath trotz des Wankelmuthes dieses albernen!! Volkes und seiner Sehnsucht nach den vorigen Höhlen!!“

Burriel, Dobrizhoffer, dieser unter dem Hinzufügen, nach Petrus Avila, Statthalter von Buenos Ayres, seien von den Paulistas in Rio von 1628—1630 60000 Sklaven verkauft. Vergleiche Balussi 2, 186. Die „erbaulichen Briefe“ geben an einer Stelle den Verlust der Paraguay-Missionen auf 50000 und mehr, an einer andern auf 300000 an; dieselben Zahlen giebt Weltbott. Diesen alten Quellen folgen die neuen in ihren Angaben. Sind die für die einzelnen Reduktionen angegebenen Zahlen zutreffend, dürfte erstere Angabe der erbaulichen Briefe die größte Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen. Tausende, ja Zehntausende sind ohne Frage verloren gegangen, und die Frage, wie sollte die Zukunft sich gestalten, wie würde des Herrn Werk sich weiter entwickeln, war wohl berechtigt, und die weitere, würden die Väter das ganze, volle Vertrauen ihrer geistlichen Kinder wiedergewinnen, welches in der Not der Zeit einen so starken Stoß erlitten hatte? Ja, mit starkem Vertrauen durften sie einer segensreichen Zukunft harren, wenn sie sahen, wie trotz der schweren Not nicht wenige der Geretteten Christi Namen bekannt, 2716 Erwachsene und Kinder das Bad der Wiedergeburt begehrt hatten.

Wir stehen am Ende der furchtbaren Katastrophe, welche die Mission traf, sie hinwegfegte aus Guayra, Tapé und vom östlichen Gelände des Uruguay, den Weg zum Meere verschloß und den ganzen Bestand der Reduktionen fürs erste zusammendrängte in das Missions-Gebiet und westlich vom Parana, in die Nähe der Centren spanischer Kolonisation. Wider Willen hatten die Väter Gebiete räumen und den eilenden Fuß ihrer Boten hemmen müssen, die weiten Kreise, welche ihr Eifer gezogen hatte, wurden bedeutend eingeengt, — allein betrachten wir dieses gewaltsame und gewiß tieftraurige Geschehnis vom missionsmethodischen Standpunkte, wägen wir Gewinn und Verlust, so kann unser Urteil nur dahin gehen, daß diese Zerstörung zur Konzentration und inneren Erstarkung dienen und ausschlagen mußte, daß nun erst eine Konsolidierung und ein Ausbau herbeigeführt werden konnte, welcher bei dem rapiden Fortgange nicht möglich gewesen wäre, auch trotz gegenteiliger Hinweise und von uns beigebrachter Lobeserhebungen aus den Augen gelassen, überhaupt nicht zu ermöglichen war, wie das Verhalten der schnell gesammelten und wenige Jahre pastorierten Haufen beim Abzuge zur Genüge beweist, gar nicht zu reden von den schrecklichen, heidnischen Zuständen, welche, wie S. 168 f. bewiesen hat, in den Reduktionen herrschten; ohne das Eingreifen der Mamelukos mußte über kurz oder lang ein Zusammenbruch der angeglich christianisierten Massen und

der Mission erfolgen! Denn je mehr das Christentum, wenn wir überhaupt bei diesen jesuitischen Missionen, von Tapé besonders, von solchem zu reden berechtigt sind, den Sieg gewonnen, das Heidentum äußerlich überwunden scheint, große Gemeinden vorhanden sind, desto größer sind die Gefahren; denn je mehr das Christentum äußerlich den Sieg gewinnt, je weniger die „Bekehrung“ eine Losreißung vom Heidentum ist, je weniger Kampf sie kostet, desto mehr steht zu befürchten, daß das Christentum nicht Herzenssache wird, daß von einem Leben des Glaubens und der Heiligung nichts zu spüren. Das sind Erfahrungssätze, deren Wahrheit jedes fruchtbare Missionsfeld erweist. Gott hatte die Väter mit ihren Gemeinden in eine gar ernste Schule genommen und ihnen deutlich genug den vorhandenen schweren Schaden gezeigt, — wir werden später sehen, ob die Väter dem großen Schulherrn haben stille gehalten! Daß die Väter nur einen Ton der Klage haben um das verlorene Gebiet und die Aussicht auf weiteren Siegeslauf, wir verstehen das von rein menschlichem Standpunkte aus, nicht aber wie demütiges Beugen unter Gottes gewaltige Hand, — wenn du mich demütigest, machst du mich groß, — nicht ein Danken für die nunmehr engbegrenzten Linien ihres Wirkens läßt uns ahnen, wie sie dieser Züchtigung nicht werden geachtet haben!

Vor frechem, plötzlichem Überfalle war allerdings jetzt die Herde gesichert, vor allem hieß es nun, das Gewonnene bewahren! Eiserne Notwendigkeit zwang sie zu einem in der Missionsgeschichte einzig dastehenden Schritte. Die Väter waren ausgezogen in blutigen und furchtbaren Kampf für die Kirche sowohl, als auch für Spaniens Macht, — und sie fanden keinen Schutz jenseits der Grenzen ihrer Reduktionen, ja selbst in diesen nicht. Ruhig hatten Gouverneure, Bischöfe, diese vor allem berufenen Hüter des Gesetzes und der Rechte der Völker, zugesehen, wie Tausende von Indianern dem Untergange geweiht und weite, fruchtbare Gebiete dahin gerissen wurden, beide vom Haß gegen die Jesuiten beseelt, beide stets bereit, in ihren Machenschaften gegen sie sich die Hände zu reichen. Ordensbrüder hatten durch die Hand der Wilden beim Evangelisationswerke ihr Leben eingebüßt, und doch hielt man draußen mit seiner Sympathie zurück. Wir wissen ja, daß alle Interessen der Väter mit denen der Spanier im Widerspruch standen, daß die leidige Indianerfrage und ihre Lösung zwischen beiden stand. Uns fehlt in der That der Ausdruck, ein Verfahren zu kennzeichnen, wie es hier in Erscheinung trat. Weil es den Behörden, geistlichen und weltlichen, nicht gelang, ihre Maßnahmen in Bezug auf die Indianer, in Bezug auf die Reduktionen des Ordens durchzusetzen,

weil die Jesuiten ihre eigene und ihrer Schützlinge Freiheit verteidigten und ihre Königsrechte und Prärogative wahrten, weil es dem Gouverneur nicht gelang, seine weltlichen Machtgelüste in den Missionsgebieten zu realisieren, überließen aus Rache diese Vertreter des Rechtes die Jesuiten und ihre Indianer den grimmen Feinden und frohlockten wohl gar über das kommende Unglück und freuten sich des Falles ihres Feindes! Oder muß es uns nicht mit Abscheu erfüllen, wenn wir hören, wie Mönchsgezänk, übertragen auf den Missionsboden der neuen Welt, wie Neid des einen Ordens über die Erfolge des andern, mit einem Worte die Rivalität der Franziskaner und Jesuiten den Nährboden zum wenigsten mitbilden half, auf welchem dieses unsägliche Verhalten erwuchs? Daß die Jesuiten um ihrer Mission willen tiefgreifenden Einfluß im spanisch-amerikanischen Volke zu erringen bestrebt waren, war doch wahrhaftig kein Grund, das Schwinden ihres Einflusses draußen bei den stets gefürchteten Eingeborenen so unedel zu begünstigen! Vergl. Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 82 f. Einschneidend fühlten die Ordensleute den Mangel treuer Freunde und anhänglicher Bundesgenossen, und da die Spanier es abgelehnt hatten, ihnen zu helfen, und sich unwert gezeigt hatten der großen civilisatorischen Aufgabe, begehrten die Väter eigene Waffen, um selbst ihre Schlachten schlagen zu können! Es war der einzige Weg, der ihnen blieb, die Wehrhaftmachung ihrer Christen! Wohl wußte P. Boroa, daß spanisches Gesetz den Verkauf von Feuerwaffen an die Kommende-Indianer verbot, wohl sah er voraus, welchen Widerstand eine solche Maßregel hervorrufen könnte bei den Kolonisten, selbst bei den wohlgesinnten, — klüglich hatte er darum geschwiegen, klüglich die Gouverneure nicht um Genehmigung oder Befürwortung ersucht, obwohl bei Lichte besehen die in Aussicht genommene Bewaffnung lediglich im Interesse der Kolonien lag, deren Besitzstand gefährdet war, so gut wie der der Mission, — er wußte seine Pläne wohl aufgehoben in den Händen seines Gesandten bei Hofe, des Paters Montoya.*) Mit

*) Bei Techo ist die Darstellung etwas anders. Die Kaziken selbst fragen bei Boroa an, wie künftig ähnlichen Vorkommnissen gewehrt werden könne, sie mit ihren unzureichenden Waffen könnten den Feinden nicht widerstehen, vielmehr solle man auch sie mit „sclopetis et bombardis ferreis“ ausrüsten. Diese Anfrage habe bei Boroa schon bereiten Boden gefunden, der um der ganz Süd-Amerika drohenden Gefahr willen eine Feuerbewaffnung für dringend nötig hielt, sonderlich wenn einmal zwischen Spanien und Portugal Feindseligkeiten ausbrechen sollten. Von Spanien aus durch Briefe „magnorum virorum, Regias partes agentium“ aufgefordert, Abhülfe zu schaffen, versuchte er alles, Waffen zu beschaffen. Trotz des Widerstandes der Behörden und Privatpersonen setzte er seine Ansicht

Recht betonte bei den gepflogenen Verhandlungen der große Rat von Indien, wie es möglich oder zulässig sein dürfe, Leuten Feuerwaffen in die Hände zu geben, welche zu unterwerfen kaum gelungen sei, als sie noch ihre Pfeile schossen und ihre Makana führten. Es liege durchaus nicht in der Absicht der Missionsväter, entgegnete Montoya, die geforderten Waffen der Diskretion der Indianer zu überlassen, sie selbst vielmehr würden sie in Verwahrung nehmen samt der Munition, und nur dann beides aushändigen, wenn es gerechte Verteidigung gälte; auch solle in den Reduktionen nur ein geringer Waffenbestand niedergelegt, die Hauptmasse dagegen in Assumption deponiert werden. In keiner Weise also laufe das Staatsinteresse Gefahr, vielmehr werde durch diese Maßregel nur das gewahrt, was die Väter der spanischen Krone in treuer Arbeit errungen hätten; auch würde es für die Väter ein besonderes Vergnügen sein, die ersehnten Waffen und die Munition aus ihren Mitteln zu stellen, der Krone solle es keinen Pfifferling kosten, denn auch die militärische Einübung solle von Ordensbrüdern aus Chili, alten Soldaten, geleitet werden. Sein oder Nichtsein der Mission und der Königlichen Unterthanen stehe in Frage, in dem Vorschlage der Väter sei einzig der Weg zur Rettung geboten. Der König billigte Montoyas Gründe und stimmte den Kautelen als ausreichend bei, genehmigte das Gesuch und fertigte sofort die nötigen Befehle aus 1638|39, — Befehle, welche von besonderer Wichtigkeit wurden, als Spanien vom 1. Dezember 1640 an nicht mehr in Personalunion mit Portugal stand, und ein erneutes Vorgehen der Mamelukos zu befürchten war, da die auch früher schon nicht respektierten Schranken politischen Anstandes dann gänzlich fielen, ja der seit der Revolution von 1640 zwischen Spanien und Portugal ausgebrochene Krieg zu einer Übertragung der Feindseligkeiten auch auf dieses Gebiet geradezu herausforderte; wie drohende Wetterwolken hingen denn auch, wie wir sehen werden, die Fähnlein der Paulistas noch manches Jahr um das Land der Missionen. — Ein Erfolg von ungeheurer Tragweite war errungen, die völlige Unabhängigkeit und zukünftige Macht der Missionen und des Ordens in Süd-Amerika war mit der Waffenkonzession besiegelt worden. Sofort machten die Väter sich ans Werk, ihre Christen zu tüchtigen Kriegern heranzubilden. Von Peru kamen die Waffen und die Munition, von Montoya selbst mit Hülfe des Vize-

durch, und die anfänglichen Widersacher „tandem in sententiam Provincialis pedibus manibusque euntes bombardas concessere“. Die so erlangte Gewährung ward von der Kammer von Chuquisaqua und durch Königl. Diplom bestätigt. Wir geben der Darstellung von Charlevoix aus naheliegenden Gründen den Vorzug.

königs besorgt. Eine lange nicht mehr geschmeckte Ruhe kehrte in die Gemüter ein, willig fügten sich die Indianer in der Väter Gebote, ihr Murren verstummte, ein neuer Tag brach an. Kaum sahen die Väter den Erfolg zu Haus, als sie sich, die bis vor kurzem ihre Herden nicht zu verlassen wagten, noch einmal in die entvölkerten Gebiete begaben, die Verirrten suchten und die Verlorenen wiederbrachten, dazu Heiden gewannen und so die großen Lücken ausfüllten. Zwei Väter wurden jenseits des Uruguay in Wachtposten stationiert, Viehposten der Sierra entlang gezogen, um die Grenzen zu bewachen und etwaige feindliche Fähnlein zu signalisieren, und bald mußten Eilboten melden, neue Haufen seien in Sicht. Schleunigst entbot man dem Gouverneur solches; derselbe erschien, denn bestimmte königliche Weisungen geboten ihm, Hülfe zu senden. 4000 Christen überraschten den Feind, hieben einen Teil nieder und machten den Rest zu Gefangenen, 1639. Die gefangenen Indianer wurden den Jesuiten überlassen, welche sie bekehrten, während die gefangenen Paulistas an den Gouverneur von La Plata ausgeliefert, durch Vergünstigung ihre Freiheit erhielten, obgleich sie als Staatsverbrecher nach königlichem Willen der Inquisition verfallen waren. Auf einem Rekognoszierungsritte war P. Alfaro vom Pferde geschossen; seine Leiche ward, so erzählt uns P. Cornelius Hazart, vom Schlachtfelde nach der 30 Meilen weit entfernten Reduktion Concepcion geführt, kam aber trotz der unglaublichen Hitze ganz unversehrt und „gantz wohlriechend“ bei den betrübten Christen an, und mit „gelehrten Beweißthumen“ legte die Leichenrede dar, daß jener der Märtyrerkrone so fähig als würdig sei, der um seiner Schäflein willen solchen Tod sterbe, allermaßen das wahre Hirtenamt auch eine solche Pflicht mit sich bringe und solcher Tod gemeiniglich von den Barbaren aus Haß sowohl zu den Priestern als zu dem Christenglauben angethan und verübet werde.

Erst 1640 kehrte P. Taño aus Rom zurück und brachte eine stattliche Schar Arbeiter mit. Voll Entsetzen hatte Urban VIII. seinem Berichte gelauscht und bald fuhr ein Bannstrahl aus St. Peter über die Menschenräuber dahin, und was an Gunst für die Christen erbeten, was die Söhne des Ordens für sich begehrten, ward gnädig gewährt. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Brasilien, als Taño das päpstliche Breve in Rio kund that, dazu die königlichen Verordnungen, welche Montoya ausgewirkt hatte betreffs Freiheit und Freilassung widerrechtlich gefangener Indianer, betreffs unmittelbarer königlicher Vasallenherrschaft über die bekehrten Eingeborenen, als es laut ward, das Tribunal der Inquisition solle fortab über die Menschen-

räuber zu richten haben; Tumulte entstanden, die Verlesung ward gehindert und damit zufolge der üblichen Klausel der Schriftstücke der Vollzug selbst, ja eine Appellation an den Papst ward auf Vorschlag Taños, um die Gemüter in etwas zu beruhigen, über die in dem Diplom behandelte streitige Frage beschlossen, „tumultuum vitandorum causa patres authores ipsimet fuere, de diplomate Urbani VIII., ad ipsummet Diplomatis authorem nominatim exprimendum, appellandi.“ Der Orden ward aus St. Paul vertrieben und eiligst verließ P. Taño den heißen Boden, als die Nachricht einlief, Portugal habe unter Braganza die alte Selbständigkeit wieder erlangt, und die Paulistas rüsteten sich infolgedessen zu erneutem Einfalle. (Vergleiche zu den höchst charakteristischen Vorgängen in Brasilien Charlevoix und Handelmann, letzteren auch in Bezug auf den traurigen Effekt dieses Breves für die Indianerfrage in Brasilien.) Paraguay blieb ruhig und sah der Bekanntmachung der königlichen Verordnungen, der Bewaffnung der Indianer ruhig zu. Dieses seltsame Schweigen der Kolonisten gegenüber dieser einschneidenden Frage ist kaum zu begreifen. Ist der Einfluß der Väter so sehr gewachsen, getragen von der Gunst der Krone? Oder ist etwa ein plötzlicher Umschwung in der Anschauung des ganzen Volkes betreffs der Indianerfrage eingetreten? daß die schonungslose Barbarei drüben hier weitgehenden Konzessionen Thor und Thür geöffnet hätte? Nein, nichts von alledem, nicht der immerhin bedeutende Einfluß des Ordens, wie wir schon sahen, giebt uns den Schlüssel zu dem Verständnisse, nicht kirchliche oder sonst mögliche Stellungnahme des Volkes und seiner Leiter, — nein, Paraguay blieb ruhig, ja es beglückwünschte sich gewissermaßen zu dieser Errungenschaft der Väter aus reichspolitischen Gründen: nach der Trennung der beiden Mutterländer, angesichts der ausgebrochenen Feindseligkeiten mußte es die Missionsstationen und die Missionssoldaten als Vorposten gegen portugiesische Angriffe und Übergriffe ansehen, mittels welcher es möglich sein möchte, dem Länderhunger des Nachbars zu widerstehen. Und diese Kalkulation erwies sich als zutreffend.

Wie wir schon bemerkten, suchten die Väter durch erneutes Vorgehen den alten Bestand an Christen wieder zu gewinnen. Ein frischeres Eingreifen und eine Visitation des Provinzials bei den Itatinern, deren Reduktionen nur mühsam ihr Dasein fristeten, hatte wenig Erfolg, der vor Jahren stattgehabte Mamelukos-Einfall konnte immer noch nicht überwunden werden. 1640 aber entsandte Boroa 1000 auserlesene Christen und P. Paul Bennavides, Mola u. a. nach Tapé,

um noch einmal alle Schlupfwinkel nach Versteckten zu untersuchen. Nachdem sie vor ebenfalls Nachlese haltenden Paulistas zurückgewichen waren, besiegten sie einen Kaziken, der Taufe und Beschenkung mit Kommandostäben nachahmend, sich einen großen Anhang verschafft hatte und mit dämonischen Zauberkräften die Menge im Banne hielt. Sie entrissen ihm 300, fanden in Jesus Maria andere 300, lasen auf dem Rückmarsche wieder andere auf und brachten im ganzen 1200 in das Missionsgebiet zurück. Ähnliche kleinere Expeditionen nach verschiedenen Seiten hin fanden in derselben Zeit statt. Ein bedeutender Zug ward jedoch an den oberen Uruguay unternommen. Schon seit längerer Zeit hatten die Väter die dort hausenden Völkerschaften durch Wohlthaten und Geschenke zu gewinnen gesucht, die von dort kommenden Handelsleute freundlich aufgenommen, ohne jedoch bislang auch nur einen Schritt weitergekommen zu sein. Die Leute dort standen im Geruche großer Wildheit, und Niezu, der Mörder des Pater Gonzalez, hatte seinerzeit alle Welt gegen die Gesellschaft aufgestachelt. Allein 1640 bat eine von ihren Feinden hart bedrängte Partei die Väter und Christen um Hülfe. Schleunigst ließ der gerade anwesende Provinzial eine Expedition ausrüsten, er selbst beabsichtigte den Zug zu führen, weil es ihm wichtig schien, den Paulistas in dieser Gegend zuvorzukommen, entsandte jedoch auf Anraten der Väter den P. Ruier mit vier Begleitern, dort nach Kenntnisnahme der Sachlage Reduktionen zu gründen. Unter viel Beschwer gelangten sie in die Gegend, fanden jedoch entschiedenen Widerstand, in hellen Haufen stellten sich ihnen die Eingeborenen entgegen und forderten kategorisch den Rückzug, in anderem Falle werde niemand lebendig entkommen, schon sei der Wein gegoren, welchen sie über ihren Leichenhügeln trinken wollten. Erbittert über diese Unverschämtheit drangen die Christen auf die Frechen ein, schlugen sie zurück und gewannen 300 Gefangene, „qui ad oppida nostra et fidem Christi traducti aliquod solatium infelicis expeditionis fuere.“ Infolge aller dieser Bemühungen und der Arbeit an den sonst noch vorhandenen Katechumenen schloß das Jahr ab am Parana mit 6400 und am Uruguay mit 5200 Taufen.

Im Jahre 1641 zogen die von Taño signalisierten Mamelukos herauf in 300, nach anderem Berichte 900 Piroguen, 800 Mann stark mit 6000 Tupi, auch hier variieren die Zahlen. Sofort trat ihnen ein wohlgeordnetes und gerüstetes Indianerheer von 4000 Mann, darunter 300 mit Donnerbüchsen, entgegen; man bestieg mit Holzfestungen und Schießscharten versehene Kähne, und der Kampf be-

gann auf dem Mbororé, wo er in den Uruguay sich ergießt, nach anderen auf dem Acaray, auch Acaraguay, mit einem Kanonenschusse, welcher drei Piroguen der Feinde in den Grund bohrte. Um die Ufer her standen die Weiber, Kinder und Greise bei ihren Missionaren, feuerten die Streiter an, riefen zum heiligen Xaver, — und der Feind ward völlig und glänzend geschlagen. Auch der folgende Tag brachte ihm auf dem Lande, wo er sein Heil versuchte, neue, empfindliche Niederlage. In offener Feldschlacht war der Feind überwunden! Und mit diesem Siege schien ihre Macht gebrochen, sie wagten sich von nun an nicht mehr in die Nähe der Reduktionen, suchten vielmehr ihr Heil und ihren Vorteil in einem fortgesetzten Bandenkriege; aber kühn geworden, zahlten ihnen die Christen mit gleicher Münze heim. Schritt um Schritt zogen sich die Fähnlein zurück vor den entschlossenen Christenscharen, überdies geängstet, wie Techo in Erfahrung gebracht hat, auf ihren nächtlichen Lagerplätzen von schrecklichen Stimmen, Geschrei Verwundeter, Anklagen gegen die Räuber, Getöse von Waffen und Lärm der Schlacht, und langten endlich mit einem Verluste von 120 Waffenbrüdern und fast sämtlicher Tapi in Brasilien an. „Sic ostendit Xaverius, nam huic Divo victoria post Deum debetur, non tantum se Solem in Oriente oriri (?), sed et in Occidente feliciter occumbere.“ In Cordoba fand ein öffentlicher Dankgottesdienst statt! Mit Recht, denn die Tage dieser Mamelukosschlacht sind eine Geburtsstunde neuen Lebens, das Glück hatte sich vollkommen gewendet! Ein Gefühl der Sicherheit trat an die Stelle der alten, schrecklichen Furcht vor den Paulistas, in engem Kreise zusammenstehend und mit Feuerwaffen versehen begannen diese Missionsposten ihrer Macht inne zu werden; Tausende von Indianern, bis dahin schwach und zitternd, wurden nun sich ihrer Stärke bewußt; „they now sprang, like the god, into the panoply of war and might.“ Ja die Reduktionen bevölkerten sich zusehends infolge dieses Sieges, die aus Furcht Geflohenen kehrten wieder, und mancher gebunden gewesene ward seiner Bande los, wunderbar fanden lange getrennt gewesene sich wieder, Gottes Gnade waltete ersichtlich über seiner Herde, welche der grimme Wolf so manches Jahr erhascht und zerstreut hatte. Und als 1642 der Provinzial Franz Lupercio Visitation hielt, sah er den Frieden eingekehrt in den Pflanzstätten der Parana-Uruguay-Provinz, was verwüstet gewesen, war wiedergebaut, was zerrissen, geheilt, neuer Eifer erfüllte die Herzen von Hirten und Herde, eifrig war man bemüht, die Verluste zu ersetzen, und Gott bekräftigte der Väter Thun

durch mitfolgende Zeichen und wunderbare Werke der Bekehrung, sodaß in diesem Jahre etwa 3200 getauft wurden. Vielleicht ward jetzt schon San Luis über den Uruguay wieder vorgeschoben, dessen Gründungszeit Wittmann in die Jahre 1630—1650 fallen läßt. Auf Befehl des Generals schuf derselbe Provinzial in diesem Jahre die stehende Gemeindeordnung in den Reduktionen, von welcher indes weiter unten erst die Rede sein kann. — Noch einmal versuchten die Paulistas einen kühnen Zug, allein eine derbe Lektion belehrte sie, daß ihre Rolle im Lande der Missionen fürs erste völlig ausgespielt sei. —

Auch bei den Itatinern ging endlich das Werk weiter, vier Väter arbeiteten mit aller Hingabe, und der Provinzial stand nicht zurück hinter seinen Untergebenen in thätigem Eingreifen, hielt zusammen, was schon gewonnen war, und that ein Übriges hinzu; er verlegte die Reduktion St. Benedikt an einen günstigen Ort und nannte die andere noch bestehende nach der „Virgo Foiensis“, Sta. Maria da Fé. Pater Justus Vansurk gewann entfernt wohnende Heiden desselben Stammes, und eine reiche „Beute“ stand in der That in Aussicht; allein solche Erfolge, wie sie die Väter gewohnt geworden waren in ihrer Praxis am Parana und Uruguay, wurden ihnen in diesem Missionsgebiete nie zu teil.

So vergingen einige Jahre; mächtig blüheten die Reduktionen auf, ein völliges Staatswesen auf christlicher Grundlage, eine „république chrétienne“ war erwachsen, welche eingehend zu schildern dem folgenden Kapitel vorbehalten bleibt, ein Staatswesen fern von den Staaten der Menschen, welche Träger der Kultur sich nannten, ein Staatswesen mitten in den Wäldern Südamerikas, von dem ein Sagen anhob unter denen, welche es aus der Nähe geschaut hatten. Der Paulistas gedachte man nicht mehr, und das schwere Ungewitter, welches unter dem streitbaren Bischofe Cardeñas tobte, vernahm man nur aus fernem Grollen des Donners, nachhaltigen Schaden in die Ferne auszuüben war es zunächst nicht im stande. Eifrig war die Christenschar, von Liebe zu den Verlorenen beseelt, auf das Missionswerk bedacht, ihnen zuvörderst verdankten die Väter die über alles Erwarten große Zunahme der Bevölkerung, noch immer tauften sie jährlich über 2000. Fest stand auch der Einfluß und die Auctorität der Leiter, so daß es leicht gelang, einen in diesen Tagen ausbrechenden Aufstand in Sta. Maria da Fé bei den Itatinern zu dämpfen, unbeschränkt herrschte der Väter Wort. — Nun aber war endlich die Zeit gekommen, daß man weiter schauen und ganz neue Gebiete in den Kreis der Mission ziehen konnte. Verschiedene Zeichen und Wünsche wandten das Auge der Väter zunächst

nach Westen; den Paraguay mußte man gewinnen, um eine schnelle und leichte Verbindung mit Chaco und Peru herzustellen und neue Siege des Evangelii dort zu erringen. Denn nachdem der Weg zum östlichen Meere für immer abgeschnitten war, ging des Ordens Streben von Jahr zu Jahr mehr dahin, im Westen sich freie Bahn zu schaffen. Für das schwierige Werk bestimmte Lupercio den P. Petrus Romero, welcher mit noch zwei Vätern und treuen Christen 1645 den Zug antrat. Nachdem er durch das Gebiet der Payagua vorgedrungen war, fand er Ortschaften, deren Bewohner durch den Ruf der Jesuiten günstig beeinflußt dem christlichen Gesetze durchaus nicht abgeneigt waren. Dort blieb er, errichtete ein Kreuz, bezeichnete den Platz für die Reduktion der heiligen Barbara und erzählte vielen Heiden von dem Christentum und seinen Wundern, und da diese, „superstitione relicta", sich willig bezeigten zu weiterem Unterrichte, schrieb er an den Provinzial und bat um reichliche Hilfe, denn das ungeheure Gebiet zwischen Tucuman, Peru und Paraguay stehe dem Evangelio offen; entsandte seine Begleiter bis auf vier in die alten Reduktionen, damit sie das nötige Material zu regelrechter Gründung herbeischafften. Allein mitten in diesem Wirken erreichte ihn der Tod unter der Hand fern wohnender Heiden, welche vom Pater zur Bekehrung aufgefordert von abtrünnigen Itatinern aufgereizt wurden, diese Väter, die Feinde der Freiheit der Indianer in ihren Reduktionen, aus der Welt zu schaffen. Mit ihm fiel Matthäus Fernandez und ein treuer Christ. Wohl versuchte P. Vansurk Mansilla das angefangene Werk hinauszuführen bei den treu gebliebenen Sta. Barbaraleuten, welche voll tiefen Schmerzes das Unheil beweinten, welches in ihrer Abwesenheit fremde Barbaren vollbracht hatten, — allein ein Mamelukoseinfall in die Itatiner-Reduktionen erforderte alle seine Kraft, um nur die zersprengte Herde wieder zu sammeln. Nachdem aber dieses geschehen war, erkannten die Väter, daß wegen der Unsicherheit dieses Striches und um oben gedachten Plan westlichen Vordringens auszuführen, eine Versetzung der Itatiner über den Paraguay in den Kanton Caaguazu erforderlich sei; 1648 etwa fand dieselbe statt, etwa 100 Meilen im Norden Assumptions in zwei Reduktionen. Nicht lange aber bestand diese Siedelung, der Zorn des Cardeñas wußte Maßregeln zu treffen, daß nach Vertreibung der Väter die Itatiner sich zerstreuten, und ein Wiedersammeln der Zerstreuten nach Jahresfrist, nachdem der Befehl widerrufen war, ohne Frucht blieb.

Es war ein furchtbares Ringen, in welchem der Orden damals stand; kaum war der äußere Feind aus dem Felde geschlagen, als eine

Burriel, Dobrizhoffer, dieser unter dem Hinzufügen, nach Petrus Avila, Statthalter von Buenos Ayres, seien von den Paulistas in Rio von 1628—1630 60000 Sklaven verkauft. Vergleiche Balussi 2, 186. Die „erbaulichen Briefe" geben an einer Stelle den Verlust der Paraguay-Missionen auf 50000 und mehr, an einer andern auf 300000 an; dieselben Zahlen giebt Weltbott. Diesen alten Quellen folgen die neuen in ihren Angaben. Sind die für die einzelnen Reduktionen angegebenen Zahlen zutreffend, dürfte erstere Angabe der erbaulichen Briefe die größte Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen. Tausende, ja Zehntausende sind ohne Frage verloren gegangen, und die Frage, wie sollte die Zukunft sich gestalten, wie würde des Herrn Werk sich weiter entwickeln, war wohl berechtigt, und die weitere, würden die Väter das ganze, volle Vertrauen ihrer geistlichen Kinder wiedergewinnen, welches in der Not der Zeit einen so starken Stoß erlitten hatte? Ja, mit starkem Vertrauen durften sie einer segensreichen Zukunft harren, wenn sie sahen, wie trotz der schweren Not nicht wenige der Geretteten Christi Namen bekannt, 2716 Erwachsene und Kinder das Bad der Wiedergeburt begehrt hatten.

Wir stehen am Ende der furchtbaren Katastrophe, welche die Mission traf, sie hinwegfegte aus Guayra, Tapé und vom östlichen Gelände des Uruguay, den Weg zum Meere verschloß und den ganzen Bestand der Reduktionen fürs erste zusammendrängte in das Missiones-Gebiet und westlich vom Parana, in die Nähe der Centren spanischer Kolonisation. Wider Willen hatten die Väter Gebiete räumen und den eilenden Fuß ihrer Boten hemmen müssen, die weiten Kreise, welche ihr Eifer gezogen hatte, wurden bedeutend eingeengt, — allein betrachten wir dieses gewaltsame und gewiß tieftraurige Geschehnis vom missionsmethodischen Standpunkte, wägen wir Gewinn und Verlust, so kann unser Urteil nur dahin gehen, daß diese Zerstörung zur Konzentration und inneren Erstarkung dienen und ausschlagen mußte, daß nun erst eine Konsolidierung und ein Ausbau herbeigeführt werden konnte, welcher bei dem rapiden Fortgange nicht möglich gewesen wäre, auch trotz gegenteiliger Hinweise und von uns beigebrachter Lobeserhebungen aus den Augen gelassen, überhaupt nicht zu ermöglichen war, wie das Verhalten der schnell gesammelten und wenige Jahre pastorierten Haufen beim Abzuge zur Genüge beweist, gar nicht zu reden von den schrecklichen, heidnischen Zuständen, welche, wie S. 168 f. bewiesen hat, in den Reduktionen herrschten; ohne das Eingreifen der Mamelukos mußte über kurz oder lang ein Zusammenbruch der angeglich christianisierten Massen und

der Mission erfolgen! Denn je mehr das Christentum, wenn wir überhaupt bei diesen jesuitischen Missionen, von Tapé besonders, von solchem zu reden berechtigt sind, den Sieg gewonnen, das Heidentum äußerlich überwunden scheint, große Gemeinden vorhanden sind, desto größer sind die Gefahren; denn je mehr das Christentum äußerlich den Sieg gewinnt, je weniger die „Bekehrung" eine Losreißung vom Heidentum ist, je weniger Kampf sie kostet, desto mehr steht zu befürchten, daß das Christentum nicht Herzenssache wird, daß von einem Leben des Glaubens und der Heiligung nichts zu spüren. Das sind Erfahrungssätze, deren Wahrheit jedes fruchtbare Missionsfeld erweist. Gott hatte die Väter mit ihren Gemeinden in eine gar ernste Schule genommen und ihnen deutlich genug den vorhandenen schweren Schaden gezeigt, — wir werden später sehen, ob die Väter dem großen Schulherrn haben stille gehalten! Daß die Väter nur einen Ton der Klage haben um das verlorene Gebiet und die Aussicht auf weiteren Siegeslauf, wir verstehen das von rein menschlichem Standpunkte aus, nicht aber wie demütiges Beugen unter Gottes gewaltige Hand, — wenn du mich demütigest, machst du mich groß, — nicht ein Danken für die nunmehr engbegrenzten Linien ihres Wirkens läßt uns ahnen, wie sie dieser Züchtigung nicht werden geachtet haben!

Vor frechem, plötzlichem Überfalle war allerdings jetzt die Herde gesichert, vor allem hieß es nun, das Gewonnene bewahren! Eiserne Notwendigkeit zwang sie zu einem in der Missionsgeschichte einzig dastehenden Schritte. Die Väter waren ausgezogen in blutigen und furchtbaren Kampf für die Kirche sowohl, als auch für Spaniens Macht, — und sie fanden keinen Schutz jenseits der Grenzen ihrer Reduktionen, ja selbst in diesen nicht. Ruhig hatten Gouverneure, Bischöfe, diese vor allem berufenen Hüter des Gesetzes und der Rechte der Völker, zugesehen, wie Tausende von Indianern dem Untergange geweiht und weite, fruchtbare Gebiete dahin gerissen wurden, beide vom Haß gegen die Jesuiten beseelt, beide stets bereit, in ihren Machenschaften gegen sie sich die Hände zu reichen. Ordensbrüder hatten durch die Hand der Wilden beim Evangelisationswerke ihr Leben eingebüßt, und doch hielt man draußen mit seiner Sympathie zurück. Wir wissen ja, daß alle Interessen der Väter mit denen der Spanier im Widerspruch standen, daß die leidige Indianerfrage und ihre Lösung zwischen beiden stand. Uns fehlt in der That der Ausdruck, ein Verfahren zu kennzeichnen, wie es hier in Erscheinung trat. Weil es den Behörden, geistlichen und weltlichen, nicht gelang, ihre Maßnahmen in Bezug auf die Indianer, in Bezug auf die Reduktionen des Ordens durchzusetzen,

La Plata hatten. Gegen den Vertrag lieferten diesen wilden Feinden der Spanier die Portugiesen reichlich Waffen in ihren Tauschgeschäften, und 1701 bemächtigten sich in tiefstem Frieden diese Indianer der Reduktion Yapeyu oder drei Könige, beraubten und entweihten die Kirche und führten viel Vieh fort. Unter Führung eines Spaniers lieferten die erbitterten Christen den Räubern eine Schlacht, und auf beiden Seiten ward viel Blut vergossen. Von den Portugiesen kräftig unterstützt boten sie eine zweite Schlacht an, wurden aber in fünftägigem Ringen gänzlich geschlagen; was nicht fiel, geriet in Gefangenschaft. (In einem anderen Berichte der „erbaulichen Briefe", denen auch das Vorstehende entnommen, tauchen diese Indianer als Paulistas auf, welche Buenos Ayres bedrohen; in fünftägiger Schlacht hätten die Christen die bedrängte Stadt gerettet und der Missionssuperior habe für diese That ein ehrendes, königliches Dankschreiben erhalten!) Ein besonderer Haß erwuchs den Guaranichristen wegen ihrer Königstreue bei den Abiponen Chacos, und die den Strömen am nächsten gelegenen Reduktionen hatten, wie Dobrizhoffer berichtet, von diesen wilden Reitern viel zu leiden, Raub, Brand, Mord und Wegführung gefangener Christen sei an der Tagesordnung gewesen. Besonders St. Ignacio Guazu habe schwer zu leiden gehabt. Es verlor, berichtet unser Gewährsmann, fast all seinen Glanz und war dem Untergange nahe; ganz unglaublich verminderten sich in kurzer Zeit Menschen und Vieh. Alle Wache war vergebens. Einst ritten sie gar unter dem Gottesdienste in den Flecken und töteten die sich herzhaft wehrenden Christen. An einem andern Tage erbeuteten sie 4000 Ochsen und ungeheure Scharen von Pferden. Zwar zeigten sich die Patres nicht saumselig bei dieser Not, noch feige; man versperrte den Feinden alle Zugänge, indem man Palissaden errichtete und dieselben mit Musketieren besetzt hielt. Außerdem ward ein regelmäßiger Patrouillendienst eingerichtet. Aber was nützte dieses alles? Da sie hätten ausspähen und Wache halten sollen, verfuhren sie nach ihrer Weise. Wo die größte Gefahr war, glaubten sie alles sicher. Sie führten immer ihr: Uns wird kein Leid widerfahren! im Munde und schliefen wie die Ratzen. So wurden sie oft im Schlafe überfallen und erwürgt. In St. Jakob überfielen sie die Bewohner am Mariäempfängnistage und raubten und mordeten von den 5000 etwa 100 und trieben etwa 100 Pferde weg. Ebenso erging es dem Flecken Nuestra Señora da Fé. Der Pater umgab den Flecken mit einem Graben und besetzte ihn mit Musketenträgern. Trotzdem wurden 40 aus diesem Flecken und 40 aus Sta. Rosa niedergemacht, und aus der

Meierei etliche 1000 Pferde und Maultiere weggetrieben. Ein andermal ward eine Theekarawane aus Sta. Rosa weggetrieben. Gemietete spanische Reiter entließ man wieder. Manchmal indes brachten die Guarani den Feinden Schlappen bei; im allgemeinen aber konnte man die armen Leute nur bemitleiden, nicht retten, sie hätten öfter gesiegt, wenn sie nicht lieber hätten umkommen als wachen wollen. Nach alle diesem werden die Leser erstaunen, daß die Guarani zu Hause wie Hasen zaghaft sind, nachdem man von ihnen liest, daß sie in königlichen Heeren wider Portugiesen und Wilde wie Löwen gefochten haben; das kam aber daher, daß sie von spanischen Generalen angeführt wurden. Zu Hause vermögen sie gegen die Wilden wenig, weil sie sich selbst überlassen sind. Jeder thut, was ihn gut dünkt (??), sie sind unthätig, weil ihnen der Kopf fehlt. Soweit der Pater. Diese Beunruhigungen hörten erst auf, als die Mission bei den Abiponen ernstlich in Angriff genommen ward.

Wir kehren nach Assumption zurück, dem Abschlusse der Guaranimissionsgeschichte zueilend. Nach der Vertreibung des Cardeñas herrschte Ruhe in Paraguay, abgesehen von kleineren Anläufen feindseliger Indianer auf entfernten Posten und kleinen Reibereien zwischen den Machthabern; auch der Anfang des 18. Jahrhunderts glitt dahin, ohne den Frieden zu stören. Die Kolonie wuchs, den Jesuiten aber kam diese Zeit der Ruhe am besten zu statten. Mit Erfolg hatten sie, wie wir schon oben andeuteten, darauf hingewirkt, eine gewisse Kontrolle in den kolonialen Interessen und in der Civilgewalt zu erringen, während in den Missionen ihre Macht absolut war, und diese ihre Stellung hier gab jener ohne Frage nachdrücklich Gewicht. Mehr als ein Jahrhundert hatten sie auf Civilisierung und Christianisierung der Indianer zu verwenden Zeit gehabt, und das Ergebnis war, daß die Missionen einen Zustand der Vollkommenheit erreicht hatten, wie nur je unter jesuitischem Regimente erreicht werden konnte, die „christliche Republik“ war zu einer imponierenden, grund- und landesherrlichen Macht herangewachsen. Hätten sich die Väter lediglich auf ihre Missionen beschränkt, so hätten sie lange in ungestörtem Besitze derselben, da so achtunggebietende und heilsam zu fürchtende Kräfte ihnen zu Gebote standen, bleiben können, aber ebenso wie in Europa mußten sie auch hier „ihre Hände in jedem politischen Kuchen haben“ und waren nicht anders zufrieden, als wenn sie die Civilgewalt kontrollieren konnten. Darum kam endlich die Zeit herbei, da ihr Einfluß einen Stoß erhalten sollte, von dem er sich nicht wieder erholte. Denn im Grunde war die Ruhe nur eine trügerische, und die jesuitische Macht in den kolonialen Kreisen stand

nur auf schwachen Füßen, um so schwächer mit je mehr Ehrgeiz sie erstrebt war. Alte Kämpfe wurden erneuert, und die Frage der Präponderanz war nicht das geringste Motiv. Später zu gebende Erörterungen werden ihr volles Licht auf alle diese Vorgänge werfen. Das alte Feuer des Hasses, welches spanische Habsucht um die Indianer je und je entflammt hatte, glimmte fort unter der Asche, es bedurfte nur eines Mannes, es zu schüren, und in hellen Flammen loderte es auf und wuchs zum Riesenbrande, welcher das ganze spanische Staatsgebäude dieser Halbkugel und den Staatsbau der Jesuiten in Asche zu legen im stande war. Die alte spanische Begehrlichkeit, das Verlangen, die von den Jesuiten geleiteten und stets sich mehrenden, unter Königsbann direkt stehenden, ihnen, den Kolonisten, entzogenen Indianer wieder unter ihre Hand zu bringen, die reichen Siedelungen der Jesuiten selbst auszubeuten zusamt dem dort wohnenden Menschenmaterial, dessen Erzeugnisse in den spanischen Kolonialstädten lagerten und spanische Handelswege zogen, unter Handelszugeständnissen, welche der Krone abgetrotzt waren, — und das alles, alle diese Vorrechte behauptet unter Prätensionen, welche deutlich eine mit Unwillen ertragene Machtstellung verrieten, — fand ihren Vorkämpfer in dem „Juge Informateur“ Don José de Antequera y Castro, „Protecteur des Indiens de l'Audience royale de Chuquisaca“, der 1721 in Assumption einzog, um hier entstandene Unruhen zu untersuchen, und sich zum Gouverneur aufwarf. Das Verdienst dieser Indianer war bald vergessen; ob durch solche Unternehmungen der Bestand des Staates in Frage kam und der königliche Wille in den Staub getreten ward, ob das Reich Gottes zurückging, lag außer Betracht, das persönliche Interesse allein überwog. Daß die Kommende-Indianer sämtlich elend verkamen, trat zurück gegen einen ersten, kurz währenden Vorteil. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den einzelnen Phasen des politischen Kampfes, mit welchem der andere Hand in Hand ging, zu folgen, die Maßnahmen hüben und drüben zu registrieren, welche ein eigentümliches Licht werfen auf die wirren kirchlichen wie politischen Zustände in den Kolonien, — entblödete sich doch ein Teil des Klerus nicht, mit Antequera gegen die Indianer an einem Joche zu ziehen, Charlevoix 3, 69 ff., — wie auf die ohnmächtige Schwäche spanischer Verwaltung, auf die materiellen wie religiös-sittlichen Schäden, welche aus dieser Unruhe erwuchsen, auch nicht den thätigen Anteil weitläuftig zu erörtern, den die Jesuiten in Unterstützung der staatlich anerkannten Träger der gouvernementalen Gewalt hatten, — genug, Antequera, der alte Jesuitenzögling, wandte sich, durch seine

Partei gedrängt und durch die politisierenden Jesuiten gereizt gegen den Orden und seine Machtstellung im Bereiche der Kolonie in Schrift und That. Nicht zufrieden, die Jesuiten aus Assumption vertrieben, mit schändlicher List am Tebiquari mehrere hundert Indianer, welche für des Königs Sache gefochten hatten, in unehrlichem Kampfe niedergemacht und gefangen zu haben, griff er die Assumption zunächst liegenden vier Reduktionen an, um mit den dortigen Bewohnern die Maßregeln zu beginnen, welche seine Helfershelfer zu ihrem Nutzen planten. Die Reduktionsindianer aber zu Kommendeindianern herunterwürdigen hieß den Jesuiten ihre ganze Macht rauben, ihren Einfluß in der Kolonie gleich Null machen. Darum dieses Vorgehen! Die Flucht der Bewohner und ein herbeieilender Entsatz vereitelten den erhofften Erfolg, die Reduktionen kamen mit Raub und Plünderung davon. Schwer lag natürlich dieser Druck auf den Missionsprovinzen, das Schlimmste stand von den erregten Rebellen unaufhörlich zu befürchten; wir verstehen es daher, wie den Jesuiten daran liegen mußte, in jeglicher Beziehung frei zu kommen von den kirchlichen wie weltlichen Gewalten der aufrührerischen Stadt. Ein königlicher Erlaß aus dem Jahre 1727 kam dem Wunsche nach, die Parana-Reduktionen wurden wie die Uruguayprovinz unter die Jurisdiktion von Buenos-Ayres gestellt und dem Gouvernement von Assumption entzogen, — weit genug entfernt, um die alte Machtstellung unter den Eingeborenen zu behaupten und damit das Heft in der Hand zu behalten. In der That, ein gewiegtes Verfahren, würdig jesuitischer Staatsklugheit! Antequera fiel, — er starb den Tod durch den Henker 1731, — aber die Ruhe kehrte nicht ein. Die vertrieben gewesenen Jesuiten kehrten bald zurück unter großem Pompe wie grundherrliche Herren, mit ihnen der Streit! Als ein neuer Gouverneur von Peru kam statt des zuerst eingesetzten Martin Barua, verweigerte das Volk ihm die Anerkennung. Das ganze Land befand sich in einem Zustande politischer Gärung; das Volk wollte nicht mehr, daß ihm von außen Gouverneure gesandt wurden, auch war es müde jesuitischer Intriguen und Einmischungen, war es müde, Männer ferner zu tragen, welche es hatte einziehen sehen mit königlichen Ehren und höchstem kirchlichen Pompe! Das königliche Dekret Karl V. in Bezug auf das Recht eigener Wahl der Gouverneure in bestimmten Fällen hatte seine legitimen Früchte getragen, das Volk war politisch selbständig geworden. Barua begünstigte im geheimen die Pläne der Antequerapartei und der Unzufriedenen, da er aber durch offenen Widerstand nicht Gefahr laufen wollte, dankte er ab, und der Platz war erledigt. Öl ins Feuer goß

die Verurteilung des Antequera, zwei Parteien traten auf den Plan, die nach Unabhängigkeit strebenden Communeros und die königstreu gebliebenen Contrabandistas. Wild wogte der Kampf, und mitten im Kampfe sehen wir wieder den Orden stehen, hinter ihm die achtunggebietende Macht der Reduktionssoldaten. 1732 ward der Orden durch die Communeros vertrieben, und die Reduktionen waren schwer bedroht. Aber treue Wacht hielten die Fähnlein der Indianer am Tebiquari, dem Grenzflusse nach Assumption zu, und keinem Communero gelang es, den geweihten Boden zu betreten, nur zu gut wußte man, was diese Männer vermochten! Und als die königliche Ordre kam, die indianischen Christen hätten den neuen Gouverneur in sein Recht und seine Macht einzusetzen, da entboten die Jesuiten was irgend verfügbar war zuhauf! Es war in der That kein Geringes, führen unsere Quellen aus, den heimatlichen Herd aufs ungewisse zu verlassen, dem Mangel sie preiszugeben, es hieß Treue halten unter Hunger und ausgebrochener Seuche! Es waren schwere Jahre für die Väter selbst, als es Schlag auf Schlag über sie kam, eine drückende Schwüle über den Siedelungen lag, als sie die Hungernden ausziehen sahen in die Berge und Wälder, Speise zu suchen, als viele gingen auf Nimmerwiedersehen! Der Vertreter des Königs gebrauchte damals ihre Treue nicht, so zogen die Vielgeprüften der Heimat zu. Aber der Kampf ließ nicht ab, die Leidenschaften wuchsen, und nur mit dem Aufgebote alten Ansehens und getragen von der selbst wankenden Königsmacht gelang es den Jesuiten, den Bestand ihrer Provinzen aufrecht zu erhalten, denn immer wieder sah die „Junta" und ihrer Leiter Augen habgierig nach den Reduktionen herüber, und sie suchte Änderungen durchzusetzen, welche der Vernichtung gleich kamen. Mit dem Jahre 1734 wuchs die Not, Hunger und Seuche nahmen überhand in den Missionen, und wieder kam Befehl, die Grenzen stark zu besetzen; 12 000 Mann folgten dem Gebote der Väter, doch des Volks war zuviel, 9000 wurden in die Heimat entlassen! Don Bruno Zavala brachte 1735 endlich die Ruhe, das königliche Ansehen ward wiederhergestellt mit thätiger Hilfe jesuitischen Aufgebotes. Die Jesuiten kehrten mächtiger denn je nach Assumption zurück, denn ihnen verdankte die Krone die Restitution ihres Ansehens! Nun erst war man im stande, den Verlust im Missionsgebiete zu überschauen; besonders hatten die Assumption zunächst liegenden drei Reduktionen gelitten; ihr blühender Wohlstand war zurückgegangen, $^2/_3$ der Bewohner waren dahin, der Rest entbehrte des Notwendigsten. Im Verhältnisse stand es mit den übrigen Reduktionen ebenso, die schon er-

wähnten Geißeln, Hunger und Seuche, hatten ihr Werk hinreichend gethan, ganz zu schweigen von den moralischen Erschütterungen, welche die „Junta-"Unruhe gebracht hatte. Überall aber legte man Hand ans Werk, und der Schade schwand. Als dann die Guaycuru und Mokobier, durch die Schwäche des Staates gereizt, bis vor die Thore Assumptions plündernd vordrangen, griff man gern nach der Hilfe der Indianer und verdankte ihnen die Rettung. Wahrlich es hieß in sein eigenes Fleisch schneiden, diese Retter des Gemeinwesens den Fesseln der Knechtschaft überantworten!

Es würde außerhalb des Rahmens unserer Missionsgeschichte liegen, würden wir an dieser Stelle auf die Schritte näher eingehen wollen, welche der Orden beim Hofe that, um die reichlich nach Spanien geflossenen Verdächtigungen und Anklagen, — die Feinde hatten die Taktik geändert, — zu schanden zu machen, damit nicht des Königs schützende Hand sich abziehe und das Werk zerfalle; es genüge hier der Hinweis, daß infolge geschickter Verteidigungsschriften, welche zu besprechen später die Gelegenheit sich bietet, Philipp V. im Jahre 1743 ein Dekret ausgehen ließ, kraft welches jeglicher Angriff niedergeschlagen, den Vätern unbegrenztes Vertrauen entgegengebracht und ihnen ihre alten Privilegien von neuem bestätigt wurden. —

Im Jahre 1745 suchten Frost, Hagel, Heuschrecken, Dürre die Missionsgebiete heim, Hunger und Seuche im Gefolge; aber erstarkt im Glauben, in festem Vertrauen auf die Durchhilfe ihres Gottes, welche schon so manchesmal erprobt war, ertrugen die Christen diese neue Not, lieber in Gottes Hände statt in der Menschen Hände zu fallen gewillt. Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln arbeiteten auch die Väter dem Verderben entgegen, und Gott war mit ihnen und reichte jedermann dar, dessen er bedurfte, und so spurlos ging dieses Schrecknis vorüber, daß Ende 1745 87 240 Christen gezählt wurden gegen 84 046 des Jahres 1744. —

Ja, des Herrn Segen blieb auch für die Folge nicht aus, denn es gelang den Missionaren die 1697 zuerst gewonnenen, in Santa Maria da Fé gesammelten, dann entwichenen, nach langem, mühevollem Suchen 1723 wiedergefundenen, unter den Antequera-Unruhen aber mit ungemeiner Verschlagenheit wieder entwichenen Tobatiner, richtiger Itatiner, zu finden. Vergeblich hatten nach ihrer zweiten Entweichung vier Jesuiten sie 18 Monate lang unter furchtbarer Beschwer gesucht bis in die Winkel der entferntesten Wälder, ohne eine Spur zu entdecken. Endlich 1745 ward ihr Aufenthalt durch einen Zufall bekannt.

Sofort begab sich der Pater Yegros zu ihnen und fand sie nach 49tägiger Wegfahrt in den Wäldern von Tapebi, beredete sie unschwer zum Mitgehen und vereinigte sie in St. Joachim de Taruma im Jahre 1747. Infolge eines Einfalles der Guaycuru fand eine Verlegung der Reduktion an den Fluß Yu statt 1753, und dann erst blühete dieses Gemeinwesen recht auf. Neben dieser Itatiner-Mission erstand in denselben Bezirken von Taruma die Reduktion St. Stanislaus, gegründet 1749—1751, ebenfalls mit Itatinern besetzt. Wittmann nennt uns noch die Reduktion Jesus aus dem Jahre 1685, welche am oberen Parana am Rio Monday gegründet ward; nach einer anderen und wie uns dünkt sichereren Relation fand am Monday erst 1746 ein missionarisches Vorgehen und zwar unter den dort wohnenden Genoas statt, welches ebenfalls zu Gründung einer Missionsstation führte. Weitere Nachrichten stehen uns aber hierüber nicht zu Gebote. Überhaupt haben die Väter, wie aus einer Notiz in den „erbaulichen Briefen" zu ersehen ist, abgesehen von den bedeutenden Guaranimissionen, manchen Versuch im kleinen gemacht, bei denen aber mancher Arbeiter samt seinem Tagwerk verdorben und gestorben, so den Paraguay aufwärts. — Wir stehen am Ende, allein wir können nicht scheiden von der Guaranimission, ohne an der Hand eines biederen Zeugen der letzten Bemühungen*) zu gedenken, welche jesuitischer Eifer schuf, bevor ein vernichtender Schlag sie traf. Theesuchende Spanier in den Flußgebieten Empelado, Monday Mini, Nebenflüssen des Acaray, welche zum Teil das sogenannte Taruma bewässert haben müssen, — unser Gewährsmann Dobrizhoffer spricht für dieselbe Gegend von einem Landstriche Mbaeverá, — bitten die Väter, eine gewisse, ihnen gefährliche Horde in einer Reduktion für sie ungefährlich zu machen. Nach viel vergeblichem, oft entsetzlich mühseligem Suchen findet Dobrizhoffer dieselben und gewinnt den ersten Wilden der Horde, „Morgenröte", genauer „goldene Blüte des Tages" genannt, mit einem Stück Braten. Sodann macht sich der Pater an den Vater dieses Jungen, einen berühmten Kaziken. Man trifft denselben im Walde; wir treten zu ihm hin. Der gesetzteste von meinen Indianern küßte des Mannes linke Wange zum Zeichen des Friedens und gab ihm zugleich von unserer Ankunft

*) Wir übergehen als ohne jeglichen dauernden Wert die Pampasmissionen im mittleren heutigen Argentinien, die Versuche der Väter, die weiten Gebiete der heutigen Banda, damals mit Guenoas, Yaros, Charruas und Minuanes bewohnt, ihrem Einflusse zu unterstellen, um ihre Uruguay-Provinz sicher zu stellen, vgl. Dobrizhoffer 1, 163 ff.

Rechenschaft. „Gott erhalte dich, sagte er zu ihm, lieber Bruder! Wir sind hier, um euch einen freundschaftlichen Besuch zu machen, denn wir glauben, daß wir mit euch befreundet sind. Dieser Pater Priester aber, den wir begleiten, vertritt die Stelle Gottes. Er nährt, kleidet, lehrt und liebt uns zärtlich und singt uns ins Grab, wenn er unsere in weiße Leinwand gehüllte Leiche zur Erde bestattet." Schroff weist der Alte alles mit funkelnden Augen ab; aber unser Pater läßt nicht ab, ladet den Alten zum Sitzen ein, da es nicht angenehm sei, im Kote zu stehen, in dem man fast versinke, legt ihm die Absicht und Beschwer seiner Reise dar, läßt ihm, um seine Gewogenheit zu gewinnen, ein großes Stück vom Braten bringen; sowie sein Hunger gestillt war, so schien sich auch sein von Argwohn beunruhigtes Gemüt zu besänftigen. Ich wollte nichts unversucht lassen, mir zu seinem Herzen einen Weg zu bahnen, und bot ihm in dieser Absicht aus meiner Dose einen spanischen Toback an: allein er wandte sein Gesicht ab und wehrte sich mit beiden Händen dagegen, den Toback für einen bezauberten Staub haltend. Nun eröffnet ihm unser Pater seine Absicht, seine Hütte zu besuchen, aber der Alte wehrt ab mit dem Hinweise auf den sehr weiten, beschwerlichen Weg dahin; den Grund aber läßt Dobrizhoffer nicht gelten. Nun schützt der Alte seine schwachen Kräfte vor, eine so große Reise in sein Heim mitzumachen. Der Pater giebt ihm recht, auch er sei nicht recht wohl, aber man könne sich ja Zeit lassen, die Stärkeren mögen vorausgehen, und wir Abgematteten wollen ihnen nur mit langsamen Schritten nachfolgen. Der Alte weist endlich auf die große Gefahr hin, welche dem Fremden bei der Hütte seiner Genossen drohe! „Ich bekümmere mich darum wenig, entgegnete nun der Pater, solange wir dich, den Schrecken der ganzen Gegend, den seines Edelmutes und seiner großen Thaten wegen berühmten Kapitain zu unserem Freunde und Beschützer haben werden; wer soll sich unterstehen uns etwas Leides anzuthun? So lange du uns zur Seite stehest, fürchten wir nichts!" Diese Lobsprüche und das Zutrauen, das ich auf ihn zu setzen schien, gewannen mir das Herz des Greises und er wurde mir geneigt. Vereint ziehen sie dem Aufenthalt der Horde zu, und ein trefflicher Empfang wird dem Fremdlinge von seiten der Männer zu teil. Nur die Weiber fürchten sich und zittern! „Fürchtet euch nicht, liebe Schwestern, sagt darauf der älteste unserer Indianer, ihr seht hier Menschen vor euch, die von dem Blute eurer Väter abstammen. Keiner von uns will euch das geringste Leid zufügen?" Pater Dobrizhoffer bestätigt das und fügt hinzu: „Keiner von diesen hat wider euch etwas Feindseliges im

Sinn, außer mir, der ich außerordentlich blutdürstig bin. Denn, — hier machte ich ein ernsthaftes Gesicht und wispelte mit den Lippen, — ich fresse 3 oder 4 Buben auf einen Biß gleich auf der Stelle auf!" Diese drollige Drohung verwandelte ihren Schrecken in ein lautes Gelächter; es folgt sogar eine Einladung in die Hütte, welche aber unter dem Hinweise auf die vielen Flöhe abgelehnt wird, er wolle lieber sein Lager da aufschlagen, wo er alle sehen und von allen gesehen werden könne.

Noch an demselben Abend versammelt Dobrizhoffer die ganze Gemeinde, um sie mit einigen Kleinigkeiten zu beschenken. Alle saßen in der schönsten Ordnung, sittsam und still herum, so daß ich keine Menschen, sondern geschnitzte Bildsäulen vor mir zu sehen glaubte; keiner von ihnen getraute sich zu mucksen. Um sie aufmerksam zu machen, spielte ich ihnen eine Zeitlang auf der Viola d'amour zu ihrem innigsten Vergnügen vor. Nachdem ich mir auf diese Weise zu ihren Ohren und zu ihren Herzen einen Zugang eröffnet hatte, fing ich mehr im Tone eines freundschaftlichen Gespräches als einer Predigt folgendermaßen an: Es reue ihn nicht, nach so viel Beschwer hierher gekommen zu sein; er sei gekommen, sie glücklich zu machen, man möge in ihm den aufrichtigsten Freund erkennen. Es dauere ihn ihr Vergrabensein in den Wäldern, weil sie weder die Schönheit der Welt noch ihren Schöpfer kennen lernten. Wohl führten sie den Namen Gottes im Munde, das sei aber auch alles und werde so bleiben, wenn kein Priester den Unterricht über sich nehme. In eurem Leben seid ihr unglücklich und nach eurem Tode die Unglücklichsten für immer! Hier setzte ich ihnen den Inbegriff unserer Religion in möglichster Kürze und Deutlichkeit auseinander. Solange ich sprach, redete mir keiner ein, und alles hörte mir mit der möglichst großen Aufmerksamkeit zu, außer daß die Knaben, als ich des höllischen Feuers erwähnte, zuweilen zu lachen anfingen. Als ich die Heiraten unter nahen Verwandten mißbilligte (!!!) und für unzulässig erklärte, sagte der Kazike: du hast recht, Pater, solche Heiraten sind etwas Greuliches! Ich schloß daraus, daß die Wilden dergleichen blutschänderische Heiraten mehr als den Raub und Todschlag verabscheuen. Solange ich wider den Mord und Todschlag redete, sprach der Alte kein Wort, vielleicht weil sie ihm nichts Seltenes waren, während er doch die Heiraten unter Verwandten heftig tadelte, die er vielleicht bei einem anderen Volke gebräuchlich kannte. Ehe ich meine Anrede schloß, sah ich mich in der ganzen Schar meiner Zuhörer etwas aufmerksamer um und schrie dann mit der Miene des Erstaunten

aus: „In eurer zahlreichen Versammlung sehe ich leider nur wenige, die ein hohes Alter erreicht haben! Ich begreife das sehr wohl!" Und nun folgt eine anschauliche Schilderung des Lebens der Wilden voll Elend, Hunger, Not, Krankheit, Angriffe der wilden Tiere, ohne Ärzte, das alles bringe ein frühes Grab! „Wollt ihr meinen Worten nicht glauben, so traut doch euren Erfahrungen, deren ihr so viele auf eure Kosten gemacht habt! Diesen Unbequemlichkeiten sind die Indianer, eure Brüder, welche in einem Flecken beieinander wohnen und nach dem Willen Gottes und ihrer Priester leben, nicht unterworfen! Gott! wie viele Greise würdet ihr dort nicht gewahr werden? Es ist auch sehr natürlich, daß die meisten ihre Tage auf ein so hohes Alter bringen, da sie in dem Flecken so viele Hilfsmittel dieselben zu verlängern und ihren Hinscheid weiter hinauszuschieben an der Hand haben. Jede Familie hat ihr eigenes Haus, . . . . jedem wird täglich eine hinreichende Portion Rindfleisch verabreicht. Früchte und Eßwaren bringt sein Acker im Überfluß. Jährlich giebt es ein neues Kleid; Messer, Äxte und andere Werkzeuge zum Feldbau, Glaskugelschnüre und was sonst zum Putze gehört, erhalten sie meistens zum Geschenke. In der Krankheit stehen erfahrene Ärzte ihnen zur Seite, und Krankenkost wird ihnen verabreicht, und die aufsichtführenden Patres sehen darauf, daß ihnen von alledem nichts abgehe. Glaubt ihr mir nicht, so fragt meine Gefährten und Pflegebefohlenen, eure christlichen Brüder. . . . . An ihnen könnt ihr sehen ohne Zweifel, daß sie mit ihrem Lose zufrieden sind und sich vollkommen glücklich dünken. Was sie sind, könnt ihr werden! Nun prüfet alles mit möglichster Geistesanspannung, entschließt euch, ob ihr meinem Rate folgen wollt. Als Freunde und Brüder nehmen wir euch mit offenen Armen auf und verleiben euch in die Anzahl unserer Mitbürger ein! Um dieses alles habe ich diese so beschwerliche Reise unternommen!" Nachdem Pater Dobrizhoffer diese vortreffliche Missionspredigt beendigt, verteilt er seine Geschenke, erregt große Freude mit seinen Gaben, und mit dem Zeichen ihrer Gewogenheit für ihn kehren alle in ihre Hütten zurück. Nur der alte Kazike bleibt in des Paters Gesellschaft, bietet ihm ekelerregende Aschenkuchen, welche eigens für ihn von der Häuptlingsfrau waren gebacken worden. Nichtsdestoweniger lobt Pater aus Gefälligkeit die Geschicklichkeit und die besondere Freundschaft der Bäckerin, nimmt die Kuchen mit der einen Hand und giebt sie mit der andern sanft wieder, aus Furcht vor Vergiftung, hinzusetzend, daß es ihm angenehm sein würde, wenn seine Kinder diese Leckerbissen zu seinem Andenken verzehrten. Immer

zutraulicher wird der Alte, zumal Dobrizhoffer auf einem entfernten Posten einen Ochsen für diese Horde schlachten läßt, — denn die Amerikaner sind nie fröhlicher und folgsamer, als wenn ihr Magen mit Rindfleisch angepfropft ist, — außerdem aber erklärt, er sei weder Portugiese noch Spanier, und habe nur darum die weite Reise über das Meer gemacht, um die Indianer in dem göttlichen Gesetze und in den Wegen des Heils zu unterweisen; ja, der Alte geht soweit, daß er den Seinen und den christlichen Indianern erklärt, er wolle dem Pater seine Tochter zum Weibe geben. Die nunmehr folgende Auseinandersetzung über das Cölibat und die Erklärung Dobrizhoffers, trotzdem solle er an ihm einen treuesten Freund, Lehrer und Gefährten haben, führt eine abermalige Bezeugung der Zuneigung und Verwunderung herbei. Auf diesem Grunde weiterbauend erreicht unser Pater den Beschluß der Gesellschaft, hier solle eine Reduktion errichtet werden. Voll Freude hier einen trefflichen Vor- und Außenposten neuer Missionsthätigkeit errungen zu haben, kehrt die Christenschar nach St. Joachim zurück, holt die Erlaubnis des Statthalters und Provinzials, — da langt die Kunde an, der alte Roy sei um seiner Stellungnahme zur Mission willen vergiftet worden; nur 10 von der ganzen Horde sind der ganze Gewinn für das Christentum, da ein unchristlicher Spanier infolge seines schmutzigen Eigennutzes über das alles dazu beitrug, daß die Indianer plötzlich verschwanden, wohin? blieb immer ein Rätsel. Und um dieser Leute willen war unser Dobrizhoffer bei 700 Meilen in verschiedenen Reisen zu Fuß und oft mit bloßen Füßen gegangen. „Ist auch meine Mühe nicht gekrönt, so ist mir doch der göttliche Lohn gewiß!“ so schließt unser Gewährsmann den höchst interessanten Einblick, den er uns thun ließ in seine Missionsthätigkeit in Mbaeverà.

Nachdem er auf den folgenden Blättern seines Berichtes uns ein Mütterlein nebst zwei Kindern vorgeführt, welche er für St. Joachim gewonnen, unter dem Versprechen, daß den drei zahmen Wildschweinen der Familie auf der Reise kein Unfall begegnen solle, da auch ihm diese lieben Tierchen am Herzen lägen, nachdem er von dem christlichen Abscheiden dieser drei Waldbewohner ausführlich berichtet, führt er uns in die letzte Reduktion Belem, der Mutter Gottes von Bethlehem gewidmet, 1760 erbaut am Ypaneguazu, nördlich von Assumption, unter den wilden Mbayas. Es war eine Staatsmission, dergleichen uns bei der nun folgenden Missionsgeschichte des öfteren begegnen wird, und viel Freude sah Pater Sanchez nicht an seinen Pflegebefohlenen. Aber dieser letzte Platz der Tarumamission war als Außenposten wichtig genug,

ihn zu halten, wie wir bei Darstellung der Chiquitosmission sehen werden, schaute man doch außerdem von ihm aus nach den Chanas herüber, begann von hier aus bei diesen Chacoleuten vielversprechende Anfangsarbeiten, als die Ausweisung kam und alle Pläne störte!

Wir stehen am Ende der Guaranimissionsgeschichte, d. h. der missionarischen Sammlung dieses Volkes in die Reduktionen. Wir trugen zusammen, was wir irgend Wichtiges fanden, und glauben auf einige Vollständigkeit Anspruch erheben zu dürfen.

Es erübrigt schließlich noch eine übersichtliche Zustammenstellung des Reduktionsbestandes, vor allem, weil infolge der Paulistaeinfälle eine großartige Verschiebung stattgefunden hat, außerdem aber noch manche Veränderungen, Teilungen von zu bestandreichen Missionen, Versetzungen u. s. w., wie wir schon andeuteten, vorgenommen sein müssen, über welche aber, soweit wir sehen und uns nach unseren Aufzeichnungen vorliegt, in den eigentlichen Quellen besondere Berichterstattung nicht gegeben worden ist. Trotzdem aber ist, um dem geneigten Leser ein Bild des äußeren Bestandes und der geographischen Lage vorführen zu können, wie es um die Mitte des 18. Jahrhunderts sich darbot, anderweitiges, ergänzendes Quellenmaterial genügend vorhanden. Wir geben an erster Stelle das Verzeichnis der Reduktionen, wie es bei der Ausarbeitung der Geschichte sich uns ergab, jedoch mit Weglassung der Guayra-Reduktionen, welche ihres Ortes bereits zusammengestellt worden sind.

Wir sahen am Parana erstehen: San Ignacio Guazu 1610; Itapua 1616; Sta. Anna 1616, nach kurzer Zeit jesuitischer Verwaltung den Franziskanern wieder überlassen; Yaguapua 1618; Corpus Christi 1622?; Nativitas Mariä 1623?; Maria Major de Iguazu; diese zwei letzten sind 1633 weiter nach Süden in die Missionesgegend versetzt; Loretto, San Ignacio, beide 1632/33 aus Guayra versetzt. Wittmann nannte uns noch die Genoa-Reduktion Jesus am Rio Monday 1685, und die filia Sta. Rosa. —

Am Uruguay, in Caró und Tapé wurden gegründet: La Concepcion 1620; St. Nicolaus; Yapeyu oder Heilige drei Könige; St. François Xavier; Candelaria am Ibicuy 1627, bald zerstört; statt ihrer 1627 Candelaria am Piratini; Assumption oder La Cruz 1628; Allerheiligen, bald zerstört; Heilige drei Märtyrer von Japan 1629; St. François Xavier am Tobati, an Stelle des ersten Platzes gleichen Namens, der eingegangen war; Assumption 1630; St. Petrus und Paulus 1631; St. Karolus 1631; St. Michael 1632;

St. Thomas 1632; St. Joseph 1632; La Natividad 1632; Sta. Theresa 1632; Sta. Anna, St. Joachim, St. Cosmas und Damianus, Jesus Maria, Heimsuchung Mariä, St. Christophorus, diese sechs in den Jahren 1633 und 1634. Infolge des Paulistakrieges erstehen im Missionslande am Westgelände: St. Cosmas; das alte Natividad unter dem Namen St. Peter und Paul oder Apostoles; Sta. Anna, St. Joseph; St. Thomas; St. Michael; Martires; St. Nicolaus; St. Karolus. Wittmann nannte uns aus den Jahren 1630—1650 die Gründung San Luis auf der Ostseite des Uruguay, als filiae aus den Jahren 1680—1700 die auch auf die Ostseite hinausgeschobenen St. Borja, St. Lorenzo, San Juan Bautista. —

Bei den Itatinern in den Llanos de Xerez wurden gegründet: Incarnation, St. Petrus und Paulus, Angeles, St. Joseph in den Jahren 1630—1633. Nach der Zerstörung 1633 finden wir wieder St. Benedikt und Sta. Maria da Fé; von hier aus Gründung von Sta. Barbara am Paraguay 1645.

Endlich die drei Taruma-Missionen: St. Joachim 1746; San Estanislao 1749; Belem 1760. —

Neben diese Zusammenfassung unsererseits stellen wir zuvörderst die Tabelle, wie wir sie bei Dobrizhoffer fanden für das Jahr 1732; aus ihr ergiebt sich zur Genüge die Veränderung, welche eingetreten ist, sie ergänzt, worüber uns die Nachweise fehlen. Er teilt die damals bestehenden 30 Flecken ein in Parana- und Uruguay-Reduktionen und zählt zu ersteren folgende: San Ignacio Guazu, Zu unserer lieben Frau, Sta. Rosa, St. Jakob, Ytapua, Mariä Lichtmeß, St. Cosmas und Damianus, Sta. Anna, Loretto, San Ignacio Mini, Corpus, Jesus, Trinitatis, im ganzen 13. Zu letzteren gehören: St. Joseph, St. Karolus, Zu den heiligen Aposteln, Mariä Empfängnis, Maria Major, St. Xavier, Zu den heiligen Märtyrern von Japan, St. Nicolaus, St. Aloysius, St. Laurenz, St. Michael, San Juan Bautista, Zu den heiligen Engeln, St. Thomas, St. Franziscus Borgias, Zum heiligen Kreuz, Yapeyu oder Zu den heiligen drei Königen, im ganzen 17. — Abgesehen von den Taruma-Reduktionen, welche später hinzutreten, ist dieses der Bestand, welchen auch spätere Schriftsteller uns geben, jeder nach einem ihm besonders werten Gesichtspunkte. Es ist der topographische, welcher Moussy leitet, folgendermaßen die Stationen zusammenzustellen für das Jahr 1750:

Im eigentlichen Paraguay, d. h. im Norden des großen Flusses, lagen 11 Reduktionen, und zwar am rechten Ufer des

Parana: Jesus 1685, Cosmas 1634, Trinidad 1706, Itapua 1614; näher zum Tebiquari hin: Santa Maria da Fé 1592, Rosa 1698, San Ignacio Guazu 1609, Santiago 1592; im Norden der Provinz die Taruma-Missionen: St. Joachim 1746, Belem 1760, San Estanislao 1749. — Zwischen den Flüssen Parana und Uruguay, in dem großen Dreiecke, dessen westlichen Schenkel der Fluß Miriñay, der Wasserabschlag der Lagune Ibera, bildet, zählte man 15 Reduktionen: Yapeyu 1626, Candelaria 1627, La Cruz 1629, Sta. Anna 1633, St. Thomas 1632, Loretto 1555, Concepcion 1620, Corpus 1622, Apostoles 1632, San Ignacio Mini 1555, Martires del Japon 1633, St. Xavier 1629, San Carlos 1631, Sta. Maria la Mayor 1627, St. Joseph 1633. — Am linken Ufer des Uruguay 7 Reduktionen: San Borja 1690, San Angel 1706, Nicolaus 1627, San Miguel 1632, San Luis de Gonzaga 1632, San Juan 1698, San Lorenzo 1691. Diese sieben, später so bedeutungsvoll gewordenen Reduktionen sind erst nach völliger Pazifizierung des jenseitigen Uruguaygebietes dem Versprechen der Väter gemäß, welches sie in den Tagen der Auswanderung gaben, über den Strom hinausgeschoben worden. Die Zahlen frühzeitigerer Gründung bei St. Nicolaus, Miguel sind die Zahlen erster Gründung, welche wie bei diesen, so auch bei den anderen Reduktionen, von denen wir wissen, daß sie zerstört und später neu gegründet, eben bei dieser Zweitgründung festgehalten sein müssen mit den alten Namen. Es wird also durch diese hier gegebene Gründungszahl die spätere Gründung und Hinausschiebung über den Uruguay keineswegs berührt oder ein Zwiespalt herbeigeführt. Über San Luis siehe oben. Doch bleiben wir noch einen Augenblick bei den topographischen Gesichtspunkten stehen. Vergleichen wir Moussys geographische Aufstellung mit einer Karte Azaras, so finden wir, daß St. Joachim die südlichste, San Estanislao die mittlere, Belem die nördlichste der Taruma-Missionen, während Moussy Belem in die Mitte stellt. Folgende ist nach derselben Karte die geographische Lage der eigentlichen Missiones-Reduktionen: Im Süden gegenüber der Mündung des Ibicuy in den Uruguay liegt Yapeyu, dann folgen nach Norden den Uruguay aufwärts La Cruz, Thomas, Concepcion, St. Xavier; auf dem Mittelrücken zwischen Uruguay und Parana: Apostoles und Carlos, die südlichsten dieses Gebietes, St. Joseph, Sta. Maria Major, Martires zwischen den nach Norden sich erweiternden Stromschenkeln, während Candelaria, Sta. Anna, Loretto, San Ignacio Mini, Corpus an den Parana sich anlehnend von Süden

nach Norden sein Gelände einnehmen. Von den 7 östlichen Missionen lag Borja gegenüber St. Thomas als südlichste am Uruguay, während die übrigen das Stromgebiet des Rio Piratini besetzt hielten, St. Nicolaus etwa am Mittellaufe gelegen. Die Angaben Moussys über die eigentlichen Parana-Reduktionen, d. h. die zwischen diesem Strome und dem Rio Tebiquari, decken sich mit der Zeichnung Azaras. Eine jesuitische Karte vom Jahre 1732, welche in der „Sammlung der neusten Schriften u. s. w." sich findet, giebt bis auf weniges eine gleiche Lage der Reduktionen; nicht genannt ist Angeles, obwohl mit dem Reduktionszeichen ♁ der fragliche Ort versehen ist; auch Sta. Anna ist nicht genannt, vielmehr folgt auf Candelaria St. Cosmas, welches Azara-Moussy auf die rechte Paranaseite verlegen, dann ein Reduktionszeichen mit einfachem S versehen; vielleicht liegt eine Fehlstelle der Platte dieser Auslassung zu Grunde wie auch der zuerst erwähnten. Das Übrige entspricht der Zeichnung Azaras. Werners Atlas hat nicht Ytapua, ebenso nicht Sta. Anna, auch er verlegt Cosmas in das Missionsland gegen Dobrizhoffer-Azara-Moussy; auch sind merkwürdigerweise von ihm, dem Material wie einem zu Gebote stand, nicht die Tarumamissionen verzeichnet! Im übrigen stimmen seine Angaben mit dem Dargelegten. Indem wir uns vorbehalten, im nächsten Kapitel die Topographie nach Moussy als Einleitung noch etwas genauer darzulegen, wenden wir uns nun abschließend der Frage nach den Gründungsjahren zu. Die oben von mir gegebenen Gründungsjahre sind den angegebenen Quellen entnommen, dieselben weichen vielfach ab von den Zahlen Azaras und Moussys, jedoch nicht derartig, daß eine gar nicht auszugleichende Verschiedenheit konstatiert werden müßte. Unseren alten Quellen war es mehr zu thun um das, was geschah, als um klare Herausstellung und präzise Angabe der Zeiten und Jahre. Ungeheuerlich aber ist der Unterschied der Jahre der Gründung bei Loretto, San Ignacio Mini, Sta. Maria da Fé, Santiago, welche 1555 und 1592 gegründet sein sollen. Azara bemerkt dazu 2, 224, diese Stätten seien vor Ankunft der Jesuiten von Laieneroberern gegründet; zwar glaubten die Jesuiten die Gründer derselben zu sein, allein sie irrten sich, denn diese Reduktionen seien eben die gewesen, welche man ihnen vollständig gegründet übertragen habe; nur hätten die Väter die darin befindlichen Indianer an den Parana auswandern lassen, hätten sie geleitet und eingerichtet wie Eigengründungen. Washburn läßt die Enkomenderos aus diesen uralten Posten durch die Jesuiten vertrieben sein 1, 102. Alle Achtung vor den Leistungen der Herren Azara, Moussy, Washburn, hier aber

fehlen ihnen nach den genuin jesuitischen Quellen thatsächlich alle Unterlagen für ihre Behauptungen. Es sind das für uns eben solche Entstellungen wie jene, daß San Ignacio-Guazu gegründet sei mit Hilfe einer großen Zahl ausgewählter Indier, welche die Jesuiten aus der sehr alten Gemeinde Yaguaron ausgeführt und mittels mehrerer Abteilungen spanischer Truppen gezwungen hätten sich festzusetzen, um eine jesuitische Reduktion zu bilden, Azara 2, 225, 236 f. Nein, wir ziehen es vor, dem Missionsveteran Lorenzana seine Gründung zu lassen. Wir brauchen auch nicht hinzuweisen auf die inneren Gründe, welche uns dieses angebliche Verfahren als der Wahrheit widersprechend erscheinen lassen trotz der angeblichen Aktenbündel im Archive von Assumption, auf welche Azara zum Beweise sich beruft. Was Azara sonst aus diesen und anderen Aufstellungen statistischen Nachweises folgert, werden wir weiter unten bei Besprechung der Missionsmittel verwerten. Für eins sind wir jedoch diesem trefflichen Reisenden dankbar, für eine Kunde nämlich über die Wittmannschen „Ableger“-Reduktionen, oder filiae, welche wir sonst nirgend fanden. Nach ihm ist San Borja eine Kolonie von St. Thomas, St. Lorenzo von Maria Major, Sta. Rosa von Sta. Maria da Fé, San Juan von San Miguel, vgl. Sepp 2, 14 ff., Trinidad von San Carlos, Angeles von Concepcion. — Wir verlassen damit die Geschichte der Mission unter den Guarani. —

---

## Die Missionen des Westens.

Mit der Evangelisierung der Guarani allein war die Aufgabe des Ordens nicht erfüllt; westlich vom Paraguay, in Tucuman, Chaco und nordwestlich an den Cordilleras de los Chiriguanos, wie bei den Chiquitos im Santa Cruz de la Sierragebiete erwuchs ihm gesucht und ungesucht die Aufgabe der Missionierung. Die treibende Kraft, solch Riesenwerk zu gleicher Zeit mit der zuerst ergriffenen Aufgabe zu unternehmen, lag in dem Orden selbst, die Überfülle der Kraft drängte nach außen, der Erfolg schuf neuen Schaffensdrang. Wahrlich, nichts haben die Jesuiten unversucht gelassen, wo nur möglich, setzten sie alle Hebel an, festen Fuß zu fassen, unter allen Breiten Südamerikas; den Ruhm muß selbst der bitterste Neider ihnen lassen. Überall dort ist getauft worden und sind Samenkörnlein ausgestreut vom Jahre 1609 an, und kreuz und quer haben die Väter die weiten Reiche durchzogen! Nicht

minder aber gebot das Missionsinteresse, will sagen die Missionsstrategik, westwärts vorzudringen, nachdem, wie wir gesehen haben, der Weg östlich durch die Paulistas versperrt war, um die erstehenden Kulturcentren des Ostens mit denen des Westens in Peru zu verbinden. Ein so geeintes, von einem Willen geleitetes, gewaltiges Missionsgebiet mit seinen kulturellen, sittlich-religiösen und sonstigen Kräften, — wir sprechen hier lediglich aus einer jesuitischen Auffassung und Darstellung der Begriffe heraus, — stellte eine Macht dar, welche gebietend auftreten konnte im Rate der Völker und Spaniens besonders, dem ja das fragliche Gebiet unterstand. Außerdem zwang das Gebot der Selbsterhaltung den Orden zu stetigem Vorgehen! Mit dem wachsenden Erfolge, mit der größeren Ausdehnung wuchs der Einfluß, die Machtstellung, welche ohne Frage nötig war, je mächtiger die Erregung gegen ihn in Assumption ward. Wer bürgte ihm trotz Königsedikt für Festigkeit seiner Stellung in Assumption und Dependenzen? So hieß es Boden gewinnen, so weit und wo immer nur möglich! Endlich war der Orden mehr oder weniger gezwungen durch seine Stellung zu den staatlichen Mächten, im Interesse des Staates, als Staatsmission, sein Bekehrungswerk zu betreiben. Der Verlauf der Darstellung wird den Beweis erbringen. — Abgesehen von der Mission bei den Chiquitos, den Abiponen und Chiriguanos bieten die nachstehenden Ausführungen nur das notwendigste und machen auf Detailschilderung keinen Anspruch; siehe dazu die oben gegebenen Quellen.

### a) Die Guaycuru-Mission.

Im Jahre 1610/1611 unternahm der Provinzial Torres vom Parana aus diese Mission; zwei Gründe waren es, welche ihn leiteten und trieben. Sollte die Mission einerseits diese wilden Horden den Spaniern, welche manchen Waffengang mit ihnen ausgefochten, bislang vergeblich, gefügig und unterwürfig machen, so sollte andrerseits eine Etappenstraße durch die erstehenden Reduktionen von dem Paranagebiete nach Tucuman angelegt werden. Ein Blick auf die Karte belehrt uns, wie planvoll solch ein Gedanke! Noch stand die Guaranimission in ihren ersten Anfängen, von Erfolg war kaum etwas zu sagen, aber siegesgewiß schaute Torres vorwärts und erwog im Geiste, welche Frucht auf dieser Straße erwachsen könnte. Rochus Gonzalez de Santa Cruz, dem uns bekannten, ward der Auftrag; einen tüchtigeren konnte der Provinzial nicht erwählen. Leider entsprach der Arbeit nicht der Erfolg; wenn auch ein leidliches Verhältnis zwischen beiden Völkern sich gestaltete, und ob auch in Assumption ein prangendes Guaycuru-Tauffest darauf

berechnet war, den dort anwesenden Kaziken mit seinem Gefolge und damit das Volk zu gewinnen, es blieb vergebliche Liebesmühe. Gonzalez ward abberufen, Romero trat an seine Stelle, anderer Namen nicht zu gedenken. Auch fruchtete es nichts, daß durch Alfaro, den Visitator, den Guaycuru gleiche Rechte zugebilligt wurden wie den Guarani, die Wildheit und der Argwohn hielten den ausgestreuten Samen nieder. Zwar nahm Torres die 1616 gegebene Rückberufungsordre zurück, allein die Hoffnung auf Erfolg minderte sich zusehends, und die Aufgabe der Mission mußte erfolgen. Ein neuer Versuch 1620, als die Guaycuru Assumption bedenklich beunruhigten, hatte denselben Mißerfolg. Auf Andrängen der Spanier zogen etwa 1621 wiederum zwei Missionare ins Land, 1623 folgte ihnen Romero nach, welcher gern jegliche Arbeit hier aufgegeben hätte, da er die Erfolglosigkeit sah, wenn er nicht gefürchtet hätte, durch solche Maßnahmen das Mißvergnügen der Spanier zu erregen, welche von den wilden Horden sich des Schlimmsten nach Weggang der Missionare versahen. Noch 3 Jahre blieb die Mission im Lande und ließ bei ihrem Weggange alte, unversöhnliche Feinde der Spanier zurück, welche jede Gelegenheit wahrnahmen, Assumption zu beunruhigen, ja die ganze Provinz in Schrecken zu setzen! —

### b) Missionen in Tucuman und im südlichen Chaco.

Eine Staatsmission war der Versuch, die Diaguiten, ein Volk im äußersten Süden Tucumans, zu gewinnen, der 1611—1613 unternommen ward. Um 1600 hatte hier schon Romero mit Erfolg gearbeitet, die Tempel fielen, Kreuze erhoben sich auf ihren Trümmern. Als es aber hieß, die spanische Botmäßigkeit anerkennen und für spanische Staatsarbeit Werkleute stellen, erhub sich ein Aufruhr, und nur mit Mühe gelang es Romero, unter ausdrücklicher Zusicherung persönlicher Freiheit die Gemüter zu beruhigen. Allein der Boden blieb ein heißer, und mit dem Versprechen baldiger Rückkehr zogen die Väter nach Cordoba ab. Wie es scheint, ward das Versprechen nicht gehalten; erst 1611—1613 rief der Gouverneur von Tucuman infolge seiner bedrängten Lage die Jesuiten herbei. Die Pazifikation gelang wiederum unter Zusicherung persönlicher Freiheit, und ein neuer Missionsanfang ward in der That alsbald gesetzt, — dann ließ man die Stämme, abermals unter dem Versprechen baldiger Wiederkehr; wichtige Abmachungen standen bevor, denn Alfaro bereiste die Provinzen. Der Name der Diaguiten verschwindet seitdem aus der Missionsgeschichte. Wir übergehen die Gegenden, in denen einst berühmte Männer, Solano,

Barsenas, Ortegas in blindem Eifer die Predigt erschallen ließen und des Taufsakramentes walteten, und neue Aussaat versucht werden mußte, aber wieder vergeblich aus Gründen, welche wie in der Missionsarbeit selbst so in dem Auftreten der Spanier lagen! Bald hatten in jenen Tagen die Jesuiten in Tucuman den um die Alfarodekrete verlorenen Boden wiedergewonnen, ein Kolleg erstand in Cordoba, und gern ließen sie sich allewege vom Gouvernement gebrauchen, Wege zu gehen und Aufträge zu unternehmen, welche spanische Söldner ungern gingen, und an denen spanische Waffen sich vergeblich gemüht hatten. Dahin gehört neben dem schon Erwähnten die Mission der Calchaquis im nordwestlichen Tucuman in den Ausläufern der Anden. Schon 1589—1590 hatte der oben genannte Barsenas hier in spanischem Staatsinteresse gearbeitet, als die in Kommende gethanen Bergbewohner das Joch gesprengt hatten und seiner nach jesuitischen Berichten reich gesegneten Arbeit ein Ziel setzten. Von nun an beginnt ein steter Krieg der Bedrückten gegen die Bedrücker, unterbrochen durch dann und wann versuchte Missionen; 1616—1617 war ein solcher Missionsversuch ohne Frucht, auch 1620—1621. Zweifelsohne war es ein Missionserfolg, wenn auch ein höchst fraglicher und nicht aus dem Wesen der Mission herausgeborener, daß diese Indier jedesmal, wenn die Spanier ihnen auf den Fersen saßen, um Jesuiten baten und Bekehrung und Unterwerfung gelobten, um dann, wenn sie der Dränger ledig geworden, harten Herzens die Annahme des Wortes zu verweigern. Im Jahre 1632 ward endlich nach langem Kampfe Frieden geschlossen, Jesuiten waren die Vermittler; aber kaum beschworen ward der Friede gebrochen. Vergeblich versuchten die Jesuiten den Bergleuten begreiflich zu machen, daß ihre Freiheit gesichert sei, sobald sie Christen geworden, und die Spanier dahin zu bringen, Anstalt zu machen, welche ihren Versprechungen einige Gewähr verlieh; das „Servitium personale“, von dem wir alsbald ein weiteres erbringen werden, stand zwischen dem Volke und seiner Bekehrung. Erst 1641 gelang den stets wiederholten Versuchen der Jesuiten die Gründung der Reduktion St. Carolus im Calchaquithale, nachdem gouvernementsseitig die bündige Versicherung erteilt war, daß jegliche Art Unterwerfung oder Knechtschaft gänzlich ausgeschlossen sein solle. Allein 1665 finden wir, daß die Calchaqui von ihren Sitzen herstürmend bis Santa Fé vorgedrungen sind. Jesuitische Predigt war vergeblich gewesen, so treten die jesuitischen Reduktionssoldaten an ihre Stelle und vertreiben in raschem Kampfe den schrecklichen Feind. Vom Jahre 1677 an verschwindet auch dieser Name

in der Missionsgeschichte, nachdem ein letzter Versuch eines Franziskaners völlig gescheitert war.*) —

Fragen wir nach den Gründen dieser uns so ungewohnten Erfolglosigkeit jesuitischer Missionsthätigkeit, einer Erfolglosigkeit, welche auch in den weiter unten zu berührenden Gebieten vorherrscht, so steht unter den ersten das schon genannte „Servitium personale.“ Diese Gebiete waren und blieben ausgeschlossen von der Eigenart jesuitischen Missionierens, ausgeschlossen von den bedeutenden Zugeständnissen der „Conquista espiritual“, wie wir sie an den Ostgeländen des Dreistromlandes kennen gelernt haben. Nicht allen Besitz gab eben die Krone her für die Thätigkeit des Ordens, nicht alles Land stellte sie derart unter jesuitische Botmäßigkeit wie die Lande, wo die Guaranizunge redete! So mußte sich nach den Tagen Alfaros in den Gebieten Tucumans und in den südlichen Landstrichen des Gouvernements Buenos Ayres das Servitium weiter entwickeln und für die noch freien Völker einen unüberwindlichen Damm abgeben. Schon oben haben wir darüber berichtet, allein hier dürfte der Ort sein, ein Letztes über die Art der Weiterentwicklung der Indianerfrage zu geben.**) Azara ist es, der treffliche Kenner südamerikanischen Lebens, dem wir die nachfolgenden Angaben verdanken; vgl. Azara 2, 216 ff. Wie nicht anders zu erwarten war, bemerkt er, sanken die unglückseligen Yanakonas immer tiefer, natürlich, denn das Verhältnis, in welches sie gezwängt waren, war ein unsittliches von vornherein. Die von vornherein freiere Stellung der Mitayas aber habe etwa ein Jahrhundert gewährt, d. h. bis zur Errichtung der jesuitischen Reduktionen und Ausbildung des darin in die Erscheinung tretenden Systemes der Behandlung der Eingeborenen. Die weltlichen Herrn hätten alsbald dieses System nachgeahmt in den von ihnen abhängigen Kolonien, weil diese Art der Verwaltung sie zu absoluten Herren über die Arbeit der Indianer ohne Ausnahme des Alters und des Geschlechtes gemacht habe. Nur einige wenige Kolonien seien vor diesem Prozesse bewahrt geblieben. Von den genannten Mitayas-Komturen sei aber neben dieser Verwaltungs-

*) Nach Fernandez 178 und 180 müssen im Westen, den Paraguay aufwärts, jesuitische Missionsversuche, z. B. bei den Payaguas u. s. w. gemacht sein; dies zur Ergänzung einer andern dahin gehenden Notiz. Vgl. Wittmann, Herrlichkeit der Kirche u. Allgem. Gesch. d. kath. Mission, Bd. 2, zu diesen Missionsgebieten.

**) Vergl. Band 2 dieses Werkes: Die Entstehung des Gedankens der „Reduktion“ und der „république chrétienne“, ein letzter Beitrag zur „Lösung der Indianerfrage.“

St. Thomas 1632; St. Joseph 1632; La Natividad 1632; Sta. Theresa 1632; Sta. Anna, St. Joachim, St. Cosmas und Damianus, Jesus Maria, Heimsuchung Mariä, St. Christophorus, diese sechs in den Jahren 1633 und 1634. Infolge des Paulistakrieges erstehen im Missionslande am Westgelände: St. Cosmas; das alte Natividad unter dem Namen St. Peter und Paul oder Apostoles; Sta. Anna, St. Joseph; St. Thomas; St. Michael; Martires; St. Nicolaus; St. Karolus. Wittmann nannte uns aus den Jahren 1630—1650 die Gründung San Luis auf der Ostseite des Uruguay, als filiae aus den Jahren 1680—1700 die auch auf die Ostseite hinausgeschobenen St. Borja, St. Lorenzo, San Juan Bautista. —

Bei den Itatinern in den Llanos de Xerez wurden gegründet: Incarnation, St. Petrus und Paulus, Angeles, St. Joseph in den Jahren 1630—1633. Nach der Zerstörung 1633 finden wir wieder St. Benedikt und Sta. Maria da Fé; von hier aus Gründung von Sta. Barbara am Paraguay 1645.

Endlich die drei Taruma-Missionen: St. Joachim 1746; San Estanislao 1749; Belem 1760. —

Neben diese Zusammenfassung unsererseits stellen wir zuvörderst die Tabelle, wie wir sie bei Dobrizhoffer fanden für das Jahr 1732; aus ihr ergiebt sich zur Genüge die Veränderung, welche eingetreten ist, sie ergänzt, worüber uns die Nachweise fehlen. Er teilt die damals bestehenden 30 Flecken ein in Parana- und Uruguay-Reduktionen und zählt zu ersteren folgende: San Ignacio Guazu, Zu unserer lieben Frau, Sta. Rosa, St. Jakob, Ytapua, Mariä Lichtmeß, St. Cosmas und Damianus, Sta. Anna, Loretto, San Ignacio Mini, Corpus, Jesus, Trinitatis, im ganzen 13. Zu letzteren gehören: St. Joseph, St. Karolus, Zu den heiligen Aposteln, Mariä Empfängnis, Maria Major, St. Xavier, Zu den heiligen Märtyrern von Japan, St. Nicolaus, St. Aloysius, St. Laurenz, St. Michael, San Juan Bautista, Zu den heiligen Engeln, St. Thomas, St. Franziscus Borgias, Zum heiligen Kreuz, Yapeyu oder Zu den heiligen drei Königen, im ganzen 17. — Abgesehen von den Taruma-Reduktionen, welche später hinzutreten, ist dieses der Bestand, welchen auch spätere Schriftsteller uns geben, jeder nach einem ihm besonders werten Gesichtspunkte. Es ist der topographische, welcher Moussy leitet, folgendermaßen die Stationen zusammenzustellen für das Jahr 1750:

Im eigentlichen Paraguay, d. h. im Norden des großen Flusses, lagen 11 Reduktionen, und zwar am rechten Ufer des

Parana: Jesus 1685, Cosmas 1634, Trinidad 1706, Itapua 1614; näher zum Tebiquari hin: Santa Maria da Fé 1592, Rosa 1698, San Ignacio Guazu 1609, Santiago 1592; im Norden der Provinz die Taruma-Missionen: St. Joachim 1746, Belem 1760, San Estanislao 1749. — Zwischen den Flüssen Parana und Uruguay, in dem großen Dreiecke, dessen westlichen Schenkel der Fluß Miriñay, der Wasserabschlag der Lagune Ibera, bildet, zählte man 15 Reduktionen: Yapeyu 1626, Candelaria 1627, La Cruz 1629, Sta. Anna 1633, St. Thomas 1632, Loretto 1555, Concepcion 1620, Corpus 1622, Apostoles 1632, San Ignacio Mini 1555, Martires del Japon 1633, St. Xavier 1629, San Carlos 1631, Sta. Maria la Mayor 1627, St. Joseph 1633. — Am linken Ufer des Uruguay 7 Reduktionen: San Borja 1690, San Angel 1706, Nicolaus 1627, San Miguel 1632, San Luis de Gonzaga 1632, San Juan 1698, San Lorenzo 1691. Diese sieben, später so bedeutungsvoll gewordenen Reduktionen sind erst nach völliger Pazifizierung des jenseitigen Uruguaygebietes dem Versprechen der Väter gemäß, welches sie in den Tagen der Auswanderung gaben, über den Strom hinausgeschoben worden. Die Zahlen frühzeitigerer Gründung bei St. Nicolaus, Miguel sind die Zahlen erster Gründung, welche wie bei diesen, so auch bei den anderen Reduktionen, von denen wir wissen, daß sie zerstört und später neu gegründet, eben bei dieser Zweitgründung festgehalten sein müssen mit den alten Namen. Es wird also durch diese hier gegebene Gründungszahl die spätere Gründung und Hinausschiebung über den Uruguay keineswegs berührt oder ein Zwiespalt herbeigeführt. Über San Luis siehe oben. Doch bleiben wir noch einen Augenblick bei den topographischen Gesichtspunkten stehen. Vergleichen wir Moussys geographische Aufstellung mit einer Karte Azaras, so finden wir, daß St. Joachim die südlichste, San Estanislao die mittlere, Belem die nördlichste der Taruma-Missionen, während Moussy Belem in die Mitte stellt. Folgende ist nach derselben Karte die geographische Lage der eigentlichen Missiones-Reduktionen: Im Süden gegenüber der Mündung des Ibicuy in den Uruguay liegt Yapeyu, dann folgen nach Norden den Uruguay aufwärts La Cruz, Thomas, Concepcion, St. Xavier; auf dem Mittelrücken zwischen Uruguay und Parana: Apostoles und Carlos, die südlichsten dieses Gebietes, St. Joseph, Sta. Maria Major, Martires zwischen den nach Norden sich erweiternden Stromschenkeln, während Candelaria, Sta. Anna, Loretto, San Ignacio Mini, Corpus an den Parana sich anlehnend von Süden

irgend eine Unternehmung dieser Art begonnen habe, vgl. Dobrizhoffer 1, 180, 201. Nachdem im folgenden Azara gegenüber dieser unfruchtbaren Methode die Conquista eines Irala gebührend herausgestrichen, auch betont, daß die Geistlichen selbst die Zwecklosigkeit ihrer Bemühungen zu leugnen außer stande seien, daß dieselben jedoch versuchten, die Mißerfolge aus der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, oder der Feindschaft der Gouverneure und Spanier herzuleiten, geht er dazu über, die Unzulänglichkeit dieser geistlichen Mittel zu erweisen aus der Thatsache, daß die Geistlichen die Sprache der Eingeborenen nicht verständen, und daß die Sprachen der Eingeborenen nicht imstande seien, als Gefäß zu dienen für die neuen, abstrakten Ideen, welche im Christentum den betr. Eingeborenen gebracht würden. Wir verlassen damit unseren Gewährsmann, um das hinzuzufügen, was jesuitische Autoren uns überliefert haben.

Wenn Dobrizhoffer, 3, 120, schreibt: „Der Plan der Missionierung der wilden Abiponen hatte die Herstellung der Sicherheit in den spanischen Kolonien zum Endzweck, man sah aber auch zugleich den herrlichen Zuwachs vor, den das Christentum an Gläubigen dabei erhalten würde“, so ist damit allein schon die Art dieser Missionierung gerichtet, und der Mißerfolg überall garantiert, indem dem Wesen der Mission die Spitze abgebrochen! Ja, wenn nur solch trefflichem Zwecke die Mittel entsprochen hätten, welche ihn heiligen sollten! Dobrizhoffer schreibt weiter 3, 133 f.: „Der steten Kriege müde trachteten die Spanier nach Frieden; da sie aber aus Erfahrung wußten, daß man sich nur dann eine aufrichtige und dauerhafte Freundschaft von ihnen versprechen könne, wenn sie von den Jesuiten zur Menschlichkeit und Religion geführt waren, so versprachen die königlichen Unterstatthalter, den Jesuiten mit ihrem Vermögen getreulich und reichlich beizustehen. Allein die meisten hielten nur selten und mit vieler Kargheit Wort. Genug, daß die Abiponen nicht mehr raubten, indem wir sie **in den neuen Kolonien wie wilde Tiere im Stalle verschlossen hielten,** die Sorge sie zu nähren und zu kleiden ließen sie uns über. Sie glaubten, wer weiß was gethan zu haben, wenn sie in den neuen Kolonien einige Hütten von Holz und Lehm aufgeführt hatten. Wenn ihre Soldaten mit diesen in Eile aufgeworfenen Wohnungen nach wenig Tagen fertig waren, schrieben sie voll Selbstbewußtsein an den Unterkönig von Peru oder nach Madrid mehr ruhmredig als wahrhaft, daß sie neue Flecken gestiftet und eine wilde Nation zu Paaren getrieben hätten! Statt dessen wäre eine kräftige Unterstützung mit Woll- und Hornvieh, mit Gerätschaften und Äxten, mit Messern u. s. w.

mehr am Platze gewesen, damit nicht die wilden Gesellen durch den neuen Mangel zu neuen Räubereien getrieben der Kolonie den Rücken gekehrt hätten!“ Eine in der That einzige Methode, Wilde zu Menschen und Christen zu machen, sie kommentieren hieße den Eindruck abschwächen! Nach den Aufzeichnungen Pater Paukes 129 ff. war bei derartigen Missionen von der Krone den Wilden freigegeben worden, sich selbst den neuen Wohnplatz auszusuchen, damit sie nicht etwa mißvergnügt über einen ihnen angewiesenen Platz in die Wälder zurückkehrten; es war zweitens geboten, daß die Vertreter des Königs mit ihren Leuten für die erste Unterkunft der Neulinge, für die Errichtung von Kirche und Missionshaus zu sorgen hatten. Allein des öfteren müssen die Gouverneure diesen königlichen Wünschen nicht Rechnung getragen haben, was zu Streitigkeiten mit den Jesuiten führte, welche aus naheliegenden Gründen möglichste Entfernung von den spanischen Niederlassungen suchten. Dem gegenüber berichtet derselbe Gewährsmann 96 f., daß bei Anlage einer Reduktion von der spanischen Regierung nach genauer Untersuchung der Platz vorgeschrieben sei und zwar meistens in der Nähe der spanischen Städte zum Schutze gegen die Wilden. Man verfuhr, möchten wir sagen, willkürlich, etwa je nachdem die Größe der jeweiligen kolonialen Machtstellung mitsprach. Ferner seien Magazine erbaut worden zur Abwehr der Vergeudung und Not von seiten der unmäßigen Indianer und zum Unterhalte der Armen, Alten und Schwachen. (Dieses dürfte von den Guarani-Reduktionen einzig gesagt sein.) Die gelieferten Waffen sollten zur Abwehr der Indianer, aber nicht gegen die Spanier dienen, zum Teil seien sie von der Regierung wie in den Mokobier-Reduktionen ausdrücklich zu dem Zwecke gegeben. Und diese Abwehr hätten die Mokobier in 18 Jahren (des Bestandes der Reduktionen) 35mal für die Spanier geübt! Durchsuchten die Spanier allein die Wälder, bekamen sie nicht einen Feind zu sehen, waren aber meine Mokobier dabei, so fehlte es nicht an abgeschnittenen Köpfen der Wilden!! Wiederum eine treffliche Illustration zur „Conquista espiritual“ und zur Begründung des Mißerfolges solcher Mission! Lassen wir Pater Pauke, 45 ff., noch einmal zeugen! In der Nähe von Sta. Fé war eine Mokobierkolonie gegründet, um diese wilden Gesellen zu „bändigen“, unter Versprechungen von seiten der Jesuiten, — Bau eines Dorfes und schönen Hauses für den Kaziken, — und thätiger Beihilfe der Spanier, welche sich nach diesen ihren Thaten entfernten. Die Indianer, berichtet nun Pauke weiter, waren entsetzlich unmäßig im Essen,

scheuten die Arbeit, waren den Patres nicht gehorsam, sodaß diese mit Wegzug drohen mußten. Dazu kam der Eigennutz der Spanier, welche die Kolonisten an sich lockten, ihre Arbeitskraft für sehr geringen Lohn ausnutzten, so daß die Indianer schließlich den Patres erklärten, sie hätten ferner nicht Lust zu arbeiten in den Reduktionen, es sei denn, daß die Patres sie lohnten; auch sei ihnen wohlbekannt, daß das, was die Jesuiten ihnen sparsam austeilten, nicht ihnen gehöre, sondern den Indianern, sei also ihr Eigentum, und ihre guten Freunde in Sta. Fé hätten schon erklärt, daß es nicht nötig sei den Patres in allem zu gehorchen. Ein Donnerschlag für den eifrigen Pater! Der Kazike indes, der durch die Patres gewonnen war, beruhigte die Gemüter. Ein neuer Streit erhob sich, als der Kazike Cithaalin eintraf und ungeheure Forderungen von Lebensmitteln stellte, die *nicht* bewilligt werden konnten, ja drohete, sich selbst von dem Gemeingute der Mission zu nehmen und sich in Sta. Fé zu erkundigen, wie sich der Pfarrer gegen ihn zu verhalten habe! Ein Brief des Paters in die naheliegende Stadt betreffs der ungünstigen Einwirkung der Bürger auf seine Indianer brachte die gewünschte Abhilfe durch das Verbot des Verkehres zwischen beiden Gemeinden. Ein Besuch des unzufriedenen Kaziken in der Stadt brachte ihm kühlen Empfang und die Lehre, in Zukunft seinem Pater zu folgen. Sein Starrsinn war aber nicht gebrochen, er lebte nach gewohnter Weise in der Reduktion, in der bald alle Nahrungsmittel aufgezehrt waren. Indes hatte Pater Burgos gesorgt, daß er von einer anderen Mission unterstützt ward; die gehoffte Lieferung traf ein, als die Not schon groß war. Nun ließ Burgos seine Gemeinde zusammenrufen und erklärte ihr, daß die Unterstützung der Spanier aufgehört habe, der angelangte Vorrat sei von Christen, die noch kurz vorher wie sie Heiden waren, weil sie aber der Lehre der Väter gehorchten, seien sie imstande, anderen Gutes zu thun, die auch wünschten Gott kennen zu lernen. Diese Gabe werde er nach seinem Belieben an jene austeilen, die sich zur Arbeit bequemen würden, die andern möchten sich entfernen! Cithaalin zog mit 300 Indianern ab. Soweit Pauke und soviel zum Verständnisse dessen, was man „Conquista espiritual“ nannte auf Betreiben und mit Hilfe des Staates. Wenn nun unser Pater Pauke betont, gerade diese Mission sei begonnen „unter Ablehnung der vom Könige jeder Mission zu gewährenden militärischen Bedeckung“, so mag das in diesem Falle stattgefunden haben, sonst fehlte

der Missionssoldat für eine kurze Zeit, wie auch für längere Zeit nicht, wie die Chacomission uns beweist, indem gerade bei ihr öfters von militärischen Posten in Verbindung mit Reduktionen und sonstiger militärischer Hilfe die Rede sein wird. Vgl. Dobrizhoffer 3, 425 f. Nach Dobrizhoffer geleitete eine Eskorte die ausziehenden Väter. Es dient dieses zur Ergänzung des Azaraberichtes. Wenn dieser Autor aber behauptet, ein Reduktionsantrag sei nicht einmal abgelehnt, so dürfte das der Wahrheit nicht entsprechen, die grimme Feindschaft der Chacoleute ist allein schon Beweis genug; diese Feindschaft machte die meisten Annäherungsversuche illusorisch, kamen sie auch unter diesem Gewande. Ohne Frage verallgemeinert Azara das geistliche Conquista-Verfahren, wir meinen jedoch, daß es sonderlich die Jesuiten gewesen sind, welche ihm Erfolge abzuringen versuchten. Und das müssen wir ohne Frage diesen Vätern lassen, konnte auch kein unglückseligeres System ausgesonnen und in Wirklichkeit umgesetzt werden, war es imstande, wie wir sehen werden, ihnen ihren geistlichen habitus zu verkümmern, zu rauben, sie haben gethan, was sie konnten, und das wenige, was sie erreicht haben, haben sie ohne Zweifel der von Pauke zuletzt erwähnten Selbsthilfe zu verdanken gehabt. Nicht minder aber den Erfahrungen, welche sie unter den Guarani gemacht hatten, sowie ihren Bemühungen, der Sprachschwierigkeiten Herr zu werden und in ihrer Weise zu missionieren und an der Bekehrung der Völker zu arbeiten; von „Essen und Schlafen" allein ist bei den Jesuiten niemals die Rede, und was Azara über den Punkt sagt, trifft für sie nicht zu. Ihre Arbeit scheiterte an dem Systeme, an der Wildheit der Stämme und dem Servitium personale der spanischen Kolonisten. Daß aber die Väter mitzogen an diesem Joche dieser so gestalteten Staatsmission und falsche Stützen suchten, das war ein Verschulden, welches ihnen nicht genommen werden kann! Indem wir darauf verweisen, daß die Darstellung besonders der Mission unter den Abiponen noch interessante Streiflichter auf diese „Conquista" werfen wird, nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf.

Zur Charakterisierung der Missionsthätigkeit in Tucuman freilich dürfte das oben Gegebene genügen, und wir versagen es uns, ausführlicher die Geschichte dieser Mission darzulegen, auch über die Chacomission eilen wir nur skizzierend hinweg; wollten wir dem Gange der Geschichte genau folgen, wie wir vermocht hätten, würde uns die Darstellung zwingen, eingehend auch der militärischen Maßnahmen, der Kriege und Revolten zu gedenken, eingehend die spanische Kulturarbeit

in Chaco und seinen Grenzen zu erörtern. Es würde das den Rahmen unserer Missionsgeschichte weit überschreiten. Ein Interesse liegt nur nach zwei Seiten hin vor, die Art dieser Mission kennen gelernt und die vergeblichen Versuche registriert zu haben. Vorstehendes soll jedoch keine Anwendung finden auf die Mokobier und Abiponen, deren wir ausführlicher gedenken müssen. Charlevoix und Techo verfolgen annalenmäßig in den oben angeführten Kapiteln den Gang der Geschichte; wir begnügen uns nach andern kürzeren Quellen das Wichtigste hier herzusetzen. — Es ist das südliche Chaco, um welches es sich handelt in diesem Abschnitte, zwischen Rio Salado und Bermejo, ein Gebiet in Dreieckform von 10 000 □Meilen. Nach vergeblichen Versuchen, der Wilden Herr zu werden, beginnt seit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine Kolonisation des Südens von Tucuman aus mit Hilfe der Jesuiten. Ledesma gründete im Thal San Francisco, einem Zuflusse des Bermejo, zwei Missionen 1623, und 1635 erstand San José de Petacas am Rio Salado, von Jesuiten geleitet; aber die Schwäche der Spanier vereitelte auch diese Versuche. 1637 drangen die PP. Gaspar Ossorius und Antonius Riparius vor, aber beide errangen die Märtyrerkrone, erschienen ihren Mördern und mahnten sie, andere Missionare zu rufen; 1653 machten die PP. Ignatius de Medina und Andreas de Lujan einen neuen Versuch, mußten aber fliehen. Eigentlich bestand fortdauernd ein Grenzkrieg, aber aus diesen chronischen Wehen der Chacounruhen treten uns zu bestimmten Zeiten akute Erscheinungen entgegen, sei es daß die Spanier einen Vorstoß wagen, sei es, daß die Eingeborenen sengend und mordend zerstören, was spanische Thätigkeit errichtet hatte. Und ungeheure Anstrengungen müssen die ersteren gemacht haben, wenn wir z. B. Dobrizhoffer berichten hören von 73 Flecken, die sie errichtet in Chaco allein; aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Nicht minder thätig waren die Jesuiten, denn eine ganze Reihe von Chaco-Namen ist es, welche derselbe Autor aufzählt, denen der Orden seine Predigt gebracht; aber auch hier sind es nur kurze Lichtpunkte, welche aus Chacos Dunkel hervorbrechen. So ward 1673 mit Staatshilfe die Reduktion St. Xaver bei Esteco gegründet, allein die Forderung der Zinsbarkeit unter die Spanier zerstreute die gesammelte Menge. Mit dem Jahre 1675 beginnt endlich ein energischer Vorstoßkrieg gegen die Raubzüge der Chacoleute, indes ohne Erfolg, wenn wir absehen von den zwei Reduktionen: San Ignacio, in der Nähe des Fortes Ledesma gegründet 1685, und Fort und Mission San Simon bei den Ojatas, gegründet in demselben Jahre,

denn die Hauptfeinde, die Mokobier und Tobas, standen unbezwungen da, nachdem zwei Priester von ihnen waren erschlagen worden, und ein viertel Jahrhundert verging unter blutigen Kriegen. Um alle dem ein Ende zu machen, beschloß man mit allem Ernste, den alten Weg Ledesmas zu betreten, Forts an den Grenzen zu erbauen von Tucuman aus, in der zwiefachen Absicht, die Räuber zurückzuhalten und die etwa zugänglichen Stämme von hier aus zu civilisieren. 1707 drang Stephan Urizar vor, zwang die Luler und Ojata zur Anerkennung der Missionsthätigkeit und gründete außer zwei Forts unter P. Machoni bei den Lulern die Reduktion St. Stephanus und die Reduktion Balbuena am Juramento, welche 1711 zerstört in Miraflores 1752 erst stärker wiedererstand. Unter großen Schwierigkeiten hielt sich St. Stephan, 1721 zerstörte eine Blatternepidemie die mählich wachsende Reduktion, Tobas und Mokobier droheten Verderben, nachdem die zwei spanischen Wachtposten in dieser Gegend verlassen waren. Noch ein anderes Miraflores, San Esteban de Miraflores, erstand 1711 am Rio Salado bei den Omoampas, welches 1751 als wiedergebaut genannt wird. Allein auch dieser von verschiedenen Seiten und mit ganzer Kraft versuchte Vorstoß mißlang, ungerechnet die geringen, aufgezählten Erfolge, denn von spanischer Übermacht gedrängt zogen sich die Reiterhorden in die undurchdringlichen Wälder zurück, und von 1727—1740 durchtobt ein neuer Aufstand die Grenzen. Trotzdem unterließen die Jesuiten ihre Versuche nicht, wie von Norden her, wie seinerzeit gezeigt werden wird, so suchte man vom Süden, Etappen und Routen zu gewinnen. In zäher Ausdauer ward die Kolonisation des San Franciscothales erreicht und die Besetzung des südlichen Ufers des Juramento, und dieses führte allmählich zu einer festen nördlichen Grenzlinie und zu einer „arrête momentané dans les incursions des Indiens.“ Mehr denn anderswo gingen hier, wie ausdrücklich betont wird, z. B. Fernandez 441, geistliche und weltliche Gewalt Hand in Hand. — Wir setzen zur Vervollständigung unserer Angaben die Namen der Gründungen her; neben den gleich zu besprechenden Abiponen- und Mokobier-Reduktionen dienten den angegeben Zwecken die Staatsmission Cayasta 1749, das Fort und die Mission Pitos am Salado 1750, San Juan Bautista de Balbuena, Fort und Mission 1751, Fort und Mission de Ortega 1763 am Salado, Fort und Mission Macapillo 1763. Das eigentliche Chaco aber blieb unberührt, die Stämme am Pilkomajo und Vermejo bewahrten ihre Unabhängigkeit, und in den Umwälzungen am Anfange unseres Jahrhunderts ward den Indianern völlig freie

Hand zum alten Werk der Zerstörung und zu Thaten des Hasses, von denen noch im Jahre 1890 die Niedermetzelung einer Chaco-Expedition beredtes Zeugnis abgelegt hat. — Leider ist die Missionskarte Werners so unzureichend wie nur möglich, so daß eine geographische Bestimmung der angeführten Reduktionen nicht erbracht werden kann! —

---

Zwei Völker Chacos dürfen wir nicht, wie wir schon oben andeuteten, im Vorbeigehen nur nennen: die Abiponen und Mokobier, allein schon um der Männer willen, welche Arbeiter unter ihnen, uns einen tiefen Einblick gewähren in die Missionsarbeit des Ordens, wenngleich das erarbeitete Resultat nur ein minimales und kurzdauerndes war. Die Abiponen wohnten im östlichen Teile des südlichen Chaco, und gerade bei ihnen zu missionieren faßte die geistliche und weltliche Gewalt Tucumans den Entschluß, um von hier aus wenn möglich in Chaco einzudringen, da die Grenzvölker durch die steten Kriege erregt Vorstöße stets vereitelten. Ein Solano, später Barsenas und Aguasco hatten hier schon gearbeitet, aber wie bekannt ohne Erfolg. Im Jahre 1641 langten zwei Väter, Pastor und Gaspar Cerqueyra, bei den Abiponen an. Hören wir zuerst nach P. Charlevoix den Anfang und Fortgang dieser Mission, um dann den eigentlichen Zeugen reden zu lassen, P. Dobrizhoffer, in seiner biederen Weise. [Selbstverständlich ist erstere Darstellung verkürzt gegeben, allein der Vergleich beider ist ein interessanter Beleg zu römischer Art der Geschichtsschreibung.] Kühn tritt Cerqueyra, der Sprache mächtig, den wilden Reitern entgegen, entwaffnet sie durch sein nie gesehenes, mutiges Vorgehen, der Mann ohne Waffen, ohne kriegerisches Gefolge, der freudig dem Tode in die Augen zu schauen bekennt, der aber ein Gut bringe, dessen Verlust sie ewig gereue! Im Triumph führt die Kavalkade die Fremdlinge in die nächste Niederlassung und erquickt sie mit frugalem Mahle. Am folgenden Tage errichten die Väter ein Kreuz, lesen die Messe und sehen mit Freuden, wie die wilden Gesellen mit Weibern und Kindern einer pathetischen Ansprache gespannt lauschen und wie dann alle das Knie beugen vor dem Zeichen des Heiles! Vielverheißend war solcher Anfang, aber noch hatte der Häuptling sein zustimmendes Wort nicht gesprochen. Als er kam, bezeugte auch er nicht geringe Freude, stimmte auch dem Plane einer Reduktionsgründung zu, nahm die Väter mit in sein Dorf, und bat um weitere Erörterung und Darlegung der Einrichtungen und Absichten, welche die Boten hegten. Sobald die Väter geendet, erklärte

der Mann, es sei zwar gut, die Kinder zu taufen, aber keineswegs könne er es zulassen, daß sie täglich morgens und abends die Kirche besuchten, wie das die Guarani müßten, das führe lediglich zu einem Faulenzerleben und mache untüchtig zum Kriege. Mit Erfolg gelang es P. Pastor, dem Manne das Gegenteil zu beweisen, aber er bedang sich aus, daß seine Abiponen stets bewaffnet das Gotteshaus besuchten, und daß die Peitschenstrafe verpönt bliebe, welche ja bei den Guaranis eine Rolle spiele. Beides gestand der Pater zu, mit dem Vorbehalte jedoch, darauf wieder zurückzukommen, sobald das Christentum in den Herzen tiefere Wurzel geschlagen haben würde. Eine Forderung betreffs Begräbnis ihrer Toten kam nicht zum Austrage, Pastor hoffte auch da durchzudringen mit der Zeit. Aus irgend einem Grunde verließ Cerqueyra bald die Niederlassung, eine kurze Zeit arbeitete Pastor allein, dann verließ auch er die Abiponen, nachdem die ihm gesetzte Zeit abgelaufen war. Eine Weiterarbeit zu veranlassen gelang ihnen nicht, die eigentliche Paraguayarbeit absorbierte alle Kräfte. Die Abiponen blieben erbitterte Feinde der Spanier, Sta. Fé, Corrientes, Cordoba wußten aus den Jahren 1735 und folgenden manch traurig Liedlein davon zu singen. Auch die jesuitischen Guarani-Reduktionen sind ihren schnellen Rossen, wie wir hörten, erreichbar gewesen. — Wir geben nun dem Abbé Dobrizhoffer das Wort, 3, 124 ff., um uns von ihm über diese Chaco-Staats- und Mußmission ausführlich berichten zu lassen.

Nach unendlichen Mühen durch schwer zugängliche Wälder, Wasser, Morast langte die Mission bei den Abiponen an. Pater Cerqueira, Genosse des Pater Pastor, überwindet durch freundliches Zureden den ersten Ansturm und berichtet den Männern sogleich, noch ein zweiter Pater mit Begleitern sei nicht fern, dieser habe Scheren, Angeln und Glaskugeln in Menge bei sich und würde damit alle, die sich zum Christentum **bequemten** (!), reichlich beschenken. Die Verheißung der Geschenke wirkte derart, daß der Kazike den Pater gleich holen ließ; sobald er anlangte, ward er von der ganzen Horde mit öffentlichen Freudenbezeugungen empfangen und der große Pater genannt. Nachdem darauf unser Pater die Gründe seines Kommens den Leuten auseinander gesetzt hatte, verteilte er seine Geschenke, genoß trotz großen Ekels von den dargereichten Speisen, pflanzte am folgenden Tage ein großes Kreuz in die Erde und weihete sie dadurch dem göttlichen Heilande. In seinem Gezelt las er Messe und führte dann einen Haufen Abiponen wie in einem Bittgange herum und lehrte sie zugleich, vor dem hochheiligen Holz andächtig niederzuknieen: aber was am meisten

bewundert zu werden verdient, die Wilden leisteten ihm sogleich Folge, als welche ihm bei seiner Anrede an sie, in der er ihnen die Ursachen seiner Ankunft und die Hauptlehren des Christentums auseinander setzte, mit lehrbegierigen Ohren und Herzen zuhörten. Besonders fühlte sich der vornehme Kazike von den Worten des Paters angezogen, führte sie zu seinem Wohnplatze, woselbst Freudenbezeugungen die Fremdlinge empfingen, und begierig wurden dieselben angehört bei ihren Auseinandersetzungen über christliche Lehre und Wandel, und viele Abiponen strömten von allen Seiten herzu. Vorzüglich aber gaben sich die Patres Mühe, die Gunst der Kaziken zu gewinnen und in ihnen das Verlangen nach dem christlichen Unterrichte zu entflammen; denn sobald diese sich nach demselbigen fügen, so wird man auch das gemeine Volk ganz gelehrig finden, nach dem Beispiele der Vornehmen richtet sich die Gemeinde fast durchgängig. Der erste Kazike erlaubte also den Patres, ihre Religion unter dem Volke zu verbreiten, sie sollten eine Kapelle bauen, die Jugend taufen und unterrichten, aber mit dem Bedingnis, daß die Knaben vor- und nachmittags mit Beten und Unterricht nicht zu lange aufgehalten würden, damit nicht ihr kriegerisches Feuer und ihre Behendigkeit mit den Waffen umzugehen durch das lange Sitzen und den Müßiggang verloren gingen. Als die Väter diesen Einfluß der Religionsübungen leugneten, bat der Kazike namens der übrigen, sie möchten doch wenigstens dieses erlauben, daß ihre Knaben immer Bogen und Pfeile bei sich tragen möchten und zwar auch wenn sie den christlichen Religionsübungen beiwohnten, damit sie, wenn sie auch Christen würden, ihrer kriegerischen Bestimmung nie vergäßen. Diese Bitte ward gewährt, da sie den Gesetzen und Gebräuchen des Christentums nicht zuwiderlief, denn wer weiß nicht, daß auch andere christliche Nationen mit Degen und Säbeln dem Gottesdienste beiwohnen. Doch erinnerten sie die Väter von Zeit zu Zeit, daß sie ihren wilden Gebräuchen bei den Begräbnissen und Wahrsagereien, weil sie noch Überbleibsel ihres alten Aberglaubens wären, entsagen möchten. Nachdem man beiderseits die Bedingungen angenommen hatte, errichtete man daselbst mit vielem Gepränge ein Kreuz. Täglicher Unterricht in den Glaubenswahrheiten fand statt, und die abergläubischen Meinungen der Wilden wurden wankend gemacht, alle aber mittels gelegentlicher Ermahnungen vor den Betrügereien ihrer Zauberer gewarnt, welche dem Christentum und der Lehre der Patres mit allen Kräften sich widersetzten. Pater Pastor sah einst eine alte Zauberin beinahe schon mit dem Tode ringen; er wollte sie daher

nach vorgängiger Vorbereitung taufen, aber umsonst waren alle seine Bemühungen. Der gute Pater konnte durch keine Bitte etwas bei ihr ausrichten, er mochte ihr ewige Himmelsfreuden verheißen, oder Höllenqualen und Marter des Satans ihr androhen. „Ich habe den Teufel nicht zu fürchten, antwortete sie lächelnd, nachdem ich so viele Jahre hindurch mit ihm einen vertrauten Umgang gepflogen habe." Andere, Klügere glaubten aber dennoch lieber den Vätern und fingen an, öffentlich auf die Worte und Künste der Zauberer Mißtrauen zu setzen. Kurz, durch ihre alle Tage ununterbrochen fortgesetzte Arbeit brachten sie es endlich dahin, daß man nach wenigen Wochen unter diesen Wilden nicht ohne einige Herzenswollust eine Art von Christentum!! wie aus dem Unkraute hervorsprossen sah. Sie legten ihre Wildheit ab und gaben in ihren Reden und Handlungen unzweideutige Beweise einer höheren Kultur!! von sich.

Pastor baute nun eine einfache Kapelle, arbeitete in der wenigen Zeit, die er dort war, ein abiponisches Wörterbuch aus. Allein um dringender Ordensangelegenheiten willen ward auch er abberufen, nachdem Cerequeira schon fort war, und so erstickte die Hoffnung der Abiponen in ihrem Keime. Es waren zur Zeit zu wenig Missionare in Südamerika, so daß man nur die schon vorhandenen Kolonien zu halten suchte. Das Verbot der spanischen Krone, daß keine Ausländer in der Paraguaymission sein durften, hinderte dann ein ganzes Jahrhundert die Arbeiten bei diesen wilden Völkern zum großen Schaden der Spanier. Infolge der steten Kriege aber nahm die Wildheit der Völker dermaßen zu, daß sie die Freundschaft der Spanier sowohl wie die Taufe stets ausschlugen, obwohl die Patres keinen Versuch, sie zahm zu machen, unbenutzt ließen. Die Maßregel des spanischen Hofes ward durch Philipp V. 1743 wieder aufgehoben und gestattet, daß der vierte Teil der Missionare Deutsche sein könnten.

Wie Dobrizhoffer nun weiter berichtet, gewannen die in der Mokobierkolonie St. Xaver verkehrenden Abiponen das neue Leben lieb und wünschten auch von den Spaniern die Anlage einer Kolonie. Die Sache zerschlug sich aber, weil die Spanier einen ungünstigen Ort für den Flecken ausersehen hatten. Endlich trat die Stadt Cordoba, des langen Streites müde, durch Vermittlung des Pater Rektor Hervegoso in Unterhandlung mit den Abiponen und dem königlichen Statthalter. Der Volksstamm der Rühakes erklärte sich bereit, sich der Obsorge der Jesuiten anzuvertrauen, doch unter der Bedingung, daß zwar ihre jungen Leute in den Religionssachen unterrichtet, die Erwachsenen aber

selber zu lernen von niemand gezwungen werden sollten. Uns, die wir bereits ergraut sind, sollen sie nach unserer Art denken und leben lassen. Denn in Wahrheit wir mögen unsere Köpfe nicht mehr mit Lernen zerbrechen. Der Statthalter willigte gern in diese unvorteilhafte Bedingung, teils weil er den Vätern zutraute, daß sie alle Abiponen ohne Unterschied des Alters zur Anhörung und Befolgung des göttlichen Wortes vermögen würden, teils weil er glaubte, daß man den Frieden nie zu teuer kaufen könne und allemal mit beiden Händen ergreifen müsse!

Der Ort der Niederlassung lag am Arroyo del Rey, 70 Meilen von Sta. Fé entfernt, fruchtbar, wald- und wildreich, mit trefflichen Viehweiden, an der Mündung genannten Flusses in den Paraguay-Parana, trefflich geschützt durch schweren Flußübergang. Die Wilden selbst hatten so gewählt, von Mißtrauen getrieben. Die Patres Cardiel und Navalon machten sich nun an Errichtung der Kolonie St. Hieronymus, zu welcher aber die Cordobenser trotz ihrer Versprechen möglichst wenig thaten, so daß die Patres allein für alles zu sorgen hatten; die später ihnen auf inständiges Bitten gewährleistete Subvention aus dem königlichen Schatze reichte auch nicht hin. Mit dem Statthalter und seinen Soldaten ward 1748 der Grund gelegt; letztere erbauten die nötigen Hütten, aber ungemein mangelhaft, die Abiponen wohnten unter ihren Zelten. Um den Hof des Jesuitenhauses war ein Palissadenzaun angelegt als Schutzwehr gegen feindliche Angriffe und als Zufluchtsort für die Kinder und das schwache Geschlecht. Neruigini und Ychoalay waren die Kaziken der 300 Köpfe zählenden Kolonie. Noch andere kamen aus Neugierde herzu, um der Fütterung, Kleidung und Geschenke willen, nicht um sich belehren zu lassen. So mochte einige Zeit vergangen sein, als dem Pater Cardiel P. Brigniel folgte. Dieser berief alsbald einen Reichs- oder Landtag aller Kaziken der Abiponen nach St. Hieronymus, auf dem die Frage erörtert wurde, ob die Abiponen den von den Spaniern angebotenen Frieden annehmen oder verweigern sollten. Die Meinungen waren sehr geteilt, da die Abiponen durch den Frieden nicht alle ihre Kriegstüchtigkeit einbüßen wollten; man wollte daher einige Landschaften vom Friedensschlusse ausnehmen. Mit sehr triftigen Gründen widersprach Ychoalay diesem unsinnigen Plane, seine Rede schlug durch, der Friede ward in der That geschlossen und die ersten Kaziken zu Markgrafen über spanisches Gebiet zum Schutze desselben gesetzt. Bedingung war Auswechselung der Gefangenen. Viele aber blieben dennoch bei den Abi-

ponen zurück, in St. Hieronymus 47, Scheusale von Menschen, Geißeln der Väter und eine Pest der neuen Kolonie, welche die Ausbreitung des Christentums hinderten, Schandthaten auf Schandthaten, Betrügerei auf Betrügerei häuften. Ebenso thaten auch die bei den Spaniern gefangen gewesenen Abiponen. Der Friede währte nicht lange, einige aus dem Stamm der Nakaiketergehes überfielen die Gegend von Assumption, Ychoalay wollte sie strafen, ward aber unrühmlich aus dem Feld geschlagen, und aus diesem Anlasse entstand ein 20jähriger Krieg zwischen jenen Horden und den Rükahes, der den neuen Flecken oft teuer zu stehen kam. —

So sehr der eigentliche Kazike von St. Hieronymus als Trunkenbold und Weibermann den Fortschritten des Christentums entgegen war, so sehr, daß erst nach seinem Tode sich keiner der Taufe weigerte, in eben dem Maße leistete Ychoalay den Bemühungen der Patres Vorschub in aller Weise durch das Übergewicht seines Verstandes und seines bedeutenden Kriegsansehens. Freilich machte er selbst keine Anstalten trotz aller Vermahnung, dem Unterrichte beizuwohnen, schob stets seine kriegerischen Gedanken und anderes vor, bis das erledigt war; dann aber zeigte er sich in allen Stücken, im Gottesdienst, Unterricht, Gebetsübung sehr eifrig. Während der Predigt nickte oder rief er dem Pater Beifall zu. Daß sich die von Schlangen gestochenen oder tödlich Kranken taufen und nach ihrem Tode nach römischem Brauch in ein geweihtes Erdreich legen ließen, brachten die Väter bei den meisten auch nur durch den Beistand und Vorschub Ychoalays zuwege, denn die Taufe fürchteten sie als etwas Tödliches ärger noch als den Tod und wiesen die Väter oft mit vielen Drohungen zurück. Er half den Vätern wachen, wenn besonders die Weiber ihre Kinder an den alten Begräbnisorten ihres Volkes bestatten wollten, brachte auch wohl mit Gewalt solche Leichen zurück. Unglaublich ist die Zahl derer, welche ihre Taufe, die Ehre ordentlich begraben zu sein und folglich den Himmel selbst den Bemühungen des Ychoalay schuldig sind. Auf sein Zureden empfingen nach dem Tode des antichristlichen Kaziken alle Knaben und Mädchen die Taufe, und diese Bereitwilligkeit brachte er mehr durch sein Beispiel als durch sein Zureden zuwege, indem er so mit seinen eigenen Kindern verfahren ließ. Da er einst einen neuen Streifzug beschlossen hatte, von dem ihn Pater Brigniel nicht abhalten konnte, noch auch durfte, riet dieser allen Abiponen einige Male, daß sie sich vor dem Zuge taufen ließen; und wirklich folgten die der Empfahung dieses Gnadenmittels Würdigen

seinem Rate, er selbst aber ließ sich nicht taufen in der vermessenen Voraussetzung, er werde nicht umkommen. Trotzdem er für Empfang der Taufe durchaus tauglich war, schob er sie zu unserer Verwunderung stets hinaus. Alle Hindernisse, wegen welcher wir viele andere zeitweilig von der Taufe ausschließen mußten: Trunkenheit, Vielweiberei, Raubbegierde, nicht genügende Kenntnisse, waren bei ihm nicht vorhanden. Er führte einen unsträflichen Lebenswandel und wußte die Religionslehren auswendig wie seinen Namen. In Viehzucht und Feldbau war er unermüdet. Er schob die Taufe vielmehr auf wegen seines Zwistes mit seinem Nebenbuhler. Endlich bat er um Erteilung derselben, als gerade der Statthalter im Flecken zugegen war; dieser aber befahl ihm, mit seinem Vorhaben noch etwas inne zu halten, weil er gewünscht hatte, daß diese Ceremonie an ihm mit aller Pracht in Sta. Fé vollzogen würde!! Die Verzögerung und abschlägige Antwort des Statthalters nahm er aber so übel auf, daß man ihn erst nach einigen Jahren dahin bringen konnte, daß er dort unter Pracht und Andrang sich taufen ließ. — Wie sehr er sich des Wohlstandes des Fleckens angenommen hat, übersteigt allen Glauben. In jeglicher Weise schützte er vor allem die Väter gegen jede Unbill, dieselben wären nicht am Leben geblieben ohne ihn. Herannahende Feinde kundschaftete er stets aus, den geplanten Meuchelmord und die Beraubung der Väter in Concepcion durch die Einwohner des Fleckens selbst vereitelte er durch seine Kühnheit und Wachsamkeit. Er haßte alle Pracht und kleidete sich einfach wie seine Indianer, erst dann wollte er sich spanisch kleiden, sobald ihm sein Ackerbau Geld einbrächte; und so that er auch nach seiner Taufe. Sein Fleiß brachte ihm soviel ein, um für seinen und der Seinen Putz es verwenden zu können. Häusliche und bürgerliche Verhältnisse haben für Wilde, wenn sie gebildet werden, auch ihren Reiz. — Verließen andere Kaziken die Reduktion, so blieb er und brachte durch seine Standhaftigkeit die Entflohenen schnell zurück. Mit derselben Sorgfalt waltete er über den häuslichen Gerätschaften und über dem Vieh, strafte jeden Viehdiebstahl durch namhaften Ersatz nach dem von ihm ergangenen Platzgesetze. — Da die Abiponen für ihre Freiheit stets besorgt waren, so thaten sie nicht den geringsten Dienst, wenn sie nicht ihres Lohnes zum voraus gewiß waren. In den ersten Jahren der Kolonie mußte man sie in die Kirche zur Anhörung des christlichen Unterrichtes mit Feigen, Nadeln, Salz und Tabak locken. Ychoalay war stets ohne jeden

Eigennutz hilfbereit. Für die Erbauung und Erhaltung von St. Hieronymus war ihm allein alles zuzuschreiben, er griff zuerst zur Axt und legte sie als letzter weg und spornte so zum Nacheifern an, nicht allein für das gemeine Beste, sondern ebenso sehr für jedes eigenen Vorteil und Fortkommen, denn bald wollte jeder das schönere Haus, den best bebauten Acker aufweisen. Durch seine generöse Freigebigkeit erwarb er sich großen Anhang und willig arbeiteten alle für ihn. Um ihm einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu geben, schenkten ihm die Patres einen silberbebrämten Hut, den er jedoch, da ihn jemand darum ansprach, sogleich wieder verschenkte. Mäßig im Gebrauch von Genußmitteln haßte er auch alle Pracht und verachtete die andern jungen Leute, welche in ihrem Anzuge zu viel Eitelkeit verrieten und sich stolz herumsahen. Übrigens erzeugte das Bewußtsein seiner Verdienste in ihm eine übertriebene Eigenliebe, aber er hörte sein Lob nicht gern an. Voll Eigendünkel und auf seine Meinung hartnäckig erpicht, ein unruhiger und stürmischer Kopf, zettelte er stets Zänkereien mit seinen Gegnern an und war die Quelle der vielen Unruhen. So war Licht und Schatten bei ihm verteilt, aber ersteres überwog letzteres. —

Soweit zunächst unser Erzähler! Wir folgen ihm nicht in die verschiedenen Kriegsunruhen, welche, herbeigeführt durch die Animosität der verschiedenen Kaziken gegen einander, das missionarische Wirken und das gemeindliche Leben schwer bedrohten, registrieren auch nicht den Raub und das Blutvergießen der verschiedenen Horden, der christlichen und noch heidnischen Abiponen, Mokobier und ihrer Bundesgenossen, Vorfälle, welche uns noch tiefere Blicke thun lassen in das Elend dieser Staatsmission. Es ist ein Jammer um diese Mission und ihre Vertreter, welche es z. B. fertig bringen, auf Rachezüge ausziehende, zu Blutbädern gerüstete Heiden zu taufen, oder zur „Begierdtaufe" in Veranlassung eines Kriegszuges aufzufordern, doch nur um getauft zu haben, doch nur um prunken und sagen zu können, daß die wilden Chaco-Leute eingegangen seien in das Reich Gottes! Was „Mission" ist, wußten diese Männer nicht mehr! — Endlich wird Friede und der letzte Kazike begiebt sich in die Reduktion St. Ferdinand, „nicht etwa, um sich im Christentum unterrichten, sondern mit Rindfleisch sich füttern zu lassen." Nachdem so dieser letzte zur Ruhe gekommen war, erlebten wir endlich mit inniger Herzensfreude, was sich die Spanier von Karl V. an bis auf unsere Zeit gewünscht hatten: die ganze Nation der Abiponen be-

trug sich in ihren drei Kolonien: St. Hieronymus, St. Ferdinand, Concepcion, diese zwei letzten 1750 gegründet, friedlich. Diese Veränderung, heißt es dann weiter, schien dem Christentume und dem ganzen Lande die herrlichsten Früchte zu versprechen, allein die Behandlung der sieben Missionen infolge des Grenztraktates machte allen Erwartungen ein Ende. Es ist hier nicht der Ort, den Grenztraktat und die Abtretung der sieben östlichen Uruguay-Reduktionen an Portugal zu besprechen; wie dieses unbegreifliche Verfahren Spaniens überall die größte Sensation und den schwersten Unwillen erregte, so schreckte, berichtet Dobrizhoffer und mit ihm Southey 3 Kap. 42, „diese bei den Guaraniern vorgefallene Trauergeschichte" die Abiponen, machte sie den Spaniern völlig abgeneigt und übte auf die aufkeimenden Kolonien ungefähr dieselbe Wirkung, die der Reif auf zarte Blüten zu machen pflegt. In harten Worten machten die Chaco-Leute ihrem Unwillen Luft, aber es blieb nicht bei diesen bloßen Worten; wirklich verließen viele, aufgebracht über die Härte, oder mißtrauisch gegen der Spanier Freundschaft, oder auch durch die bequeme Gelegenheit in Abwesenheit der spanischen Miliz zu Räubereien gereizt, die Kolonien. Selbst von Ychoalay fielen viele ab, die alten Sonderfeindschaften lebten wieder auf, und die Spanier wurden überall gebrandschatzt. Immer frecher erhoben die Abiponen ihr Haupt, ein Zug der Spanier gegen sie war vergeblich, wohl mit infolge der Treulosigkeit eines mitgezogenen Kaziken, der bald darauf Concepcion verließ. Der Brand ward immer lodernder, der besondere Haß fiel auf St. Hieronymus, wo Ychoalay mit seinen wenigen Getreuen lebte. Aber gewonnen ward die Reduktion nicht, vielmehr besiegt und tötet der Kazike Y. seinen alten Feind und hängt sein Haupt an einen Galgen. Aber die alten Räubereien werden fortgesetzt. „Ich würde nie fertig werden, wenn ich die stets erneuerten Anlässe und verschiedenen Begebenheiten des Krieges anführen wollte, wodurch der Flecken St. Hieronymus so hergenommen, dessen Fortschritte in der Kultur und Religion so lange unterbrochen, und der Zweck der Väter, die sich mit dem Unterrichte der Indianer abgeben, so oft durchkreuzet wurde. Ungeachtet sie nun mit dem Mangel an den nötigsten Bedürfnissen, täglichen Lebensgefahren und den Anschlägen der Feinde bei 20 Jahre lang zu kämpfen hatten, so dachten sie doch nie daran, die Kolonie zu verlassen, und bewirkten dadurch doch so viel, daß sie Ende 1767 den Trost hatten, nebst dem Ychoalay mehr als 800 Getaufte vor sich zu haben. Rechnet man hinzu die Kinder und Erwachsenen, die an den Kinderpocken oder

anderen Krankheiten gestorben und getauft worden sind, so wird man ohne Zweifel überzeugt sein, daß die apostolischen Arbeiter nicht Ursache hatten, sich ihre Mühe gereuen zu lassen."

Das Bild der trostlosen Staatsmission würde nur ein unvollkommenes sein, wenn wir nicht einen Blick auch in die Staatskolonie*) Concepcion, welche wir oben schon erwähnten, thun wollten. Diese Gründung ging vom Unterstatthalter Barreda aus, ward von Einwohnern zu St. Jakob de Storea eifrig betrieben und vom Statthalter von Tucuman begünstigt im Interesse des Friedens. Sie ward gegründet am Rio Inepsin, 9 Meilen vom Parana entfernt, und mit 4000 Stück Vieh von Seiten der Spanier fundiert, mit welchen P. Sanchez so trefflich zu operieren verstand, daß er in einigen Jahren 20000 Stück hatte. Es galt in dieser Kolonie zunächst, den Einfluß der in spanischer Gefangenschaft verdorbenen abiponischen Weiber zu brechen, welche es sich angelegen sein ließen, dem Christentume alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Nachdem dieses offenbar gelungen, machte der Flecken in den ersten Monaten den glücklichsten Fortgang, allenthalben herrschte Ruhe und vollkommenste Sicherheit. Allein auf diese Windstille folgte ein plötzlicher Sturm und ein gräßlicher Schiffbruch. Infolge eines Gerüchtes, die Spanier von St. Jakob beabsichtigten eine Verlegung der Kolonie zu ihren Gunsten, veranlaßte Zerstreuung und Wegzug der Gesammelten, Mordpläne gegen die Patres. Barreda brachte endlich durch Vorstellung und Versprechung von Geschenken die Entflohenen zurück, denn alles zagte bei der unerwarteten Kunde. Die Schmeicheleien aber und die Versprechungen Barredas machten die vornehmsten Kaziken frech, und im Vertrauen auf diese Nachsicht unterfingen sie sich mancherlei, woran sie vorher nie gedacht hatten, weil sie sich nun von den Spaniern gefürchtet glaubten. Saufgelage und freche Forderungen von rotem Tuch, welches für sie nicht bestimmt war, mußte vom Pater zugestanden werden, der voll Bitterkeit zu unserem gerade anwesenden Gewährsmann sagte: „Die Gefangenschaft unter den Seeräubern von Algier wäre mir noch weit erträglicher, als das Leben, das ich unter diesen Wilden, von denen Sie Sich jetzt umgeben sehen, verlebe." Gierig fielen sie über Dobrizhoffers Kisten her. Die Wohnung der Patres,

*) Dergleichen Staats- und Missionskolonien waren zu allem gut, man deportierte Mörder dahin zur Viehwartung!! In Concepcion waren deren vier und ein aus dem Kerker entsprungener und dahin deportierter Dieb!!

welche die Soldaten errichtet hatten, war erbärmlich, ungefüge, eher einem Kerker, als einem Zimmer ähnlich, für Regen, Wind, Staub, Sonne, Ungeziefer zugänglich. Die Kost bestand täglich in gesottenem oder gebratenem Rindfleisch, kam etwas Mais oder eine Melone hinzu, so glaubten die Patres herrlich geprasset zu haben. Dieser Mangel aber, dieses qualvolle, beinahe unerträgliche Leben rührte nicht von der Unthätigkeit der Patres her, sondern von der weiten Entfernung von Sta. Fé und St. Jakob de Storea. — Und lag es den Patres vor allem am Herzen, diesen Wilden Menschlichkeit und Religion beizubringen, so entsprach der Erfolg keineswegs den Bemühungen und Sorgen. Denn immer auf den Angriff der Feinde oder ihre eigene Verteidigung bedacht, pflegten die Abiponen, wenige ausgenommen, weder bei dem Religionsunterrichte zu erscheinen, noch unsere Ermahnungen zu befolgen. Streit, Raub, Blutvergießen, wildes Getümmel tags und auch nachts! Die Patres mußten Schildwacht stehen vor ihrem Palissadenhofe, um die erschreckten Weiber zu schützen! ..... Um in all dieser Not Hülfe zu gewinnen, reist Dobrizhoffer nach St. Jakob zu Barreda. Es gelingt ihm, den Beamten zu überreden, zum Besten der Kolonie Boten an den Unterkönig zu Salta und an den königlichen Schatzmeister zu Xuxuy zu senden. Wie geplant, so geschah es; der Unterkönig, über die Angelegenheit in Kenntnis gesetzt, wünschte lebhaft, daß der Kazike Alaykin nach Salta käme, er hoffe nämlich, ihre Herzen durch freundschaftlichen Umgang, durch prächtige Bewirtung und durch Geschenke, die er reichlich unter sie zu verteilen im Sinne habe, zu gewinnen. Trotz seines großen Mißtrauens begab sich Alaykin auf die Reise, ward prächtig bewirtet und vornehm gekleidet, — aber ohne allen Nutzen, denn als seine Landsleute in Concepcion ihn so sahen, riefen sie aus: „Sieh, wie uns die Spanier fürchten! Seht, der Räuber, der mehr als hundertmal den Galgen verdient hätte, hat für seine vielen Schandthaten, für seine Räubereien und Mordbrennereien diesen Lohn erhalten!" — Dobrizhoffer begiebt sich nun auf die Rückreise, von spanischen Soldaten begleitet, welche in der Kolonie, weil ihr die Wilden so zusetzten, als Besatzung zurückblieben und den Ackerbau teils zum Unterrichte, teils zum Unterhalte der Abiponen treiben sollten, bis sie nach einem Monate von anderen zu gleicher Absicht abgelöst würden. Vierzig Krieger hatte Barreda auserlesen, aber nur 9 fanden sich am Tage des Abmarsches ein, mit denen unser Pater, da Angst sie befiel, wieder umkehren mußte. Ein zweites

Aufgebot brachte von 40 nur 25 zusammen; mit ihnen langt der Pater glücklich in Concepcion an. —

Voll Freude empfingen die Kolonisten den Zurückgekehrten, der sogleich für Mehrung der Bewohner zu sorgen begann durch reichliche Geschenke an Glaskugeln, Messern, Scheren. Aber alles war in Verwirrung wie vorhin, die Alten tranken, die Jungen schwärmten umher, die Feinde droheten, die alten Indianerinnen blieben bei ihrem Aberglauben, trugen Abscheu vor der Religion, hinderten dieselbe, wo sie konnten, niemand setzte einen Fuß in die Kirche, außer er hatte eine Belohnung dafür zu erwarten, und nur die wenigsten erschienen in dem Glaubensunterrichte, denn die meisten gaben sich mit ganz anderen Dingen ab. Eine Kriegsunternehmung folgte der andern! Ein Gerücht, Ychoalay wolle mit den Spaniern die Kolonie zerstören, veranlaßte allgemeine Flucht. „Listig" senden die Patres einen Eilboten nach St. Jakob um Hilfe! Barreda, von der Wichtigkeit der Kolonie nur zu sehr überzeugt und darauf bedacht, die heilsame Freundschaft mit den Abiponen aus allen Kräften zu erhalten, machte sich mit 400 Reitern auf in der Absicht, die Kolonie von der gefährlichen Nachbarschaft des Ychoalay und der Stadt Sta. Fé weg ins Gebiet von St. Jakob zu verlegen und zwar an den Rio Salado. Diese Versetzung schien den Patres sehr gefährlich, auch die Abiponen waren durchaus dagegen, schon um der Nähe der Spanier willen und um das schlechte Wasser des Flusses. Die Erbitterung war so groß, daß ein Kazike sein Weib beim Abendbrot erstach, allein, weil es halb und halb den Vorschlag der Versetzung billigte. Barreda versuchte sein Bestes und gewann endlich durch eine kostbare Decke die Gunst des Molakin. Dieses Geschenk war die Lockspeise und der Zauberring, wodurch er sich eine unwiderstehliche Gewalt über sein Herz erwarb. Er versprach, ihm überallhin mit seinen Leuten zu folgen. Aus Erbitterung darüber plante Alaykin Rache an den Patres, beschloß die Ermordung derselben, raubte den spanischen Reitern eine Menge Pferde, und nur dem Zureden des unerwartet eingetroffenen christlichen Mokobiers Cithalin gelang es, den Unmenschen von seinem Vorhaben abzubringen. Trotz Mahnung, Drohung und Bitten folgen dem Barreda endlich nur zwei Kaziken mit 30 Familien; unter ungeheuren Beschwerden wird der Zug gemacht, und nur durch Geschenke kann Barreda die durch einen Bösewicht von Soldaten mißtrauisch gemachten Abiponen weiter bringen. Endlich angelangt läßt Barreda in aller Eile elende Hütten aufschlagen

und fort war er. Alle einsichtsvollen Spanier, die uns hier sahen, nannten uns Schlachtopfer des Gehorsams und Wunder der Geduld. Denn die Lage war in der That eine elende, die Unterkunft schauderhaft, die Kost schlecht, die Kleidung verdorben, die Unterstützung blieb aus, wenig Wild, die mitgebrachte Schafherde verschwand spurlos, die Viehherden wurden ausgeraubt. Die gewöhnlichen Chacoräubereien beginnen wieder und ziehen die neue Kolonie in Mitleidenschaft, die Anwesenheit spanischer Soldaten trägt zur Beruhigung nicht das Mindeste bei. Fünfzehnmal noch ward die Kolonie aus den verschiedensten Ursachen verlegt, bis endlich ein geeigneter Platz gefunden war. Dort vermehrte sich in wenig Jahren das Hornvieh derart, daß man bis 30 000 Kühe zählte! Nachdem der Kazike Debayakaikin, ein wilder Gast, ein unruhiger Kopf, ein Wolf der Meyereien und eine Pest der Kolonie, den Ort verlassen hatte, fing dieser an, sich wieder zu erheben und ruhiger zu werden. Ungeachtet aber der Erfolg der 20 Jahre auf den Flecken verwandten Mühe nicht entsprach, so wurden doch viele Erwachsene, besonders auf dem Totenbette und eine Menge Kinder getauft und die übrigen gesittet gemacht. Die Spanier hielten stets den Frieden mit dieser Nation, eine der größten Wohlthaten für sie selbst. Daß sie selbe hauptsächlich unserer Geduld und unseren Bemühungen zuzuschreiben hatten, wurden sie erst damals völlig überzeugt, als sie uns verloren, denn fast alle Abiponen kehrten zu ihrer vorigen Lebensart und Wildheit zurück. —

Von Corrientes aus erfolgte die Gründung der Kolonie St. Ferdinand und Franciscus Regis. Es begegnet uns anderswo ein San Juan Regis 1750 am Vermejo als Kolonie oder Reduktion bei den Abiponen, ob die genannte doppelnamige damit gemeint sein kann, ob ein Irrtum da obwaltet, können wir nicht entscheiden. Leider hat Werner in seinem weitgerühmten Atlas diese Thaten seiner Genossen keiner Beachtung wert geachtet, so daß uns weitere Anhaltspunkte gänzlich fehlen. Nachdem die Subsistenzmittel für diese Gründung reichlich aus den Reduktionen der Guarani geflossen waren, ein Stamm sich eingefunden hatte, schien alles den besten Verlauf zu nehmen; nicht ohne einige Herzenswollust sahen die Väter, daß eine Art von Menschlichkeit unter den Angesessenen aufkeime, Kinder und Knaben wurden in Menge getauft, beim Religionsunterrichte fanden sich die Weiber und Mädchen scharenweise ein, also zwar, daß sie auch in Amerika dem Frauenvolke den ehrenvollen Beinamen des andächtigen Geschlechtes!! erwarben. Aber alle diese Hoffnung vereitelte die Ankunft eines zweiten Stammes.

Kriegsunruhen brachen aus, die Spanier hielten ihre Versprechungen der Hilfe nie, auch nicht trotz der drohenden Sprache und gerechtem Zorn des Kaziken Pachieke wider den Statthalter von Corrientes. Niemand griff der bedrängten und gleich einem erschöpften Kranken hinsinkenden Kolonie unter die Arme. Die Jahre vergingen arm an Trost, aber reich an Drangsalen! Die Frechheit der Abiponen ward immer größer, niemand wagte, ihnen entgegenzutreten. Nur die Patres überwanden ihre Furcht und verwiesen ihnen alles Gesetzwidrige, so oft sie sich versprechen konnten, mit ihren Verweisen Nutzen zu stiften. Einst ermahnte P. Klein einen Jüngling; dieser aber schmetterte ihm seinen Kolben an den Kopf mit solcher Gewalt, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig und halbtot in seinem Blute, das stromweise von ihm quoll, zur Erde sank. Derselbe Pater erhielt von einem andern eine Maulschelle mit den Worten: Eine Lüge ist, was du uns da von einem Gotte, der alles gemacht haben soll, vorsagst, — und wehr- und machtlos standen die Patres dem allen gegenüber. Die Vorräte, heißt es dann weiter, nahmen immer mehr ab, der Kolonie drohte gänzlicher Verfall, die Spanier thaten nichts trotz Bitten und Versprechungen, trotz der Vorstellung der Patres, daß sie nicht imstande wären, Wilde in dem Flecken einzusperren und vor Raub zu bewahren, wenn es ihnen zu Haus an Lebensmitteln fehle. Müßte man doch auch den wilden Tieren, die man in Käfige verschlösse, Speise geben!!! Die ersehnte Hilfe kam von den Guarani. 1767 zählte die Kolonie 200 Christen, nachdem viele andere bereits Fieber, Pocken, Kinderflecken hingerafft hatten. Äußerst entrüstet über unsere Verbannung verbrannten die Übriggebliebenen in ihrem Grimme über die Spanier, — welche wahrscheinlich die sehr ergiebige Viehmeierei an sich gerissen hatten und dadurch den trefflichen Abiponen die Süßigkeit des müheloſen Unterhaltes nahmen, — der Väter Haus und Kirche, verließen die Kolonie und wurden wieder Räuber. Der Franziskaner, der an unserer Stelle hingesandt wurde, konnte nur mit genauer Not sein Leben retten, nachdem er die wenigen Wochen seines Aufenthaltes in steter Gefahr geschwebt hatte. —

Die letzte Kolonie ist San Rosario und St. Karolus. Sie ward aus Überläufern gebildet, welche aus Überdruß an der christlichen Ordnung und der Muße des Friedens die andern abiponischen Kolonien verlassen hatten, aber in die Enge getrieben wegen ihrer Räubereien keinen andern

Ausweg wußten, als Assumption um Anlegung einer Kolonie und um Lehrer zu bitten. Der Statthalter ging mit tausend Freuden auf die Bitte dieser Verschmitzten ein, während scharfsichtige Spanier mit den Patres rieten, diesen Nichtswürdigen ja keinen Flecken zu erbauen, als Betrügern und dem Abschaum der abiponischen Nation, welche lediglich aus Furcht vor Strafe und nicht aus Eifer so gehandelt hätten. Allein der ruhmbegierige Statthalter hörte auf nichts, sammelte Gaben, welche so erbärmlich ausfielen, räudige Schafe, lahme Pferde u. s. w. wurden geliefert, so daß die Kolonie, nachdem noch der bessere Teil der Gaben war unterschlagen worden, eine der ärmsten und elendesten war, gar nicht gerechnet die rohe Frechheit der unbändigen Wilden. — Die Bittsteller hatten sich einen für die Spanier völlig unzugänglichen Platz auf dem Felde Timbo ausersehen; aber Assumption war damit zufrieden, weil durch die Lage des Platzes die Toba abgehalten wurden. Lustig rauben die Kolonisten darauf los, die Spanier handeln ihnen den Raub ab; aber der Statthalter leugnet alles, hebt ihre Redlichkeit bis in den Himmel, begiebt sich 1763 mit Dobrizhoffer in den Ort der Bestimmung in Begleitung von 400 Mann Landmiliz. In aller Eile erbaut er ein paar elende Hütten, wie er es nennt, ein Kollegium für die Väter, und zieht mit Pferden und Hirschhäuten beladen wieder nach Assumption. Von Mißtrauen getrieben gleicht seine Abreise einer völligen Flucht. —

Einen hochtönenden Namen gab man der Ansiedelung, aber, bemerkt unser Autor, derselbe habe durchaus nicht dem Elende und der Armut entsprochen; „sie verriet nichts Königliches und nichts von Rosen, eher von Dornen!“ In der Nähe wilder Chacostämme, 30 Meilen von der nächsten Reduktion entfernt, war unser Pater gänzlich der Willkür seiner Kolonisten überlassen! Mangel tritt sofort ein, die Schafe, weil alt und räudig, sterben, die Ochsen sind alt und abgetrieben, so daß sie kaum zu genießen sind. Ein verschmitzter Betrüger ist über die elende Meierei gestellt und beraubt dieselbe; nach ihm sendet der Statthalter einen Wahnsinnigen, so daß auch so die Meierei nicht gedieh. Dieselbe lag jenseits des Paraguay und verursachte viele Mühe durch Herüberschaffen der Ochsen. Der Ackerbau konnte nur sehr spärlich betrieben werden des Bodens wegen, auch fehlte es meistens an Aussaat, da die Spanier entweder keinen, oder nur verdorbenen Samen sandten! . . . .

Daß durch allerart Tändeleien, Kugeln, Messer u. s. w. weit mehrere tausend Amerikaner von unseren Vätern zum wahren Glauben und zur Unterwürfigkeit gegen die spanischen Könige gebracht worden sind, als durch die Soldaten, leugnet niemand; sie sind die Lockspeise!! Von alle dem, wer sollte es glauben, erhielt Dobrizhoffer in Assumption nichts; so nannten die Abiponen ihn einen kargen und schmutzigen Geizhals. Die Guarani konnten damals, selbst in bedrängter Lage, nichts thun, so daß die Abiponen in ihren Hoffnungen, welche sie in die Kolonie geführt hatten, sich betrogen sahen, indem sie in der größten Armut immer schmachten mußten!! — Zu all diesem Elende gesellte sich die Not steten Krieges und unausgesetzter Räubereien, ganze Nächte mußten die Kolonisten unter Wache bleiben, die Jagd war gehindert. Ein vom Pater erbauter, hoher Wachtturm und eine kleine Kanone thaten treffliche Dienste! Das seltsame Gewaffen schreckte, ohne je ernstlich in Gebrauch genommen zu sein, die feigen Feinde. Es war ein Ringen um Sein oder Nichtsein, in welchem der Pater stand; neben dem Bestande der Kolonie war auch sein eigenes Leben gefährdet. Denn einst drangen wilde Mokobier zur Meßzeit ins Gotteshaus ein; Dobrizhoffer bereitete sich zum Tode, aus Liebesbrunst zu Gott dazu von Herzen bereit. „In der That würde ein solcher Tod und an diesem Orte für mich ungemein ruhmvoll gewesen sein"!! Leider lebte der Pater weiter und sah den „ungemein ruhmvollen" Tod nicht. Es war auch gut so, denn zu all dem beschriebenen Elende lauerte der Tod in Gestalt einer Fleckenseuche vor den Thoren der Kolonie und nahm die Thatkraft des Paters vollauf in Anspruch, so daß er das Märtyrertum gänzlich vergaß. Unglaublich viel, erzählt er uns, machte ihm diese Seuche zu schaffen unter den wilden und ungläubigen, abtrünnigen oder das Christentum verachtenden Abiponen, sie geistlich und körperlich zu heilen; aber es gelang, denn keiner starb trotz Abneigung gegen die Taufe ungetauft und die Abtrünnigen schieden bekehrt von dieser Welt. Einst besuchte der Pater ein Weib, welches in schweren Kindesnöten lag; glücklich ward das Kind geboren, war aber mit Pocken behaftet. Als der Pater es taufen will, wehrt die Großmutter entschieden ab, aber ihr Tochtermann entscheidet, man müsse sich dem Willen des Paters fügen! Die abergläubische Vettel, welche das tödliche Taufwasser fürchtete, knirschte nun vor Zorn, ließ sich aber am Ende durch die Gründe und Schmeicheleien des Missionars besänftigen, besonders als dieser ihr zugestand,

das Kind, sollte es sterben, nicht in der Kirche zu begraben. „Solchen Abscheu haben sie vor dem Begräbnis in der Kirche, und nicht ein einziger von allen, die an den Pocken verblichen, hätte sich taufen lassen, wenn ich nicht gleich am Anfang der Seuche im Walde einen besonderen Gottesacker bestimmt hätte.“ Und angesichts dieser inneren Zustände der „wilden und ungläubigen, abtrünnigen oder das Christentum verachtenden Gesellen“ gelingt es dennoch dem Pater, „zwecks Taufe ihre ganz irdischen Seelen mit himmlischen Gedanken und Trostgründen zu erfüllen.“ Wahre Mustermissionare diese Herren, das muß man ihnen lassen! Wer es gleich ihnen verstände, mit den unsterblichen Seelen der Menschen zu kramen! Und wenn wir versuchen wollten, dieses Verfahren zu kennzeichnen, möchten wir es thun mit einem Worte von J. Page, der irgendwo schreibt, jesuitischer Erfolg, also hier dieses „Staats“christentum und diese „himmlischen Gedanken und Trostgründe in den ganz irdischen Seelen“ „sprang up as from an enchanters wand“! Wir kennen die Zauberrute wohl, allein eins verstehen wir nicht, wie diese Männer in solcher Täuschung befangen solches zu berichten imstande waren, wo das Gegenteil mehr als klar zu Tage liegt. Denn die Sache wird noch fabelhafter, der Selbstbetrug grandioser und die Kunst bewunderungswürdiger, wenn wir hinzunehmen, was der Autor ausdrücklich betont, daß nämlich die Abiponen das Taufwasser für ärgeres Gift halten, als alle Pocken, ja für das ärgste Gift, und daß es nicht leicht sei, den Wilden diesen lächerlichen Irrtum!! zu benehmen. Und doch der und solch ein außerordentlicher Erfolg!? Wir bescheiden uns und drücken unsere Gedanken nicht aus, ehe wir nicht den Zeugen ganz abgehört haben!

Ein neuer, dieses mal ernsterer Krieg mit den Tobas kehrt das Oberste zu unterst, am hellen Mittag träumt man von nichts anderem als von Feinden und von Hinterhalt, Tag und Nacht steht das Volk unter Waffen, eine Fieberseuche plagt überdies die ganze Gemeinde, verschont keinen! Fast erlag der Pater der Last. Da endlich kam die lang ersehnte Hilfe, ein Confrater reiste zu, begleitet von 12 Soldaten. Aber krank geworden geht der eben gekommene nach 8 Tagen wieder fort, das alte Elend beginnt von neuem, ein ganzes Jahr schleicht dahin unter steter Furcht vor dem nahenden Feind, bis endlich auf die vielen Donnerschläge der Blitzstrahl folgt, als 600 Feinde die Kolonie angriffen. Der Statthalter hatte 4 Soldaten gesandt, 1 mit Lungensucht,

1 mit Gliedersucht, 1 mit Geschwüren am Unterleib, 1 von schwarzer Galle gequält! Es kam zum Kampfe, der kämpfende Pater selbst ward verwundet, aber erschreckt durch einen blinden Schuß aus der Kanone zogen die Feinde nach einem tüchtigen Vieh- und Pferderaube wieder ab. Wir verdenken es unserem Pater nicht, daß er angesichts des aus der Pfeilwunde tröpfelnden Blutes Märtyrergedanken, die so lange geschlafen, in seinem Herzen bewegt; „für die Sache Gottes auch nur ein wenig Blut vergossen zu haben, sah ich für ebenso rühmlich an, als ich darob Freude fühlte, ja ich wünschte oft mit den Aposteln den Märtyrertod sterben zu können. Vielmals empfand ich Reue und Scham, daß ich nicht unter den apostolischen Männern in Paraquaria begraben worden war, die durch ihre Mühe, Schweiß und Blut Millionen Indianern die ewige Seligkeit errungen haben.“ Wir begreifen es aber nicht angesichts dieser Worte, wie derselbe Mann einige Seiten weiter dem das unglaubliche Elend dieser Staatskolonie inspizierenden Provinzial erklären kann, er habe solange hier zugebracht und zubringen können, weil er durch die tägliche Gewohnheit und Geduld abgehärtet und stumpf geworden sei. „Abgehärtet und stumpf geworden.“ „Stumpf“ geworden, welch eine Selbstanklage, welch eine riesige Ironie auf sein Werk, auf seinen Beruf, welch ein Urteil über seine Mittel und über seinen Erfolg! „Stumpf“ geworden im Dienst am „Evangelio“, „abgehärtet“ im Joch des Staates! Wie ein Schrei des gequälten Herzens klingen die Worte und lassen uns Mitleid haben mit dem armen Manne, der ja nicht wissen konnte, wo er die Waffen seiner Ritterschaft sich erholen, oder den gesunkenen Mut sich erneuern konnte! Mit der Geduld eines Esels und unter der täglichen Gewohnheit eines Lasttiers schleppt der Jesuit die Last der Staatsmission hinter sich her, und nur dann erwacht der Lebensgeist, wenn ein Tropfen Blut einen „ungemein ruhmvollen“ Tod in Aussicht stellt! Seltsame Mischung! Und dieser „abgestumpfte und abgehärtete“, ein solcher „apostolischer“ Glaubensbote will in den ganz irdischen Seelen der wilden und ungläubigen, der abtrünnigen und das Christentum verachtenden, mit einem Worte in Sünde stumpfen und in Haß abgehärteten Heiden „himmlische Gedanken und Trostgründe“ erweckt haben? Mag auch ein Blinder einen Blinden leiten? Wenn das Salz dumm geworden ist, womit soll man es salzen? Es taugt zu nichts, als weggeworfen und von den Menschen zertreten zu werden! —

Das geraubte Pferdematerial ersetzten die Kolonisten durch neu geraubte Tiere; die Tobas lassen auch ferner nicht ab, den Ort zu

bedrohen, so daß die Kolonie oft ganze Wochen leer stand, da die Bewohner aus Furcht entflohen. Unter diesen beständigen Kriegsunruhen konnte weder der Unterricht der Abiponen betrieben, berichtet Dobrizhoffer nun weiter, noch die gewünschte Frucht von ihnen erwartet werden. Die Religionslehren sich bekannt zu machen, hatten sie weder Lust noch Zeit, besonders die Männer nicht, während Weiber, Knaben, Mädchen auf das Glockenzeichen sich wohl sammelten. Trinken und andere abergläubische Gebräuche auszurotten, schien alle Beredsamkeit und Mühe vergeblich. Mit genauer Not und nur durch inständiges Bitten — vergleiche das oben Mitgeteilte — konnte ich von ihnen zuwege bringen, daß sie sich am Totenbette taufen ließen. Fast immer machten sie Schwierigkeiten, mir Folge zu leisten, wenn ich ihnen auch die besten Einschläge sowohl zur Sicherheit der Kolonie, als auch zu ihrem eigenen Wohle gab. So gering war der Missionserfolg, daß Dobrizhoffer sich nicht getraute, auf den Königssold der Missionare Anspruch zu erheben; wenn er ja einen Anspruch erheben darf, so ist es auf den Sold, den man den Soldaten verabreicht, da er seit beinahe zwei Jahren durch Nachtwachen, Mühseligkeiten und Arbeiten solchen Lohn verdient hat. Er hat die Dienste eines Missionars, eines Soldaten und Garnisondienste gethan, und dafür aus königlichem Schatze nicht einen Heller empfangen! „Daher rührt auch die unglaubliche Dürftigkeit dieser Kolonie, denn das Geld, das sonst für die Missionare ausgezahlt wird, war in den neuen Kolonien immer der vornehmste und einzige Fonds, womit wir uns die nötigen Kirchengeräte, die eisernen Werkzeuge, Kleidung und anderes für die Indianer anzuschaffen pflegten. Die wilden Nationen macht man eher mit Geld, als mit Stahl und Worten unterwürfig. Diese treffen nur die Ohren und ihren Leib und erbittern die Seele, während daß jenes in Gestalt von Glaskugeln, Messern, Scheren u. s. w. die den Indianern angestammte Wildheit von ihnen abstreifet und ihren trotzigen Gemütern eine Art von Sanftheit einflößet. **Ich schreibe hier, was ich aus langer Erfahrung weiß!**" Welch traurige Erfahrung dieses „apostolischen" Mannes; und welch trübes Bild dieser Staatsmission! Aber nur ein Mann, der „stumpf" geworden ist, kann so schreiben und in seiner Stumpfheit Dinge ausplaudern, welche wie ein Hohn klingen auf seine „apostolische" Mission! Oder sollten seine Genossen ebenso denken und handeln und Freunde und Förderer dieses „stumpf"sinnigen Missionsbetriebes gewesen

sein? Geben wir ihm lieber weiter das Wort zur Charakterisierung dieser Mission und versparen die Beantwortung der aufgeworfenen Frage für später. „Der Mangel an Beiträgen, wodurch man sich die Gemüter der Wilden geneigt zu machen außer stande gesetzt wird, hemmt ungemein die Fortschritte des Christentums und vereitelt die Erwartung und das rastlose Streben der evangelischen Arbeiter in **dem Weinberge des Herrn!!** Der Pater mag sich, sie zur Annahme der christlichen Religion zu **bewegen!!, heiser schreien**, ihnen schmeicheln und **drohen**, daß ihm **der Schweiß von der Stirn träufelt**, wenn er seine Zuhörer nicht auch beschenkt, so ist alle seine Mühe und Arbeit vergeblich, er wird ausgelacht werden, und nicht ein einziger wird ihm bei seinem Unterrichte mehr zuhören wollen oder glauben!! **Beschenkt man sie aber, ja dann erhält man von ihnen alles!!**“ — Soweit zunächst das Bekenntnis dieser edlen Seele unter den „apostolischen“ Männern! Daß unter solchen Missionsmaximen die starke Seele eines abiponischen Mannes verkümmern mußte, liegt auf der Hand! Denn was die spanischerseits gewünschte und jesuitischerseits unternommene und ausgeführte „Kolonial“mission nicht verdarb, das verdarb gewiß dieses unevangelische Missionsverfahren; zwiefach unevangelisch, darum zwiefach verderbt! Diese Volksmission, welche das Ganze suchte und den Einzelnen darüber verlor, welche die zeitliche Ergötzung kolonialen Wirkens höher schätzte als den Missionsbefehl ihres Meisters. Mögen die Abiponen gewesen sein, wie sie wollen, in Sünden stumpf und in heidnischem Wesen abgehärtet, daß sie ein feines Gefühl hatten für die Schäden dieser an ihnen arbeitenden Mission, welche diesen edlen Namen nicht im geringsten verdient, daß sie infolge dessen sich abwandten, je länger, je mehr, daß das Gute, was in ihnen schlummerte, durch sie, die Mission, mit Füßen getreten ward, daß, als die Mission den Rücken wandte, sie ein Volk zurückließ und zurücklassen mußte, das zwiefach verkommen, das ist zwischen den Zeilen zu lesen und das lehrt die Geschichte mit deutlichem Wort! Und wären die Abiponen in der Folge der Zeiten verborgen geblieben in den tiefsten Wäldern Chacos, ihr traurig Verborgensein würde ein ebenso beredtes Zeugnis gewesen sein für die Schuld dieser jesuitischen Staats- und Kolonialmission, wie jetzt ihr fortgesetzter Verzweiflungskampf gegen die wiederaufgenommenen Versuche römischer Kolonial- und Missionsweisheit — bis zu ihrer Vernichtung.

Allein unser Autor, so tief er schon in sein eigen Fleisch schnitt,

setzt sein Messer noch zweimal an, indem er erstens die Frage behandelt, wie schwer es sei, die Abiponen in Kolonien zum Christentum zu bringen, und zum andern den beträchtlichen Nutzen erörtert, den die abiponischen Kolonien gestiftet haben, wiewohl man einen größeren davon erwartete! Man traut seinen Augen kaum! Ohne Frage ist die erste These eine entschieden missionswissenschaftliche, der Missionar muß sich Rechenschaft geben über die zu überwindenden Schwierigkeiten, über den Angriff, Fortgang und den Ausbau seines Werkes gegenüber denselben, und wir werden hören, wie er die Frage löst. Aber das Zweite! Gehört das auch in die Mission? Der „Nutzen" — ein Missionar fragt nach dem Nutzen? — Hat ein Paulus auch so gefragt, oder ein Petrus, oder hat der Herr selbst seine Jünger angewiesen, den Nutzen zu berechnen? Man weise uns doch römischerseits das unfehlbare Wort, welches das Recht des Nutzens der Mission unwandelbar festsetzte! Wir kennen ganz andere Anweisungen und einen S e g e n der Mission und, wenn je von Nutzen die Rede sein darf, wissen wir, daß ein unfehlbares Konto geführt wird in den Büchern der Ewigkeit, gegen welches menschliche Nutzungsberechnungen nichts sind. Der, welcher den königlichen Befehl der Mission ausgehen ließ, wertet den Nutzen nicht, kennt ihn überhaupt nicht! Wie darf man also den Nutzen berechnen? Wenn wir auf den in der That „beträchtlichen Nutzen" sehen, auf das incrementum, welches die Guaranimission dem Orden Jesu erbracht, wovon später die Rede, und sehen nun hier, wie der Pater sich bemüht, Nutzen, geistlichen oder materiellen, himmlischen oder irdischen, das ist dabei einerlei, aufzuklauben aus dem Elende seiner und seiner Genossen Staatsmission, einen Nutzen, der vor Gott keinen Wert haben konnte, einen Nutzen, der kein „incrementum" war für den Orden sowenig wie für die Spanier, so verstehen wir aus der bekannten jesuitischen Eitelkeit heraus seine Aufstellungen, fragen aber, so gut wie der Pater den Nichtnutzen sehend aus dem bisherigen, wozu noch die Worte? Dieses die Antwort! Unsers Paters Ausführungen sind ein wunderlich Gemisch von Entschuldigung und Großprahlerei, seine deutsche Ehrlichkeit steht in hartem Kampfe mit römisch-jesuitischer Erziehung und letztere behält den Sieg; Gedanken, welche sich untereinander verklagen oder zu entschuldigen versuchen, sind in ihm lebendig, was er giebt mit der Rechten, das nimmt er mit der Linken, hier redet er sich selbst Erfolg ein und dort spricht er selbst einen solchen sich ab, es ist ein gar betrübt Beispiel des Hinkens auf beiden Seiten, — aber das Ganze ist, wenn überhaupt noch nötig, wider Willen des Autors e i n e g r o ß e

Anklage und Verurteilung dieser Mission! — Es könnte scheinen, als gingen wir mit alle diesem über den Rahmen des geschichtlichen Teiles unserer Darlegung weit hinaus, als gehörte dieses alles in den kritischen Teil und die Bearbeitung der „Missionsmittel" und unter die Frage: „War das die Lösung der Indianerfrage?", allein die Einzigartigkeit dieser Mission, ihr wesentlicher Unterschied von der Guaranimission, der Hinweis endlich, daß die weiteren Teile der Arbeit sich vornehmlich mit dieser letzteren zu beschäftigen haben werden, als welche das jesuitische System in concreto zur Darstellung bringt, ein System, welches eben seit Langem Lob und Tadel herausgefordert hat, — dieses alles veranlaßte uns, abschließend diese Mission dem Leser vorzuführen. Es ist damit keineswegs ausgeschlossen, daß nicht, was hier getadelt und verworfen, dorthin als Baustein getragen werde, oder daß nicht von dort Licht falle auf die Vorgänge hier. —

Wir geben nun wieder dem Pater das Wort! Also die Schwierigkeiten der abiponischen Mission! Nach allem Voraufgegangenen, sagt er, wird man sich über die wenigen Früchte nicht wundern, die aber dennoch angesichts der obwaltenden Schwierigkeiten keineswegs gering zu schätzen sind. Besondere Schwierigkeit erwuchs der Mission aus der nomadisierenden Lebensweise. Eine zweite bestand in dem Mangel, der aus Nachlässigkeit der Spanier so oft in den Kolonien herrschte, denn dieser zwang die Kolonisten oft zur Jagd zwei bis drei Monate lang. Während der Zeit lag der Ackerbau darnieder, die Felder starrten von Unkraut und verwilderten, die Ernte ward vom Wild abgefressen. So ward ein neuer Jagdausflug notwendig. Dadurch nahm die Sittenverwilderung zu, etwaige Anfangsgründe der Religion, die mühsam erlernt, wurden vergessen. Auch der Mangel an Ochsen und Schafen hat die Fortschritte des Christentums in diesen Kolonien nicht wenig gehemmt. Wenn bei andern Völkern der Glaube nach dem Zeugnis des heiligen Paulus durch das Gehör in die Seele sich einpflanzt, so hat selbiger bei den Wilden in Paraquaria, wie das Sprichwort sagt, **bloß durch den Mund einen Zugang zu ihrem Gemüte!** Wir sorgten daher für nichts so sehr, als daß es uns nicht an Hornvieh mangeln möchte! Aber dieses mangelte durch die Nachlässigkeit der Spanier und Fraßgier der Abiponen, welche heimlich Kühe schlachteten und auf geschehene Vorstellung hin auf den Nachschub der Spanier den Pater vertrösteten. Überläßt ein Priester aus Furcht vor ihren Drohungen, oder um sich bei ihnen beliebt zu machen, das Hornvieh

ihrer Willkür, so würde er bald die Meierei ohne Ochsen, und widerstrebt er hartnäckig, den Flecken ohne Einwohner sehen! Begehrt der Pater vom Statthalter neues Hornvieh, so heißt er ein Verschwender, verlassen die Abiponen aus Hunger die Kolonie, so heißt Pater ein harter Wirt! Die Abiponen sind zudringliche, unverschämte, freche Bettler, denen man geben muß, um sie bei guter Laune und willig zu erhalten, da es nicht genug ist, daß man täglich ihre Mägen mit Rindfleisch fülle. — Wir halten einen Augenblick inne, da es wie eine schwere Last sich auf uns legt angesichts des Gewichtes dieser frivolen Ausführungen, und nageln, was wir hier niederschreiben aus dem Werke eines Jesuitenpaters, fest zur ewigen Schande Roms. Einer Auslegung bedürften die Worte nicht; sie hängen so tief unter dem normalen Maße christlicher Erkenntnis und unter der Höhenmarke göttlichen Missionsauftrages und apostolischer, einzig vorbildlicher Methode, daß man fürchten möchte, sich gemein und unrein zu machen mit solcher Arbeit! Allein eins können wir uns nicht versagen, die Abiponen rein zu waschen von dem schmutzigen Verdachte, mit welchem der Pater sich nicht scheut sie zu belasten, indem er sich selbst und seine Methode damit weiß zu waschen versucht. Denn heißt das, die Schwierigkeiten der Mission an den Abiponen erörtern, wenn durch die Mission selbst und ihre Methode hervorgerufene Schwierigkeiten ins Feld geführt werden und zwar zur Belastung des unglücklichen Volkes? Wo sind die Schwierigkeiten; wer machte den Weg schwer, wer frönte den Leidenschaften des Volkes, wer erzog systematisch den Bettel, wer verdarb, was und wo er hätte bessern können? Nicht der Abipone machte es in diesem Falle schwer, daß den Abiponen das Christentum ward, sondern der Jesuit, einzig der Jesuit, der sich nicht scheut, ein Schalksknecht zu werden an den Kindern dieses Volkes, welches er mit der Bürde belastet, die ihm selbst vielleicht zu schwer. Es ist eine uns unbegreifliche Verirrung des Wahrheitssinnes, welche uns hier begegnet! — Doch hören wir weiter! Ein Hindernis der Missionsarbeit erwuchs aus dem unbändigen Stolze, welcher die Abiponen behaupten ließ, durch Einzug in die Kolonien den Spaniern eine Gnadenthat erwiesen zu haben, welche nun von diesen auch durch die That anerkannt werden müsse. Wie furchtbar sie auch jetzt noch den Spaniern waren, sahen sie noch täglich! Daneben ein stetes Mißtrauen gegen die spanische Freundschaft, welches durch alle Worte der Missionäre nicht entfernt werden konnte. Wiederum eine Anklage, welche das unsinnige Missionssystem treffen sollte, aber auf die unglücklichen

Objekte leichten Herzens abgeladen wird! Kann die beliebte Kolonialmission trefflicher verurteilt werden als mit diesen Sätzen? Blind und taub geworden im Bekehrungseifer, um nicht ein anderes Wort zu gebrauchen, urteilt der Pater in den Tag hinein — und verurteilt sich selbst und das System, dem er dient! — Ein Fünftes noch bringt der Pater bei! Das langgewohnte Raub- und Mordleben, der Aberglaube der alten Zauberinnen, das wilde Herumschwärmen der noch nicht mannbaren Jugend sollte nun ein Ziel und Ende finden, und dem sollte der Ackerbau frommen, Kniebeugen in den Kapellen oder römische Kultusform mit einem Worte, das sollte dadurch erreicht werden, daß durch missionarische Einwirkung die Menschen gleichsam wieder Kinder würden! Wie sollte das nicht alten Kriegsgurgeln schwer und beinahe unerträglich vorkommen, die da wissen, daß sie nicht eine Stadt, sondern das ganze Land so lange Zeit in Schrecken gesetzt haben! Ja, das glauben wir gern, daß „diese alten Kriegsgurgeln", welche aus dem Vollen zu leben gewohnt waren, es verschmäheten an der leeren Schale sich zu begnügen, da man den sättigenden Kern ihnen vorenthielt! Das können wir ihnen nicht verdenken, daß sie, stolz im Gefühl ihres Schreckens, sich weigerten, unverstandene und leere Formen nachzuahmen auf das Gebot eines Priesters hin, der nicht imstande war, diesen die Anbetung im Geist und in der Wahrheit zu bringen! — Und nun das sechste und letzte Hindernis! Der Aberglaube, die Furcht vor dem Teufel, die Vielweiberei und die Verstoßung der Weiber und endlich die Trunksucht, welche, wenn auch alles andere von den Missionaren erreicht wurde, z. B. das Ablassen vom Rauben, Morden, der Vielweiberei, oder der Gefallen am Ackerbau, wenn sie bereits gebessert und zahm zu sein schienen, kaum auszurotten war! Gewiß, solche Nationallaster, solche echt heidnische Sünden sind oft ein kaum überwindlich scheinendes Hindernis, und hier ist in der That vom Autor endlich eine im abiponischen Volkskörper selbst liegende Schwierigkeit genannt, die zweite unter den sechsen, — aber auch dergleichen steht zu überwinden und ist überwunden durch die Macht des göttlichen Wortes und wäre auch hier überwunden, wenn der Grund der Mission ein anderer, der rechte gewesen wäre! Allein weit entfernt, auch nur im geringsten bei sich selbst die Schuld zu suchen, hat Pater Dobrizhoffer einen Sündenbock bei der Hand, wenn er fortfährt: Wie mag man es Wilden verargen, wenn sie so schändliches Beispiel stets bei den Weißen vor sich haben in Trunksucht, Unzucht u. s. w., in Unglaube und Bauchdienst! Wie wir oben schon betonten, stellen wir auch hier wieder fest, es fehlt der Wahrheitssinn

den Vertretern römischen Glaubens, darum der Ernst tiefer Buße angesichts der ohne Frage erkannten Fehler. —

Wir stehen vor der zweiten Frage, der Frage nach dem „beträchtlichen Nutzen" dieser Mission. Die vier Kolonien, so heißt es, waren ebenso viele Pflanzschulen, in denen Menschlichkeit und Religion den Abiponen beigebracht ward. Alle Hindernisse hoben oder überwanden zuletzt die Missionare durch ihren Fleiß und unermüdliche Geduld. Die wilden, abergläubischen Gemüter zähmten wir durch apostolische Sanftmut, so gut wir konnten. Raub und Mord nahmen ab, mit ganzem Ernste legten sie sich auf den Ackerbau und Hausbau; die wildesten Helden wurden die geschicktesten Ochsenbändiger, fleißigste Ackersleute und Baumeister. In St. Hieronymus ließen sich die meisten, in den andern Kolonien nicht wenige taufen. So lange sie bei völliger Gesundheit waren, es ist wahr, **weigerten** sie sich dessen, aber sie **bequemten** sich dennoch auf dem Sterbebette dazu. Wer mag die Kinder zählen, welche wir dort getauft und in den Himmel geschickt haben! Von den Jünglingen und Erwachsenen gaben uns viele durch die Unschuld ihres Wandels, Aufmerksamkeit auf den Religionsunterricht, Ehrerbietung gegen die Kapellen und geistlichen Bilder, durch ihren Andachtseifer und Gebrauch der Sakramente unzweideutige Beweise einer tiefgegründeten Gottesfurcht und Verehrung der Heiligen. Das weibliche Geschlecht that sich besonders hervor. Es folgen nun einige Beispiele christlichen Sterbens und Abthuns alles Aberglaubens dabei, welche wir als belanglos übergehen. Die Trinkgelage und die Vielweiberei nahmen ab, oder hörten größtenteils auf, man verabscheute die Abtreibung der Leibesfrucht, und die meisten enthielten sich des Raubes. Das Mißtrauen gegen die Spanier schwand immer mehr, also daß einst ein solcher Abipone von den besten Gesinnungen, von einem Spanierhasser zu Gewaltthätigkeiten aufgefordert, diesem aus Ingrimm darüber mit seinem Kolben den Arm zerschmetterte!! — Außerdem, nachdem diese Wilden in die Kolonien von den Jesuiten wie in Käfigen eingesperrt waren, konnten die Spanier erst wieder frei aufatmen; so nützten sie ganz Paraguay, während wir in den Kolonien Wache hielten. Allerdings entwichen viele wieder aus den Flecken, ergriffen wieder die Waffen zum Raube, allein

daran waren die Spanier selbst schuld, als sie wider die Guaranier zogen. (Das geht wider die Wahrheit, denn diese „Pflanzschulen der Menschlichkeit und Religion“ verwandelten sich mit einem Schlage wieder in das alte Raubgesindel, und die vorher Entwichenen und zu altgewohntem Raube Greifenden thaten das weniger durch Schuld der Spanier als vielmehr aus nie durch die Mission ertöteter Raubbegier. Außerdem lag zwischen dem Ende des Traktatkrieges und der Vertreibung der Jesuiten eine lange Zeit, und sind in dieser Zeit nicht massenhaft Entweichungen vorgekommen aus diesen trefflichen „Pflanzschulen“?) Gewiß ist auch, daß nicht wenige ihres vieljährigen Aufenthaltes in den Kolonien ungeachtet aus versteckter Anhänglichkeit an ihre Gebräuche die Taufe und unsere Religion nie annahmen, wiewohl sie übrigens niemand etwas zu Leide thaten! Wir bedauerten sie, aber verwunderten uns darob nicht; denn so ist es allewege mit dem Fortschritt des Christentums ergangen, und aus Erfahrung weiß man, daß den berittenen Wilden weit schwerer und langsamer als den unberittenen Menschlichkeit und Religion beigebracht wird. Indes durften gerade sie keineswegs vernachlässigt werden, schon darum, weil ihre Zähmung und Bildung auf den Wohlstand und die Ruhe des ganzen Landes den wichtigsten Einfluß hatte. Allein die mußten künstlich zu Werke gehen, die sie unterrichten und gesittet machen wollten. So wie wilde Pferde durch Streicheln und Kinder mit Zucker und Schmeicheleien sich gewinnen lassen, so wie die Ärzte die Wunden gelinde anzufühlen pflegen, daß sie nicht gereizet werden, so muß man auch die berittenen Indianer, die stolzer sind als die unberittenen, mit besonderer Sanftmut und so zu sagen Nachgiebigkeit anreden, erinnern und zurechtweisen und nur langsam mit ihnen eilen, damit man nicht durch Strenge und einen unzeitigen Eifer die Frucht in ihrem Keime erstické. Voreilige und hitzige Köpfe waren oft von Verderben für die Kolonien. Ein kluger Zauderer, der mit Gelindigkeit und sanfter Nachsicht, soweit es die Religion gestattet, seine Sache ergreift, wird mit der Zeit auch von dem wildesten Indianer alles erhalten, besonders wenn er seine süßen Worte mit Geschenken begleitet. So schrieb Papst Gregorius an Augustinus, Missionar für England, er solle nur langsam den Samen zum Christentum legen, nicht auf den ersten Anblick die bösen Sitten und Gebräuche von Grund aus zerstören und ausreuten wollen. In einigen Dingen möchte er etwas durch die Finger sehen, bis die Ernte dieses neuen Ackers zum

Schnitte reif wäre. So viele Nachsicht wir immer gegen die Wilden brauchten, so glaubten wir dennoch nie durch die Finger sehen und schweigen zu müssen, so oft wir etwas der Religion Zuwiderlaufendes oder andern Nachteiliges verhindern konnten. Sterbenden Kindern durch die Taufe eine glückliche Unsterblichkeit zu verschaffen, setzten wir uns oft Lebensgefahren aus, indem sich die Wilden sehr oft unserer Absicht widersetzten. Pater Brigniel hat ein Teufelsfest mutig verhindert, ebenso oft zwischen betrunkene Abiponen sich geworfen, um Schlägerei zu verhüten. Stets haben die Missionare nachsichtsvolle Sanftmut mit apostolischer Strenge gepaart, so oft sie die Ehre Gottes und die reine Sittenlehre dazu aufforderte! Soweit Dobrizhoffer über seine Abiponen. Es seien uns abschließend einige Bemerkungen gestattet. Wir haben mit Grund, die eine Einschaltung abgerechnet, den Pater fortlaufend zu Worte kommen lassen und müssen sagen, er versteht es, Licht und Schatten trefflich zu verteilen und in wohlerwogenen Worten etwaigem Lichte so vorteilhaften Platz anzuweisen, daß das Dunkel in Etwas vom Lichte beschienen nicht tiefschwarz erscheine; allein vergleichen wir seine Aufstellungen hier mit den Thatsachen, welche er selbst in der Geschichte beibrachte, und bei Erwägung der Schwierigkeiten der Mission, so wird der Kundige unserer obigen Behauptung über die Art und Weise des Mannes nur beipflichten müssen. In vortrefflicher Weise weiß er sodann den Übergang zu finden zu dem Missionsverfahren gegenüber dem leidigen Charakter des Volkes, weniger aber, um sein Verfahren zu kennzeichnen, denn das ist zur Genüge geschehen, als vielmehr darin noch einmal vor Thoresschluß ein unlauteres: „animam meam salvavi“ seinen Lesern zu bieten. Wir könnten viel gegen dieses Verfahren einwenden, allein seines Ortes wird dasselbe einer Beleuchtung von anderer Seite her nicht ermangeln, nur auf eins möchten wir an dieser Stelle hinweisen. Der Pater redet von „Pflanzschule“; gewiß ein vortreffliches Wort; „Menschlichkeit und Religion“ sollen in ihr „beigebracht“ werden; wenn wir absehen von der unglückseligen Verirrung, die Reihenfolge beider zu verstellen, dürfte der Ausdruck „beigebracht“ wohl anwendbar gewesen sein? Kann überhaupt „Menschlichkeit und Religion beigebracht“ werden? Ja, Gott sei es geklagt, dort war es möglich, dort war alles möglich, — denn es verwandelt sich dem Pater die „Pflanzschule“ in einen „Käfig“, und das Suchen und Finden unsterblicher Seelen in ein „Einsperren“ und in ein „Zähmen“, wie man „wilde Pferde“ zähmt! Er redet wohl mit „süßen Worten“ von „Kindern“, „Bildung“,

„Religion und Menschlichkeit“ u. s. w., aber das alles kommt hinten nachgehinkt und ist weit nicht imstande, den bösen Eindruck abzuschwächen. Noch als er von den „Pflanzschulen“ redete, schwebte das Wort „Käfig“ vor seinem geistigen Auge, und wie „wilde Rosse“ tummelten sich die unglücklichen Abiponen in seinen Gedanken, darum schrieb er und mußte schreiben aus seiner Missionspraxis: „beigebracht“! Wie man einem unvernünftigen Vieh etwas „beibringt“, wie man es abrichtet, so brachten unsere Väter jenen „Menschlichkeit und Religion“ bei „in nachsichtsvoller Sanftmut, mit apostolischer Strenge gepaart, so oft die Ehre Gottes und die reine Sittlichkeit sie dazu aufforderte!“ Das ist jesuitische Kunst, und nur ein jesuitisches Gewissen bringt dergleichen fertig, — ein Spott und Hohn auf das heilige, gottgesetzte Werk der Mission! Man muß es nur verstehen, „künstlich zu Werke zu gehen“; gern hätten wir etwas Näheres erfahren über dieses „künstliche“ Verfahren nach Seite seiner Nachgiebigkeit oder Nachsicht, denn die drei Beispiele von dem, was der „Religion zuwiderlaufe und andern Nachteil bringe“, lassen uns nur ahnen, was das Schweigen verbirgt. Wie stand es mit den sonstigen Forderungen des Christentums, wo sah man durch die Finger und wo nicht? Nun, im Grunde bedürfen wir dessen nicht, wir haben genug und übergenug gesehen und gehört, wir nehmen Abschied von dem zertretenen Volke, dessen Spuren längst verweht, mit den Worten Jeremia, des Propheten: „Es haben Hirten, und deren viele, meinen Weinberg verderbet und meinen Acker zertreten, sie haben meinen schönen Acker zur Wüste gemacht, sie haben es öde gemacht! Darum wehe euch Hirten, die ihr die Herde meiner Weide umbringet, spricht der Herr! Ihr habt meine Herde zerstreuet und verstoßen und nicht besucht. Siehe, ich will euch heimsuchen um eures bösen Wesens willen, spricht der Herr!“ —

---

Im Jahre 1664 treten uns zum ersten Male die Mokobier entgegen. Wilder Krieg tobte an den Chaco-Grenzen, beutelustig hatten auch sie nicht geringen Anteil an ihm; den Jesuiten gelang es, gerade sie als die thatkräftigsten zum Frieden zu bewegen. Aber schon 1670 brach neue Fehde aus, erschütterte ganz Tucuman und Chaco in ihren Grenzen, die Mokobier aber verschwinden in dem Gemenge der Völker. In diesem Jahrzehnt vielleicht ist die bei Dobrizhoffer erwähnte Reduktion St. Xavier in der Nähe Estecos gegründet. Die Jesuiten wohnten

in der Stadt und ritten täglich zur Kolonie; aber der Statthalter hob dieselbe bald auf und verschenkte die Mokobier an Spanier, zur Rache die freien Brüder dadurch anspornend. Erst in den achtziger Jahren tauchen sie wieder auf. Ein neuer Versuch in Chaco einzudringen war gemacht, St. Raphael (?) erhob sich in der Ebene Ledesma, aber Mokobierhaufen mit Tobas verbündet erschlugen die Missionare, die Reduktion sank dahin, so schnell sie erstanden. 1711 treten sie wieder in unseren Gesichtskreis ein, das Fort Balbuena und die dortige Missionsstation bedrohend und Santa Fé in den folgenden Jahren derart beunruhigend, daß die Jesuiten dort sich genötigt sahen, aus ihrer Meierei wöchentlich einmal der bedrängten Stadt mit fünf Wagen voll Lebensmitteln zur Hilfe zu kommen. Eine Niederlage, welche der Gouverneur von Tucuman ihnen beibrachte, war von geringem oder keinem Erfolge. Im Anfang der vierziger Jahre endlich scheint ihre Stunde gekommen zu sein. Oft waren Leute ihres Stammes im Jesuitenkolleg zu Santa Fé eingekehrt, und nichts hatten die Väter gespart an Liebenswürdigkeit, „de leur inspirer du goût pour la religion chrétienne“, und Entgegenkommen, um endlich dieser Dränger durch das Mittel der Mission ledig zu werden, so daß allmählich eine Art Vertrauens in der Heiden Herzen eingezogen war. Besonders ein Kazike war es, der vor allen geneigt sich zeigte; den gewannen die Jesuiten ganz, indem sie versprachen, ihm in dem Missionsdorfe ein schönes Haus zu bauen, und er entschloß sich, eine Reduktionsgründung zu fördern. Gern bot der Platzkommandant seine Hand, umarmte den Braven und vereinbarte mit ihm die Platzfrage. Selbstverständlich gestattete der Gouverneur das Unternehmen, man ward eins über die persönliche Stellung der Bekehrten den Spaniern gegenüber, und voll Freude über den glücklichen Fortgang strömten die Mokobier dem Kolleg zu, weitgehende Gelehrigkeit den Vätern versprechend. Schnell erhob sich St. François-Xavier bei den Mokobiern mit Hilfe der Spanier unter P. Burges, welche eine Kirche und einige Hütten bauten, Vieh und Lebensmittel schenkten und dann alles dem Missionar überließen. Es waren zuerst nur 20 Familien, steter Zulauf aber ließ die Zahl beträchtlich wachsen. Wir haben oben schon zur Charakterisierung dieser Art Mission den weiteren Fortgang des Werkes berichtet; nachdem die Frage nach Arbeit und Unterhalt glücklich gelöst, jedenfalls glücklicher als bei den Abiponen, allerdings mit dem Verluste von 300 Indianern, suchte man eine feste Tages- und Lebensordnung zu bestimmen. Die ersten Stunden gehörten dem Unterrichte im Christentum, dann ward

das Feld bearbeitet, sechs Mokobier mußten das Vieh hüten, für sechs Familien ward wöchentlich ein Rind geschlachtet, die Haut ward dem Missionar gegeben zum Einkauf von Messern, Hacken und Werkzeugen. Da kam der abgezogene Kazike mit seinen Leuten wieder, man nahm ihn auf trotz seines Starrsinnes. Kaum wieder in Ruhe verlangten Räubereien der eigenen Brüder eine Verlegung der Reduktion, zu welcher sich der Pater Provinzial von Buenos Ayres her die Genehmigung zu verschaffen wußte gegenüber den Schwierigkeiten der Beamten von Santa Fé. Die neue Niederlassung am Parana brannte zuerst ab, ward dann überschwemmt, so daß man weiter fort ziehen mußte. Zur Zeit dieser Neuaufrichtung 1749 kam P. Pauke, unser Gewährsmann, in der Missionsstation an. Nun beginnt ein neues Leben; der frische, humorvolle, in allem geschickte Pater weiß seine Leute trefflich zu nehmen, leitet sie zur Arbeit an, erringt mit den alten Kriegern einen Sieg über die Payaguas, unterweist sie in allerlei Erz- und Eisenwerk und Holz kunstvoll zu bearbeiten, der Taufunterricht trägt bald seine Früchte, mancher stolze Mokobier beugt sein Haupt und empfängt die heilige Taufe, und mit Erfolg versucht der Pater die Bekleidung der Getauften. Sonderlich die Musik ist es, welche die Heiden anzieht, die musikalischen Messen, welche das Gotteshaus füllen, — unser Pauke war ein „geschickter Geiger und stattlicher Komponist.“ Fleißig besuchen die Kinder die Schule, und durch Zureden und Wachsamkeit wird der leidige Kindermord abgestellt. Unter großer Geduld und mittels gütlichen Zuredens gewannen die Patres manchen Unhold, der durch Trunkenheit, Skandal und Mord die Reduktion arg gefährdete. Dabei blieb Zuzug von außen nicht aus, durch einen glücklichen Zug Barredas geängstet eilten andere Mokobier der Reduktion zu, Gefangene sandte Barreda auch dahin, so daß er sich „im Scherze gewiß mit Recht den zweiten Stifter der Kolonie nannte.“ Ein weiterer Zuzug eines dritten Kaziken mit seinem Volke brachte die Patres in nicht geringe Verlegenheit um die nötigen Verbrauchsgegenstände; die Guaranichristen beseitigten die Not, indem sie für die Herausgabe von geraubten Christenkindern die erwünschten Lebensmittel einsandten und weiteres in Aussicht stellten.

„Hätten nicht die steten Trinkgelage, heißt es nun weiter, mit ihren traurigen Folgen uns Kummer gemacht, so hätten wir wenig Ursache zu Klagen über unsere Zöglinge gehabt! Doch gelang es uns, die Mordthaten im Rausche zu verhindern, indem wir den Befehl durchsetzten, daß, sobald sich die Indianer zu Freudengelagen sammelten, ihre Lanzen an einen entfernten Ort gebracht werden

mußten, wozu die Weiber gern die Hand boten. So blieb es nur bei Faustkämpfen, bis wir endlich auch diese, mehr durch des Kaziken Aletin kräftiges Mittleramt, als durch unsere Beredsamkeit beseitigten. Brachte sie Aletin mit Hilfe seiner Neugetauften in ihre Hütten, so machten sie ihrer Wut durch Weinen Luft, bis sie der Schlaf überwältigte. Ging es ziemlich friedlich ab, so schrieen sie aus vollem Halse Lieder, die sie sich selbst machten und die in unharmonischen Tönen Äußerungen ihrer Tapferkeit oder ihres Verdrusses waren. So sang einst einer: „„Höret ihr Pater, ihr verbietet uns den Trunk oder Wein! Ja, wenn der Wein übel wäre! ihr trinkt auch, wenn ihr Messe haltet; soll er nicht gut sein, wenn Jesu Frito im Wein ist?““ Cithaalin, der Kazike, war bei allen diesen Unfügen der Anführer; ich gab mir viele Mühe, ihn milder zu machen, ihn dahin zu bringen, sich zur Taufe zuzuschicken.“ Endlich erfuhr Pauke die Ursache seiner steten Weigerung. Die Spanier hatten ihm gesagt, er solle nur ruhig sein, sein Volk im Zaume halten, und ihnen keinen Schaden zufügen, übrigens könne er leben wie er wolle, die Missionäre müßten ihm alles Nötige verschaffen, er habe gar nicht nötig, sich von diesen Geistlichen beherrschen zu lassen, er sei Kazike, Oberhaupt seines Stammes und solle es bleiben. Eine Anzeige höheren Ortes that die erwünschte Wirkung; es ward jedem Spanier das Betreten der Reduktion verboten, kam er dahin, so mußte er sich zuerst dem Missionar zeigen und durfte ihn nie verlassen, um mit den Indianern allein zu sprechen und handeln zu können, letzteres nicht wegen des schändlichen Betruges, den die Spanier an den unwissenden Leuten ausübten. Auch den Indianern ward der Besuch von Santa Fé verboten; aber der Zweck ward nicht erreicht, denn die Spanier begaben sich nun auf ihre Meierhöfe und handelten dort mit den Indianern, betrogen sie und brachten ihnen üble Begriffe von den Missionaren bei.

So ging das Werk, wie aus dem gegebenen Bilde ersichtlich, unter mancher Schwierigkeit weiter, es war Geduldsarbeit; ein Zuzug von 40 Familien unter einem Kaziken fand Aufnahme, mehrere Stammesoberhäupter ließen sich taufen, durch Mittel bewogen, die zu besprechen später Gelegenheit sich bieten wird, und unter Umständen, welche es uns erkennen lassen, wie sehr den Spaniern daran liegen mußte, dieser Gesellen Herr zu werden durch Aufwendung aller möglichen Mittel. Den Kaziken folgten die Gemeinen nach und nach. Die Gemeinde belief sich auf 900, die nicht alle gern und viel arbeiteten, weil noch

die alte Gewohnheit des Müßigganges sie beherrschte. Doch, wenn sie auch jetzt noch nicht um ihre Lebensbedürfnisse sich selbst besorgten, so war doch schon unendlich gewonnen, daß sie selbst einsehen lernten, wie häßlich ihre früheren Sitten und Gebräuche waren, und daß sie bei uns, wenn auch noch als Heiden, wohnten, wodurch es uns möglich ward, durch Wachsamkeit Handlungen gräßlicher Barbarei zu verhindern, z. B. den Kindermord. Pauke tauft öfter solche dem Tode geweihte Kinder heidnischer Eltern, wenn jegliche Beredung vergeblich war. — Fragen wir weiter nach dem Stande des Christentums bei den Getauften, so begegnet uns ein unablässiger Kampf gegen heimlich betriebene Trunksucht, tiefeingewurzelten Aberglauben und Zaubereiunwesen und zwar meistens vergeblich, „unter der Asche glimmte der Aberglaube fort, **ich dankte Gott, daß er nicht in Flammen ausbrach!!**" Die alte Barbarei und rohe Sinnesart war keineswegs geschwunden, sondern trat bei jeder Gelegenheit offen zu Tage. Ein gewohnheitsmäßiger, lästiger Bettel plagte die Patres tagtäglich. Bei alledem aber war das Volk treu im Erfüllen der Auffätze römischen Christentums, und Pauke ward durch die ungeheuchelte Frömmigkeit seiner lieben Pfarrkinder jederzeit erfreut, wie auch Dobrizhoffer die herrlichsten Fortschritte in der christlichen Religion rühmt und die Tugenden aller Art, welche „eingepflanzt" wurden. Ja, dieser Pater gerät geradezu in Entzücken, als er der Mokobier in seinem Geschichtswerke gedachte. Des Kaziken Aletin mehr als gewöhnliche Tugend ist er oft in der Lage gewesen zu bewundern. Ein Beispiel dieser Tugend haben wir ja oben zu „bewundern" gehabt. Aletin und Eithaalin sind ihm die Säulen der Kolonie, von beiden rühmt er, daß sie zu den Patres in schleunigstem Gehorsam standen wie in wärmster Anhänglichkeit. Übrigens war und blieb Eithaalin nach Pauke ein Gewohnheitstrinker! Nach Dobrizhoffer besaß er einen außergewöhnlichen Scharfsinn, so daß Pater Bonentin von ihm sagte: Wir müssen Gott danken, daß Eithaalin nicht studiert hat, denn er wäre allein imstande gewesen, die ganze Welt zu betrügen! Dominikus, der dritte Kazike, zuerst ein grimmiger Feind christlichen Einflusses, ward der beste und „nützlichste" Gläubige. Diese drei bewirkten, daß das zusammengelaufene, wilde und mordsüchtige Raubgesindel eine Pflanzschule christlicher Frömmigkeit ward. Weiter rühmt Dobrizhoffer an den Christen insgemein die Heilighaltung der Ehe, die unglaubliche Schamhaftigkeit, den bereitwilligen Gehorsam, Arbeitsamkeit, das Aufhören von Hader und

Zank, aufrichtige Ergebenheit gegen die Priester, — nun, Pater Pauke nannten die bettelhaften Mokobier „ohne Umstände einen Knauser“! Die Taufe begehrte man für sich und seine Kinder. In der Karwoche entbrannten sie vor Begierde, sich selbst zu martern! Scharfe Geißelungen fanden statt und prozessionsweises Kreuztragen; selbst die Knaben ließen trotz Verbot und Drohung von Selbstgeißelung nicht ab. Aus Deichseln, Jochhölzern, ungeschlachten Hölzern, welche sie bei der Hand hatten, machten sie sich Kreuze. Sie schienen wirklich an der blutigen Zerfleischung ihres Körpers ein inniges Wohlgefallen zu finden. Da einst ein Mokobier bei einer solchen Gelegenheit Blut strömen sah, schrie er ganz entzückt: Seht, wie sehr uns der Unterricht der Väter umgestaltet hat! Der Kindermord hörte auf, die Vielweiberei und Ehescheidung. „Wie viel Blätter würde ich nicht anfüllen, wenn ich alles, was ich von diesem Flecken Rühmliches weiß, hier niederschreiben wollte!“ Wir haben genug an dem Niedergeschriebenen, denn, abgesehen von dem widerwärtigen Zerrbilde christlicher Religion, widerspricht das von P. Pauke entworfene Bild diesem Lichtbilde des P. Dobrizhoffer ganz entschieden, das Volk blieb, wie wir oben darlegten, roh von Sinnesart und echt heidnischem Aberglauben zugethan, wie auch das Ende klar ergiebt, aber äußere Formen römischen Christentums umrahmten sein ganzes Leben, die Arbeit, die Spiele, und wenn das „ungeheuchelte Frömmigkeit“ genannt werden mag oder darf, so müssen wir uns bescheiden. — Neben diesem Fortschritte in römischem Christentume ging eine Zunahme von Handfertigkeitsleistungen her, welche uns billig in Erstaunen setzen muß. Der Handel blühete auf, und die Früchte der Arbeit öffneten den Leuten gänzlich die Augen, so daß sie Gott dankten für die heilige Religion, welche auch das irdische Glück der Menschen beförderte.

Achtzehn Jahre wirkte Pauke in St. Xaver, versuchte auch durch Aussendung von 10 Neophyten versprengte Reste des Volkes zu sammeln. Die Gründung dieser, sofort geplanten Reduktion vereitelte die Vertreibung des Ordens. Infolge derselben ging das an „Rühmlichem“ so reiche Xaver ein, ebenso St. Peter, welches am Rio Saladillo 1745 gegründet war. Als die Väter noch in Buenos Ayres in der Kommandantur gefangen saßen, liefen Gerüchte ein von neuen, grausamen Feindseligkeiten der Indianer, von den St. Petrusleuten, welche in die Wildnis zurückgekehrt seien, von Massakres, die stattgefunden, und großen Verlusten der Spanier. Dominikus, der Kazik, von Dobrizhoffer so hoch belobt, wußte wohl besser, was er

von sich und seinen Brüdern zu halten hatte, als er in „flammenden Worten“ dem Kommandanten von Santa Fé das Verdienst der Väter rühmte, das Sonst und Jetzt ihm vorhielt und eine „böse Zukunft betreffs des Verhaltens der Indianer ihm vormalte.“ Auf Sand gebaut und reif zum Gericht, reif der Orden selbst und reif sein Werk!

### c) Missionen im nordwestlichen Chaco, Chiriguanos, Chiquitos und Zamukos.

Wie mit den meisten Süd-Chaco-Völkern kamen die Spanier bald nach ihrem Eindringen in Südamerika auch mit den Hauptrepäsentanten der Nord-Chaco-Leute, den Chiriguanen, in Berührung, und in kurzem wurden diese ihnen zu ebenso gefürchteten wie unerbittlichen Feinden, welche jeglichem Vordringen, wie christlichem Einflusse wehrten, letzterem darum besonders, weil sie unter der spanischen Religion die Sklavenkette deutlich erkannten. Schon anfang 1600 hatten die PP. Manuel de Ortega, Martinus del Campo, Diego Martinez und andere Missionsversuche gemacht, aber vergeblich. Ein „Wunder Gottes wäre nötig“ gewesen, diese harten Herzen zu beugen und wahre Anbeter aus ihnen zu machen. Fast schien es, als sei diese Stunde 1633 ungesucht gekommen, als P. Diaz Taño in La Plata (Peru) einige Chiriguanen traf, welche Missionare erbaten. Alles ward ins Werk gesetzt, um der Bitte nachzukommen, allein aus Mangel an Arbeitern untersagte der eben ins Amt getretene Provinzial Boroa das Unternehmen. Eine Vorstellung beim General in Rom schuf die Arbeiter, allein als dieselben den Ort ihrer Bestimmung erreichten, fanden sie die Chiriguanen weiter vom Christentum entfernt als je. Diese anscheinende Mißachtung der Bitte eines stolzen Volkes rächte sich bitter. Bis auf kleine Klanschaften, welche Verbündete der Spanier genannt werden, scheint die Hauptmasse des Volkes energischen Anteil an den periodisch auftretenden großen Chacokriegen genommen zu haben, was daraus geschlossen werden dürfte, daß man „in Tucuman vor allem an die Bekehrung dieses Stammes dachte.“ Das Elend des letzten Chacokrieges war aufs Höchste gestiegen, die Indianer wehrten sich ihrer Freiheit mit furchtbarer Entschiedenheit, es gelang weder der Kirche, noch den weltlichen Machthabern, die Völker von den besten Intentionen des Königs, welche ihre Freiheit garantierten, zu überzeugen, die stetige Erfahrung sprach gegen sie. Ungehört und unbeachtet blieb selbst ein königlicher Erlaß 1684, welcher auf Anregen der Jesuiten den jesuitischen Missionen für

die Chacostämme dieselben Garantien bot, wie den Guarani, in jeglicher Beziehung, welcher den steten dem Missionswerke widrigen Kriegen Einhalt gebot und den zum Bekehrungs- und damit Pazifizierungswerke ausziehenden Jesuiten, wie bekannt, eine königliche Leibwache zu stellen befahl, — die Not der Zeit und die Erbitterung der berittenen südlichen Stämme sonderlich vereitelten die gut gemeinten Pläne vollständig. Sollte der Orden Chaco gewinnen und seine großartigen Pläne realisieren, mußten andere Maßnahmen getroffen werden. Hin und Her sannen die Väter, entwarfen und verwarfen Pläne, bis es ihnen klar ward, daß nicht vom Süden her, sondern vom Nordwesten der geeignete Weg zu suchen sei. Dort war im Laufe der letzten Jahre eine spanische Niederlassung, Tarija, gegründet, schon waren einige Klane der Chiriguanen in der Nähe dieser Siedelung Freunde der Spanier, — wenn sie hier Boden gewännen, mittels der alliierten Indianer Eingang bei der Hauptmasse suchten, würde der Erfolg unfraglich sein. Überdies war ein Einsetzen an diesem Punkte eine Etappe auf dem Wege nach Westen, wenn auch noch manch unwegsamer Weg geebnet werden mußte; und in diesem Gedanken begegneten sich der Orden und die Staatsbehörden, denn wie wir oben schon anzudeuten Gelegenheit hatten, gingen neben den kriegerischen Maßnahmen die Forschungsreisen her, nur daß der Orden auf diesem einen Wege ein Zwiefaches zu gewinnen hoffte. Die Kalkulation geriet, wenn auch in anderer Weise, ungeahnt günstig; ob auch Chaco für immer den jesuitischen Pionieren verschlossen blieb, so trat dafür der Orden in eine Arbeit ein und vollführte ein Werk, von dem noch heute lebendige Zeugen, die einzigen von allen, Kunde geben. Außerdem erschloß sich ihm ein Weg nach Peru von seinen Paraguay-Reduktionen aus, der einst von berühmten Konquistadoren betreten und oftmals begangen in jenen Tagen der Suche nach dem Dorado längst der Vergessenheit anheimgefallen war. Ob der Weg den gewünschten Anschluß wirklich brachte, das ist eine zweite Frage. Die Mission bei den Chiquitos ist es, welche der Orden fand, als er Einlaß bei den Chiriguanen begehrte. Beide Missionen haben wir jetzt nebeneinander zu betrachten. —

Dem Begehren des Ordens, in Tarija sich niederlassen zu dürfen, kamen die Bewohner auf halbem Wege entgegen. Eine Volksmission, welche P. Ruiz dort hielt, elektrisierte die Geister derart, daß nach Einholung der Erlaubnis sämtlicher Instanzen 1690 das Kolleg gegründet werden konnte. Auch hatte Gott schon einen außerordentlichen

Mann ersehen, welcher, von schwerer Krankheit infolge des Gelübdes, Heidenmission zu treiben, von Stund an geheilt das Werk treiben sollte: P. Joseph de Arce. Mit Eifer begann dieser apostolische Mann, unterstützt von P. de Rea und einigen Guarani-Dolmetschern und Katechisten, das ihm befohlene Werk, machte Erkundigungsreisen am Pilkomayo und Guapay, warf sich mit Erfolg, um kein Mittel unversucht zu lassen, zu verschiedenen Malen als Friedensvermittler auf, bat einen Gefangenen der Chiriguanen in Santa Cruz de la Sierra, der Gouvernementsstadt, los und fand überall anscheinend einladende Dispositionen, denn ein Kazike hegte eine „sonderbare Neigung" zu den Missionaren und „folglich zu dem Gesetz Christi", zwei andere fleheten sie inständigst an zu bleiben, auf daß sie Gelegenheit hätten, die Geheimnisse unseres heiligen Glaubens und den Weg zum Heil zu erlernen. Offenbar hatten die Chiriguanen hier ihre gute Stunde, während ihre Brüder am Rio Vermejo „ihr altes Liedlein sangen aus Furcht vor spanischer Dienstbarkeit." In Santa Cruz aber wehrte der Gouverneur ganz entschieden dem Werke, — dort hielt sich Arce auf, um letzte Hand an die Ausrüstung der eigentlichen Missionsexpedition zu legen, — unter dem Hinweise auf die Leichtfertigkeit, Herzenshärtigkeit, das Mißtrauen und die Treulosigkeit dieses Stammes; wolle der Orden seinen regen Eifer bethätigen, so solle er ihn doch einer anderen Nation zu gute kommen lassen, des Martyriums teilhaftig werden zu wollen, sei doch wahrhaftig kein Grund, ein so geartetes Volk einem andern und besseren vorzuziehen. Ihm vor die Thür gelegt seien die Chiquitos, welche kürzlich mit ihm Frieden gemacht und Missionare erbeten hätten. Für den Frieden stehe er ein, für die gute Aufnahme bürge der Name der Jesuiten, der Vorkämpfer für die Freiheit. Dieser Heiden Bitte zu gewähren sei ihm bislang nicht gelungen, die Väter in Peru seien vollauf mit den Moxos beschäftigt; man solle aber die Chiriguanen fahren lassen, die lediglich aus Interesse sich im besten Lichte zeigten, und den Chiquitos sich zuwenden. Die Paraguaymission sei nicht weit, von wo die Chiquitos leicht zu erreichen seien, diese günstige Lage aber mangele durchaus den Jesuiten von Peru! Er selbst wolle dem Provinzial berichten, event. an seinen alten Freund, den General Tirso Gonzalez, sich wenden. Zwar stimmten die Missionare dem Exposé zu, bestanden aber auf dem ihnen anbefohlenen Werke, zogen wieder an den Guapay, wo alles Volk sie voll Freude ob der Befreiung eines der Ihren empfing; mittlerweile waren auch die Vermejo-Chiriguanen durch göttliche Gnade so sehr erweicht, daß sie um Prediger baten. —

Äußerst vorsichtig und zurückhaltend verfahrend sehen sich die apostolischen Männer auf Andringen vielen Volkes genötigt, für kommende, glückliche Tage einen Ort zu bestimmen am Guapay, nach andern in der Nähe der Salzlager, Salinas, nördlich vom Pilkomayo, in der Nachbarschaft der Anden und des Pirapiti gelegen, für die erste Reduktion, welche den Namen La Présentation de Notre Dame, Sta. Maria von der Aufopferung, tragen sollte. Sieben Kaziken versprachen, dort mit ihrem Volke sich einzustellen und die nötigen Gebäude zu errichten. Die Taufe eines Kindes aber, für die Missionare ein großer Trost, „erregte den Unwillen des Teufels, der den beginnenden Abbruch seines Reiches merkte und sich befließ mit aller Gewalt diesen so guten Anfang mit einer so finsteren Wolke zu bedecken, welche den ihm so schröcklichen Glanz evangelischer Sonne nimmer würde hervorbrechen lassen." Er schürte und regte nämlich durch apostatische Kaziken das alte Mißtrauen, der erste Eifer erkaltete, eine Art Verschwörung wuchs gegen die Väter von Presentation heran, wo Anfangsarbeiten vollzogen sein müssen, und die „Aufwickler" erreichten ihr Ziel. Inzwischen lief eine Weisung des Provinzials ein, er halte es für strategischer, in der Nähe Tarijas die erste Reduktion anzulegen, um dann den Rücken gedeckt vordringen zu können. So entstand, als es schon an vielen Orten gärte, unter Mißtrauen und viel vergeblicher Arbeit im Tariqueathale, zwischen Tarija und dem Guapay, die Reduktion San Ignacio 1691. Zwar gelang es dem Eifer Arces und seiner Auktorität, das wankende Gebäude zu halten, sobald aber seine Berufung zu den Chiquitos erfolgt war, ging das schnell erbaute Haus seinem Verfalle entgegen; vergeblich war alle Arbeit eines Suarez und Caballero, plötzlich gingen die Kirche und das Väterhaus in Presentation in Flammen auf, die Väter flohen, und bald folgten ihnen die Arbeiter von San Ignacio, Zea und Centeno, nach, 1692. Der Gouverneur von Santa Cruz hatte recht behalten. —

Alles setzten nun die Santa Cruz-Spanier daran, die neue schon 1691 von dem Gouverneur Concha und dem Provinzial Gregorius de Orozco projektierte Mission bei den Chiquitos zu hintertreiben; sie waren unerschöpflich in Gründen, welche aber lediglich den bislang offen betriebenen Sklavenhandel zu verdecken vorgebracht wurden, denn der missionsfreundliche Gouverneur de la Concha hatte seinen Posten verlassen, und die Sklavenhandelskompagnie war zu mächtig, als daß der neue höchste Beamte Einsprache zu erheben gewagt hätte. Trotzdem reiste, „über die ganze Hölle siegprangend", P. Arce ab Ende 1692

und langte zuerst bei den Pinocas an. Furchtbar hatte hier eine Pest gehaust, darum wünschte der eifrige Gottesbote bald dort einzutreffen, und wo nicht den Leibern, wenigstens den Seelen der armseligen Indianer mit hilfreicher Hand beizuspringen; dieser Ursache halber erachtete er nichts zu sein, wenn er sich über jähe Sturzfelsen hinabwelzete, hohe Berge erstiege, durch gefährliche Flüsse setzete, in tiefen Morästen herumstiege und andere nicht kleine Lebensgefahren überstunde. In allem diesem empfande er eine gewisse unaussprechliche Süßigkeit. Mehr tot als lebendig kam er an; es kann aber keine Feder beschreiben den Trost, welchen der gute Pater empfunden, als er sein hitziges Verlangen vollständig begnügt zu sein erkannte. Nur gemäßigt werden konnte diese Freude durch das große Elend, das er antraf, Tote und Sterbende umgaben ihn. Wie ein Samariter wehrte er der Not, taufte in dem Bade der Wiedergeburt die Sterbenden, half den an allem Mangel leidenden Kranken und sah zu seiner süßen Freude, daß die Getauften diejenigen ihrer Brüder tief beklagten, welche dieser Gnade unteilhaftig dahingeschieden waren, laut Gott dankend, der ihnen solches Heil beschert hatte durch die Hand seines Dieners. So hatte der Einfluß eines Concha gewirkt und seine Unterredungen über christliche Religion, als er dieses Volk zum Frieden gewann. Arce war an den Paraguay behuf Exploration des Weges und Abholung von 7 alten Guaranimissionaren beschieden, allein die Bitten der so hoch Beglückten, er möge bleiben, waren nicht vergeblich, und die Freude über seine Zusage trug nicht wenig zur Gesundung der Kranken bei, welche bald in den Wald liefen, ein gewaltiges Kreuz zimmerten und es am letzten Tage des Jahres an der Stelle errichteten, wo die Kirche einer Reduktion ihren Platz haben sollte. Alle warfen vor dem Zeichen des Heils sich nieder, Arce sang die Litanei der Jungfrau und weihete feierlich in diesen Erstlingen die ganze Chiquitosnation der Gottgebenedeieten. Schnell erhob sich eine Kirche, dem heiligen Franz Xaver geweiht, und nach 10 Tagen ward hier das erste heilige Opfer gebracht. Und nun ging es an ein Suchen und Fragen nach den Gründen des Heils, die Kirche ward nicht leer von der Menge bis an den Abend, bis in die Nacht hinein währte der Unterricht, so unermüdlich war das Begehren, das schon oft Gehörte wieder zu hören, weil man es halb verstanden und bald vergessen hatte; mit Thränen in den Augen baten die Erwachsenen um die heilige Taufe, welche zufolge manch trüber Erfahrungen der Pater verschieben mußte bis zur Bewährung der Bewerber. Nur 90 wohl unterwiesene Kinder und Kranke erhielten das Sakrament. Mitten

in diese Arbeit hinein sandten die Panoquis, deren Vorfahren Christen gewesen waren, Botschaft, der Pater möge zu ihnen kommen, oder aber ihnen gestatten, zu ihm zu eilen. Als nun letzteres Arce gewährte, zogen sie herbei in großen Haufen und alle begehrten, der Zahl der Katechumenen beigezählt zu werden, „au rang des enfants de Dieu“. Nun aber war das Gotteshaus viel zu klein für sie alle, und da des Unterweisens kein Ende ward, fiel der unermüdliche Missionar derart in Schwäche, daß er sein letztes Stündlein erwartete. Wie er so von allen verlassen in seiner offenen Hütte lag, wich plötzlich die Schwäche, und das Fieber hörte auf. Kaum so gesundet ruft ihn ein Befehl seines Provinzials nach Tarija 1693; thränenden Auges nehmen Hirt und Herde voneinander Abschied, nachdem ersterer noch den Rat, die Reduktion an den Rio St. Michael zu verlegen, gegeben hatte. Arce mußte nach Presentation wandern, während Diego Centeno und Francisco Hervas seine Stelle bei den Chiquitos einnahmen. —

Ein Einfall der Mamelukos 1694, welche das Quellengebiet des Paraguay durchwandert hatten und ihr Absehen auf die Panoquis und die neu gegründete Reduktion richteten, rief den alten Hirten von den Chiriguanen, wo nichts mehr zu retten war, fort; eilend zieht er durch die Gaue der Boxos, Fabiquas, Taus, und um ihn her, wie um einen Schutzengel, scharen sich versprengte und schwer geängstete Barbaren. Offen wären die Ohren und die Herzen für die Botschaft des Heils, welche er ihnen zu bringen hatte. Sodann eilte er nach Santa Cruz, bot spanische Hilfe auf, vereinigte mit ihr einige hundert Pinoca-Chiquitos, und die Räuber erlitten eine empfindliche Niederlage, eine zweite im folgenden Jahre, als sie zum andern Male ihr Glück versuchten. Beide Niederlagen machten den Einfällen bis 1718 ein Ende, in welchem Jahre die Räuber 80 Meilen von St. Raphael eine Schanze aufwarfen. Aber im Besitze der Macht damals sahen die Väter dem Beginnen mit Ruhe entgegen. —

Nachdem die Reduktion Franz Xaver zum zweiten Male verlegt, um die Christen dem Einflusse und der Habgier der Spanier zu entziehen, welche Santa Cruz bewohnten, auch die durch die Mamelukos hervorgerufene Erschütterung überwunden war, frischer Zuzug dieser Stätte neuen Glanz verlieh, gründeten die PP. Zea und Hervas die Reduktion St. Raphael Archangle am Rio Jacobo 1696, welche bald von 1000 Indianern bewohnt war. Während Charlevoix diese Reduktion von Arce aus Panoquis gegründet sein läßt, nennt Fernandez die Obigen als Stifter und läßt die Gemeinde sich sammeln

aus den von Arce getrösteten und mit dem Brote des Lebens zur Zeit des Paulista-Schreckens gesättigten Leuten verschiedener Gaue. Unter Beihilfe eines frommen, hohen spanischen Beamten gründeten in demselben Jahre, nach Moussy 1699, die Patres Suarez und Avila aus Boxos, Taotos, Penotas, Xamaros, Pinnocas die dritte Reduktion St. Joseph. Im Jahre 1699 gesellte eine vierte sich hinzu unter Zea und Fernandez, jenes Verfassers der Chiquitosmissionsgeschichte, San Juan Bautista, welche bald verlassen 1706 neu gegründet ward, nach Moussy die südlichste der Reduktionen. Eine fünfte Siedelung war außerdem noch in Aussicht genommen, und es gewann immer mehr den Anschein, als wenn in Kürze das ganze Land nördlich von Tucuman bis zum Paraguay unter den Schall des Evangelii würde gebracht sein. Wie wir soeben sahen, hatten die Chiquitos unter der Habgier und dem Menschenraub der Spanier zu leiden, allein P. Arce setzte alles daran, den schnöden Handel, der trotz gegenteiliger Befehle weiter bestand, aus dem Wege zu räumen. Sein Vorhaben gelang ihm, nachdem er den Vizekönig von Peru zur Hilfe angerufen hatte gegen die königliche Kammer von Chuquisaqua, welche um des lieben Friedens willen den Händlern gegenüber durch die Finger sah. — Mit der Ausbreitung des Christentums, nachdem die Hindernisse hinweggeräumt waren, hielt ein Wachstum nach innen Schritt, heilige Liebe erfüllte die Herzen der Gläubigen, Missionseifer glühete in den Neubekehrten, die selbst ihr Leben nicht zu teuer achteten für die Sache ihres Gottes. Ja, hier sah man deutlich Gottes Finger, und der Orden wünschte sich Glück zu dem Erfolg, den er solange in Chaco gesucht hatte. 1701 ward St. Raphael des ungünstigen Klimas und einer Hungersnot wegen 40 Meilen weiter an den Guabis, einen Nebenfluß des Paraguay, verlegt. Zufolge einer Notiz der Lettr. éd. XII, 45 ff. ward vermittels dieses Flusses eine Verbindung mit der Paraguaymission hergestellt; groß war die Freude, lautet der Bericht, als 1702 die Patres Hervas und Yegros, von 40 Indianern begleitet, auf diesem Flusse ankamen. Die sehr beschwerliche Reise hatte 2 Monate in Anspruch genommen; unter dem Schutze der Jungfrau hatten die Reisenden par miracle gelebt, auf der Jagd und beim Fischfang waren ihnen Wild und Fische sozusagen in die Hände gelaufen. Wir sind außer stande, diese Notiz zu kontrollieren, meinen aber, daß, wenn hier eine Straße gefunden war, die Väter sicherlich die ungeheuer mühevollen und verlustreichen Explorationen nicht unternommen haben würden, von denen wir zu berichten haben werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt ein

gleich unten zu berichtendes Thatsächliches dieser Notiz zum Grunde, ein Mehr aber weiß die Geschichte nicht.

Wie aus Vorstehendem sich ergiebt, verlor der Orden bei aller Missionsarbeit und bei seinen Missionserfolgen, vielmehr durch sie getrieben, seine Absicht nicht aus den Augen, vom Paraguay aus einen Weg nach Westen zu gewinnen, wie nach Südwest, der Provinz Tucuman; denn um aus den Paraguay-Reduktionen nach dort zu kommen, mußte der Reisende den Strom bis Santa Fé herunterfahren, dann auf dem Überlandwege Tucuman und seine Centren betreten, um auf der Straße: Cordoba, Rioja, Santiago del Estero, San Miguel del Tucuman, Salta, Jujui, Tarija, Potosi, Peru zu gewinnen; ein ungeheurer, zeitraubender, wenn auch ziemlich gefahrloser Weg. Den Pilkomajo bis zu seinen Quellen befahren hieß sein Leben aufs Spiel setzen; den Paraguay aufwärts fahren bis zur Xarayes-Lagune und dann westwärts vordringen, war nicht möglich der sumpfigen Beschaffenheit des Landes wegen. Auch lauerten die Payaguas an den Ufern des Flusses und kleine wilde Horden des nördlichen Chaco. Dagegen bot das Chiquitosland die gewünschte Route. Möglichst nach Süden hatten die Väter die Reduktionen vorgeschoben, aber ein weiteres südöstliches Vordringen hatten bis jetzt barbarische Indianer verhindert. Da bahnte ein glaubens- und missionseifriger Indianer den Weg, und mit ihm zogen Yegros und Hervas 1700—1702 dem Paraguay zu, und als sie ihn gefunden zu haben glaubten, errichteten sie ein großes Kreuz und kehrten aus Mangel an Fahrzeugen wieder heim. Der Väter Entdeckung war eine irrige, das Gestade eines westlichen Sees hatte in ihnen den begreiflichen Irrtum wach gerufen; dennoch überzeugt, das Richtige gefunden zu haben, zogen der Provinzial P. Nuñez mit 5 alten Guaranimissionaren, Zea und andere aus den Parana-Reduktionen den Paraguay 1703 aufwärts, das Kreuz aufzusuchen, und kehrten 1704 nach Verlust von 16 Christen, welche an Hunger und Ruhr starben, und des P. Neumann nach Assumption zurück. Auch diese Expedition hatte einen großen See erreicht. Einen dritten Versuch ließ der Provinzial den Pater Fernandez 1704 von St. Raphael bei den Chiquitos aus machen; da ergab sich denn der Irrtum der zuerst ausgezogenen Väter, das vermeintliche Paraguayufer war das Gelände eines Sees, der Fluß lag noch acht Tagereisen östlich. —

Das schnelle Anwachsen des Reiches Gottes ließ ohne Frage für einige Zeit die Wegfrage in den Hintergrund treten. Wunderbar wuchs nämlich der Glaube in den Herzen dieses Volkes, Gott selbst bekannte

sich zu ihm mit mancherlei Zeichen, und wenn es ohne Frage für die Weinbergsarbeiter nach einem Worte Augustini ruhmreicher gewesen wäre, durch das Wort von der thörichten Predigt des Kreuzes allein die Heiden zum Glauben gebracht zu haben, so beugten sie sich doch demütig unter des reichen Gottes Hand, der durch glaubhafte Thaten dem Glauben der Kinder im Glauben aufhalf und ihre Herzenseinfalt, mit der sie ihm dienten, ihren Eifer, mit dem sie immer neue Heiden herbeizogen, ihre Opferwilligkeit, mit der sie alles dahingaben, um ihre Gotteshäuser zu schmücken zwecks Gewinnung der Heiden, belohnte und hundertfältig erstattete, was sie zum Baue des Hauses Gottes verwendet. Gebrach es an Fleisch und mangelte es wegen Bau eines Gotteshauses an Zeit zur Jagd, siehe, so traten aus den Wäldern die Hirsche heraus und stellten sich willig den Schüssen der Bewohner, als wären sie gesandt, wie einst die Wachteln in der Wüste Zin; drohete Dürre die Ernte zu zerstören, siehe infolge brünstigen Gebetes vor dem Allerheiligsten oder einem Kreuz, das die Patres stets zu tragen pflegten, thaten augenblicklich die Fenster des Himmels sich auf gegen den Lauf der Natur und der Jahreszeit. Ernstliches Gebet ließ eine Pest stille stehen und alle Kranken augenblicklich gesunden, schaffte Brot und Speise herbei in solchem Überflusse, wie man ihn nicht gekannt seit langem. Da war ein Neophyt am Bau einer Kirche beschäftigt, aber Krankheit brachte ihn in wenig Tagen an den Rand des Grabes. Gern wollte er sterben, aber lieber noch den Bau vollendet und seine Kräfte an ihm verwendet sehen. In seiner Not rief er die Gottesmutter um Hilfe an, und siehe, folgenden Tages sah man ihn arbeiten mit einer Leichtigkeit und Werkstücke heben, welche dem Stärksten zu schaffen machen mußten! Als bald hernach ein Tiger denselben packte und ihn derart in seinen Klauen hielt, daß er nicht imstande war, sich zu bewegen, ließ ihn plötzlich das Untier, als er die Namen „Jesus und Maria“ rief, und wenige Kratzwunden nur zeugten von dem Unfalle. In solchem Glauben gestärkt zogen die Neophyten aus, ein Kreuz oder Muttergottesbanner voran, durchliefen die Landstriche, drangen in die Wohnörter ein, priesen den Gott der Christen und das Leben brüderlicher Gemeinschaft in den Reduktionen, erzählten von den Grundlehren ihres Glaubens und kamen selten ohne große Mengen Gewonnener heim. Willig auch gaben sie auf solchen Zügen das Opfer ihres Lebens für die Bekehrung ihrer Brüder hin, neuen Eifer schufen vielmehr solche Martyrien. Einst traf einen solchen ein Pfeilschuß in den Unterleib und riß eine tiefe Wunde; man wandte alle Heilmittel an, leider ohne

Erfolg; da nahete der Priester mit dem Sakrament, gern vergab der Verwundete seinem Feinde zum Tode bereit. Dann ließ ihn der Priester und erwartete stündlich seinen Tod. Aber siehe, in aller Frühe des folgenden Tages kommt ihm der Mann selbst entgegen, der infolge längeren Siechbettes nur noch „Haut und Bein" war, erklärt, der Schmerz sei gewichen, ja die Wunde sei augenblicklich geschlossen beim Empfange des Sakramentes!!! Was Wunder, wenn angesichts solchen Eifers auch die Missionare ihre Thätigkeit verdoppelten und alles daran setzten, die Zeit, da das Feld weiß zur Ernte, auszukaufen, alle Unbill des Klima für nichts zu achten und die Nachstellungen der Feinde zu durchkreuzen; St. Michael erstand 1704, Sta. Anna 1705, San Ignacio del Norte 1707. Wir geben diese Gründungsnamen und Zahlen nach Mouſſy und weichen damit von Pater Fernandez ab, dessen Hauptaufgabe bei Darstellung der Missionsgeschichte mehr in Vorführung der wunderbaren Entwicklung des Innenlebens der Reduktion, der Zeichen und Wunder und mancherlei Kräfte gelegen zu haben uns scheinen will, als in der präcisen Darlegung des äußeren Ganges. Sehen wir recht, geben auch die übrigen Quellen, J. Page ausgenommen, nicht alle die Namen, welche wir bei dem ersten Gewährsmanne gefunden haben. Um jedoch den uns sonst sehr werten Pater Fernandez nicht zurückzusetzen, setzen wir gleich hierher, was er über die Gründungen zu sagen hat. Aus klimatischen und missionstaktischen Gründen läßt er etwa 1706 die vier ersten Reduktionen verlegt sein, in dasselbe Jahr oder das folgende fällt die Gründung von San Ignacio und Immaculata Concepcion durch P. Cavallero. Aus der überfüllten St. Joseph-Reduktion wird eine aus vier Chiquitosstämmen bestehende Tochterreduktion St. Johann der Täufer ausgesandt, so genannt nach einer früheren wegen ungesunder Lage verlassenen Reduktion; die Aussendung wird berichtet, nachdem P. Arces Tod 1716 (s. unten) erzählt worden ist; 1721 setzt St. Raphael die Tochterreduktion St. Michael aus sich heraus. So viel, soweit wir sehen, Fernandez. —

Pater Cavallero zog in diesen so gesegneten Tagen umher, gewann die Puraxis, vertrieb durch seine Festigkeit menschenraubende Spanier, gewann die Aruporez und Tabaxis und schickte sich endlich an, von den Puraxisältesten freundlich geleitet, in das Land der Mañacicas zu ziehen. Bevor er sich jedoch auf die Reise begab, erzählt Fernandez, haben die Puraxis begehrt, daß er ihnen das Gesetz, nachdem sie hinfür ihr Leben einrichten müßten, erklären, die Kinder taufen und ihnen einen Regen von Gott erbitten möchte. Da der Pater die Billigkeit ihres

Begehrens und wie sehr sie zum Guten geneigt erkannte, ließ er ein großes Kreuz aufrichten, verrichtete vor demselben, umgeben von Kindern, Weibern und Soldaten sein Gebet, um Christi willen möge Gott sein Gebet um Regen erhören, dadurch so viele Seelen könnten gewonnen werden, für die Christus sein Leben eingesetzt. Durch dieses eifrige Gebet hat Gott sich diesesmal nicht erbitten lassen, alsobald das Begehrte zu erteilen, welches Cavallero doch in anderen Dorfschaften ohne allen Aufschub erhalten hatte; welches vielleicht darum geschehen war, damit das Volk durch die Verzögerung verlangter Gnade zur Bereuung des bisher getragenen Hasses und Rachgierigkeit angetrieben würde. In dem Sinne ermahnte nun Pater am Abend die versammelte Menge, ihnen Hilfe verheißend, so sie reuig von ihrem bisherigen Thun gegen ihre Feinde ließen. Mehr war nicht nötig, der Missionszug brach auf, war kaum eine kleine Meile fort, da fiel ein ausgiebiger Regen. Ein Gefangener des Mañacicavolkes, Izu mit Namen, den er den Sklavenjägern entrissen hatte, hatte es ihm angethan, so daß er alle Warnungen vor den bösen Eigenschaften dieses Volkes gering achtete. Derselbe schien nämlich Geschmack an religiösen Übungen zu finden, denn mit Verständnis hatte er seinen Unterweisungen gelauscht, hatte sich wie der Pater betend vor dem Kreuze niedergeworfen, wie er seine Hände gefaltet, die Gebete mit lauter Stimme ihm nachgesprochen, — ohne Frage, die Brüder dieses Knaben mit seiner „glücklichen Veranlagung“ mußten unschwer zu gewinnen sein für das Reich Gottes. — Nach wenig Tagemärschen tauchte das erste befestigte Dorf des gefürchteten Stammes vor ihren Blicken auf; Furcht ergreift die Begleiter des Paters, ein kurzes Wort seines Mundes hebt den gesunkenen Mut, und weiter geht es. Jetzt haben sie die Palissade erreicht, Schweigen des Todes herrscht rings umher, kein menschliches Wesen läßt sich erblicken, nun bebt auch des Paters Herz, als er die Umzäunung durchschreitet; da hört er, wie ein junger Christ, erst kürzlich getauft, in brünstigem Gebete Gott seine Wegmühen, ses sueurs et ses peines, opfert, die er unternommen zum Heile dieser Elenden, ja, wie er Gott bittet, selbst sein Leben für eine so köstliche Sache gnädig anzunehmen. Durch diesen Heldenmut gestärkt zieht er weiter und gewinnt unangefochten das Dorf. Haufen Erschlagener bedeckten den Boden; sie ziehen weiter und erreichen bald ein bewohntes Dorf. Die Puraxisbegleiter bleiben zurück, mit Izu, dem Dolmetsch, allein dringt der Pater vor, und bald umgiebt ihn eine wildtobende Menge. Aber mitten in den Tumult ruft der Knabe in der Sprache seines Volkes: „Thut diesem kein Leid, denn

er ist kein Feind! Nein! ein Diener Gottes, ruft der Pater, gekommen euch das Gesetz des wahren Gottes zu lehren und das Mittel, glücklich zu leben! Allein immer drohender ward die Menge, der inzwischen angekommene Puraxishaufe mahnt zum Rückzuge, aber furchtlos, wie in der Kirche unter seinen Christen zu St. Xaver, steht Cavallero unter der bewegten Schar, das Kreuz in der Hand, neben ihm sein Dolmetsch, der voll Überzeugung, mit Gewalt und Energie zu seinen Brüdern redete von der Größe Gottes, der Heiligkeit seines Gesetzes, der Notwendigkeit es anzunehmen, um glücklich zu sein für Zeit und Ewigkeit, — und siehe, er brachte mit der Kraft seiner Worte, oder vielmehr mit der Gnade Gottes, die in den wilden und unmenschlichen Gemütern innerlich wirkte, den bewaffneten Haufen dahin, daß sie ihre Wut sinken und den gefaßten Haß fahren ließen. Hierauf hat er, obwohl noch ein Neuling im Glauben, ihnen von Gott und seinem heiligen Gesetz so nachdrücklich zugeredet, daß die Barbaren, so wie sie dastunden, die Hände voll mit vergifteten Pfeilen, einer nach dem andern zu Pater Cavallero hinzugegangen und auf den Knien mit demütiger Ehrerbietigkeit die Wunden des Gekreuzigten geküsset haben. Zu diesem hat der Kazike der Puraxis nicht wenig beigetragen, — trotz Unkenntnis und Verschiedenheit der Sprachen, — der mit heller Stimme rief: „Kommt Freunde, eure Unterthänigkeit unserem Schöpfer Jesu Christo zu bezeugen, betet ihn an und unterwerfet euch dessen Joch!" Es war fürwahr eine verwunderungswürdige Sache, daß ungläubige Heiden, die vor wenig Tagen in dem Glauben unterrichtet und noch nicht getauft waren, dennoch schon Prediger des Evangeliums abgaben, und daß zugleich eine Nation, die eben zu allererst nichts als Grausamkeit an sich merken ließe, durch eine außerordentliche Veränderung der Hand Gottes sich zu den Füßen des Gekreuzigten warf!" Sofort kommt der Friede zwischen den Puraxis und Mañacicas zu stande, der getreue Izu zimmert ein großes Kreuz, Cavallero pflanzt dasselbe mitten auf dem Platze auf als ein Zeichen des Sieges, den der Himmel über die Hölle errungen, u. s. w. Das weitere Thun unseres Missionars bis zu seiner baldigen Abreise, welche die herannahende Regenzeit und Angelegenheiten von St. Xaver geboten, und das Entgegenkommen des Volkes sind dem geschilderten Anfange entsprechend; eine definitive Besetzung dieses Gebietes wird für das nächste Jahr in sichere Aussicht gestellt. Vergeblich ist das Bemühen eines Mapono, das Volk gegen den Fremdling zu erregen, der vom Missionar gewonnene Kazike läßt ihn mit seinen Wünschen gehörig ablaufen und verweist ihn aus dem

Dorfe. Von dem dankbaren Volke eine lange Wegstrecke geleitet zieht Cavallero St. Xaver zu.

Trotz seines Eifers, diesem Volke zum zweiten Male einen Besuch abzustatten, — weil er bedachte, daß er auch den noch nicht getauften Neulingen in dem Glauben, deren eine Menge in Xaver war, beispringen müßte und es besser wäre, wenig und gut unterrichtete, als viel aber unwissende Seelen in seiner Herde zu zählen, welche, so leicht sie gewonnen werden, ebenso leicht sich verlieren, hat Cavallero den größten Teil des Jahres nach seiner Rückkehr angewandt, seine Xaveristen mit allen erdenklichen Kunstgriffen der Liebe und des Eifers zum Guten anzuleiten und das Böse aus der Wurzel zu reißen, denn die Trunkenheit, Unzucht und andere Laster mehr vergesellschaften bei den Wilden gemeiniglich die unbeschränkte Lebensart, ehe sie Christen werden. Dessen ungeachtet hat er sich manchmal in die neu entdeckte Gegend verfügt, das Verlangen der Barbaren nach der heiligen Taufe immer mehr entzündet und Erkundigungen aller Art eingezogen. —

So sehen wir erst im Jahre 1706 Cavallero eine größere Missionsreise antreten; er besuchte zuerst die Sibacas. Dieselben hatten bei seinem ersten Dortsein unter Leitung ihres Hauptmapono seinem Vorgehen entschiedenen Widerstand geleistet, ja ihm nach dem Leben getrachtet. Alle diese nun waren in der Zwischenzeit elend an einer Seuche gestorben, welche mit Raserei beginnend sie bald zum Tode brachte und zwar dergestalt, daß ihre Leichname entsetzlich anzusehen waren. Nicht also erging es den schon getauften kleinen Kindern, deren Leiber nach dem Tode ganz weiß und schön verblieben, gleich als wenn dieselben der Unschuld der durch die Taufe gereinigten Seelen teilhaftig geworden wären. Eine gleiche Strafe erlitten die, welche das vom Pater errichtete Kreuz mißhandelt hatten. In diesem Jahre nahmen diese also gestraften Leute Cavallero gütig auf, da sie aus Anlaß der Pest glaubten, der Pater müsse ein sonderbarer Freund des Teufels sein, und es also sich geziemen wolle, ihn gütig zu bewirten, dabei sie keineswegs auf den Nutzen ihrer Seelen, sondern auf zeitliche Abwendung der Leibesstrafen ihr Absehen gerichtet. Sobald nun Cavallero diese lächerliche Einbildung merkt, befiehlt er sich und den Ortskaziken dem heiligen Geiste, damit er mit seiner erleuchtenden Gnade das Beste thun möchte, ruft den Kaziken auf die Seite, belehrt ihn über seinen und des Volkes Irrtum und erklärt ihm anbei, was für eines übergroßen Gutes er würde teilhaftig werden, wenn er es sich nur wollte gefallen lassen, den christlichen Glauben anzunehmen. Während diese Worte das Ohr des

Barbaren trafen, ließ Gott selbst ihn seine Stimme hören in dem Grunde seines Herzens; er wurde betroffen, touché, und bekehrt, so daß er selbst ein noch nicht vollkommener Lehrling sich unter die Seinen verfüget, das christliche Gesetz zu predigen. Das Beispiel seines Mapono, eines jungen, das Jahr vorher gegen den Missionar verschworenen Menschen, trug dazu bei, seine Heilsbegierde zu befestigen. Ein junger Christ war das Werkzeug, dessen sich Gott zu seiner Bekehrung bediente; im übrigen war die Entfernung von der Wahrheit mehr die Folge seiner Unwissenheit, als der Verwilderung seines Herzens; er öffnete die Augen dem Lichte und ward sogleich ein Apostel, als er Jünger ward, denn an demselben Tage gewann er Jesu Christo zwei Dorfoberste. Folgenden Tages fand langer Unterricht statt, dann pflanzte man ein Kreuz auf, errichtete darunter einen Altar, stellte die Bilder Christi, der Jungfrau und St. Michaels darauf, und alles Volk warf sich auf die Knie und schrie nach einer tiefen Verbeugung im Tanzreigen: „Jesus Christus, du bist unser Vater, heiligste Maria, o du Jungfrau bist unsere Mutter.“ Und das wiederholten diese guten Indianer unermüdlich, was das Herz des Missionars mit Freude und Trost erfüllte, die er nicht aussprechen konnte; er weinte Freudenthränen samt seinen Neophyten! Der Glaube schlug so starke Wurzeln in den Herzen der Indianer, daß einige von ihnen, auch der junge Mapono, um seinetwillen grausame Verfolgung erlitten, welche hervorgerufen durch Satanas, der sich seines Gebietes beraubt sah, durch einige Indianer ausgeführt ward. Grobe Mißhandlungen selbst brachten den Mapono nicht zum Widerrufe, er lasse gern sein Leben für das heilige Gesetz, welches er angenommen, um seine Liebe zu Jesu Christo zu bezeugen. Fernandez weiß den Vorgang besser als die erbaulichen Briefe, denn ihm zufolge beredet Satanas selbst den Mann, den alten Gottesdienst wiederherzustellen, und prügelt dann eigenhändig den Widerspenstigen jämmerlich, ja bringt ihn fast zu Tode. Auch das Zureden eines Freundes, wenigstens dem äußeren Scheine nach dem Teufel zu willfahren, gelingt nicht, er bleibt standhaft und Gott giebt ihm seine vorige Gesundheit wieder.

Nachdem die dem Missionar von diesen neuen Katechumenen dargebrachten Kindlein getauft waren, geht die Reise weiter zu den Quiriquicas. Aufgebracht über sein Erscheinen droht ihm die Menge den Tod; da kommt ein Christ auf den Gedanken, so hoch wie möglich das Bild der Jungfrau zu heben, so daß es alle sehen konnten; „il était prevenu d'une secrette confiance“, daß dasselbe sie in dieser Gefahr

schützen würde. In der That, eben als die Barbaren ihre Pfeile abschießen wollen, verlieren sie den Gebrauch ihrer Arme, daß sie dieselben nicht einmal bewegen konnten! Das machte sie so bestürzt, daß sie Hals über Kopf in den Wald flohen. Inzwischen zerstört Cavallero den Götzentempel und verbrennt die abgöttischen Bilder. Im Walde aber wird nachts großer Rat gehalten, was zu thun sei; ein neuer Versuch gegen den Missionar werde unfruchtbar sein, denn man habe es ohne Frage mit einem Manne mit starkem Zauber zu thun. Da tritt Sonema in der Leutlein Mitte, — er war bei der allgemeinen Flucht im Dorfe geblieben, vom Missionar freundlich behandelt und unterwiesen worden, — lobte den Mann und seine Lehre voll Verwunderung, so daß alle einmütiglich beschlossen, ins Dorf zu gehen und sich seinen Händen zu überliefern. Cavallero empfing die Heimkehrenden mit jeder Art von Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, ja es scheint, daß Gott der Herr auf sein Gesicht und in seine Manieren ich weiß nicht welchen übermenschlichen Ausdruck gelegt habe, welcher das Vertrauen und den Respekt der Leute herausforderte!! Denn sie warfen sich zu seinen Füßen, baten ihn um Verzeihung, und keiner wagte ihn zu verlassen ohne seine Erlaubnis. Zuletzt kam der Mapono, mit offenen Armen nahm der Pater ihn auf, ließ ihn neben sich setzen und begann mit ihm die Unterweisung. Während das Volk im Zweifel ist, welches der Erfolg dieser Unterhaltung sein würde, — die einen mutmaßen, der Mapono werde mit Gewalt für seine alten Götter eintreten, die andern, der Erfolg werde günstiger sein, tritt letzteres ein. Unser Mapono war ein Mann von Geist, hatte ein gutes Naturell, und Gott arbeitete an seinem Herzen durch die Macht der Gnade. Er warf sich Cavallero zu Füßen und bat ihn, ihn in den Rang der Christen einzureihen, und zum Beweise der Aufrichtigkeit seiner Wünsche erhob er sich sofort, wandte sich laut an alle Indianer und bekannte, er sei betrogen und er habe sie betrogen, nahm alles zurück, was er sie gelehrt, es sei nur ein wahrer Gott, Christus, und nur sein Gesetz führe zum ewigen Leben. Wie er sie zum Christentum ermahne, so werde er selbst die Botschaft zu seinen Stammesgenossen bringen. Voll unsäglicher Freude umarmte der Pater mit seinen Christen den Mann und erschöpfte sich in Liebeserweisen gegen das in den Schafstall Christi eilende Volk. Unter Litaneigesang wird ein Kreuz errichtet, und die Indianer, welche in ähnlicher Weise nie singen gehört haben, glauben sich in den Himmel versetzt und können nicht genug hören! Auf den Befehl des Paters

werden dann die Kinder herbeigebracht und zwar in solchen Mengen, daß derselbe einen ganzen Tag taufen muß, so daß seine Arme vor Kraftlosigkeit niedersanken. Aber welch ein Trost der Anblick dieser Kinder, deren Väter aus hartnäckigen Götzendienern in eifrige Neubekehrte des wahren Glaubens verändert worden. „Sie wollten von meiner Seite nicht abweichen, so groß war die Begierde, dasjenige zu ergreifen, was zur Erlangung der ewigen Seligkeit notwendig sein möchte.“ Unter Thränen und Schluchzen der Indianer erfolgt dann die Abreise des Paters nach seiner Reduktion St. Xaver. —

Einem guten Säemann gleich zog er, wie Charlevoix glauben wir bemerkt, auf diesem fruchtbaren Acker umher, warf den Samen aus, oder richtete das Land zu, andere sollten begießen und die Frucht sammeln; und wie einst die Apostel geistgeleitet das Evangelium predigten, also folgten auch diese Männer nicht eigenem Ermessen, sondern ließen willig sich führen, wohin Gott sie rief, wenn auch die Bande der ersten Liebe sie fesseln wollten an das noch nicht vollendete Werk. So trieb der Geist Cavallero im Jahre 1707, im August, zum dritten Male St. Xaver zu verlassen, um alle Gemeinden zu besuchen, welche bisher sein Angesicht nur kurze Zeit gesehen hatten, „angesehen er, wo er immer hinkam, die heidnische Religion aus der Wurzel ausrotten und hingegen den wahren Glauben einpflanzen wollte und dazu gantze Monate gebraucht mußten werden“, wozu in den Vorjahren die Zeit nicht reichte.

Zuerst besuchte er die Sibacas, redete mit ihnen vom Reiche Gottes, gab ihnen Lieder, welche die christliche Lehren enthielten, und bald hallten die Dörfer und Felder wieder von lieblichem Gesange. Wie lebendig erwuchs dieser Leute Glaube, wie einfältig gedieh er in ihrem Herzen, er verdiente wahrlich merkliche Zeichen einer besonderen Bewahrung des Himmels. Alle Kinder wurden getauft, schon stand die Taufe der Erwachsenen bevor, da erging der Ruf, die wilden Jurucarez zu besuchen, vor denen das Land erzitterte. Pater Cavallero, nach der Märtyrerkrone begierig, macht sich sofort auf unter großer Traurigkeit und Weinen des Volkes, bei dem er weilte. Schneller als er gedacht steht er vor dem Dorf der Feinde. Aber über seine Ankunft war man schon unterrichtet, denn zwei Tage vorher, als das Volk seinem Götzendienste oblag, berichtete die falsche Gottheit dem Volke die Ankunft des Paters folgendermaßen: „Ich sehe mich gezwungen, in anderen Orten Leute zu suchen, die mich verehren, denn von diesem meinem Tempel verjagt mich einer meiner größten Feinde, der schon in der Nähe ist;

fliehet auch ihr mit mir! Dieser mein Feind führet etwas in der Hand, das ich mit den Augen nicht ansehen mag!" Zwar suchte das Volk diese Bedenklichkeiten durch Geschenke zu beschwichtigen, allein die Gottheit blieb bei ihrer Aussage, und endlich floh das Volk zum größten Teile mit dem Kaziken samt dem Mapono. Cavallero wußte nichts von dem Vorgefallenen; er macht mit seinen Begleitern halt angesichts des Ortes, hört die Beichte, erteilt die Absolution, der Zukunft ungewiß, — da springt plötzlich ein Jurucarez, der ungesehen Augenzeuge dieser rührenden Scene gewesen, dem Pater zu den Füßen und erklärt ihm, mit ihm als Christ leben und sterben zu wollen! Mit solchem Angelde geht es freudig dem Werke zu! Aber auch die letzten Insassen fliehen bei seinem Anblicke, nachdem ein Attentat auf einen Begleiter mißglückt war, nur wenige blieben zurück. Unter diesen gewinnt Cavallero einen Knaben durch Liebenswürdigkeiten und Geschenke, dazu erregte Gott auch in seinem Herzen eine so große Neigung zu dem freigebigen Missionar und begabte seine Zunge mit solchem Nachdruck, daß dieser junge Bote in einem Augenblicke seine von dem Mapono getäuschten Landsleute umwandelte und mit einer Schar derselben aus dem Walde zurückkehrte. Die Wilden standen vor dem Manne voll der Erstaunung und betrachteten denselben gleich als ein Abenteuer oder unbekanntes Wesen des anderen Lebens, weil er eine so große Kraft hatte, die Götter aus ihrem Lande zu vertreiben. Nichtsdestoweniger kommen sie auf des Paters zarte und liebreiche Worte zu sich und obschon sie unwissend waren, mußten sie klar daraus schließen, daß ihre Götter sehr schwach und kraftlos wären, weil sie einem einzigen Menschen Widerstand zu thun Macht genug nicht hatten. Sie neigten also mehr ihre Gemüter jenem zu und bewirteten ihn, nachdem sie erkannt, daß keine Ursach zur Furcht vorhanden! Folgenden Tags kommt das Gesamtvolk um das errichtete Kreuz zusammen, der Pater legt die Lehre aus, damit sie sowohl die Geheimnisse wüßten, die sie glauben, als die Gebote verstünden, die sie beobachten müßten; Hinweis auf die Eitelkeit der Götter und Trügerei des Mapono, welch letztere von den angesehenen Vertretern dieser Klasse öffentlich zugestanden wird. Das Volk hört schweigend und aufmerksam zu, Zurufe unterbrechen den Missionar, als er von der Erschaffung der Welt und dem Falle der Engel redet, um ihnen das Sündhafte und Unsinnige ihres Dämonendienstes zu erweisen. Diese Erklärungen des christlichen Gesetzes werden einige Tage fortgesetzt mit gleicher Emsigkeit und Nutzen seiner Zuhörer. Um aber diesen die Gelegenheit zum Rückfalle zu benehmen und die

noch etwa vorhandenen Überbleibsel des Heidentums aus dem Wege zu räumen, läßt Cavallero alles gottesdienstliche Gerät zusammenbringen, zerschmettert, zernichtet es, bewirft und überschüttet es mit Mist und Kot und verbrennt schließlich alles, und unter Tanzen und Gesängen beschlossen die Indianer diese Vernichtung ihres alten Glaubens und Gottesdienstes. Nachdem die Iurucarez mit ihren alten Feinden Frieden gemacht, die dargebrachten Kinder getauft sind, reist der Pater ab. —

Von da ging es zu den Quiriquicas und den noch ganz barbarischen und vom Evangelio unberührten Cozokos, Subaracas, Tapacuras und anderen. Einem Triumphzuge glich unseres Helden Predigtreise, alle Heiden fielen ihm zu, denn Kranke wurden durch sein Wort und Auslegung eines Muttergottesbildes gesund, ansteckende Seuche wich, einem fast sterbenden Obersten seines Volkes schenkte Gott das Leben auf Bitten des Mannes Gottes, damit er getauft des Todes eines Gerechten stürbe, gezückte Mordwaffen entsanken den Händen zum ersten Male besuchter Barbaren und die abgeschossenen Pfeile fielen vor dem Gottesmann zur Erde, als hielte eine unsichtbare Hand sie zurück; auf den Tod durch Pfeilschüsse schrecklich verwundete Christen erstehen plötzlich völlig gesundet, von allen Kranken eines Dorfes weicht plötzlich jegliche Plage, sobald die Erklärung ergangen, die Dorfgemeinde wolle das christliche Gesetz annehmen, — der Gott, der solche Wunder that, war ohne Frage der rechte Gott, und der heilige Bote, der die nie gehörte Botschaft brachte, von ihm gesandt. Reich in dem erfahrenen Segen Gottes kehrte Cavallero im Januar 1708 nach fünfmonatlicher Abwesenheit nach St. Xaver zurück. — Wir haben es uns versagen müssen, eingehender diese soeben skizzierte Reise zu behandeln aus mehr als einem Grunde, deren geringster nicht der, den geneigten Leser nicht zu ermüden, zumal ähnliche Dinge in einem Kapitel weiter unten zur Genüge noch zur Sprache kommen werden und herbeigezogen werden müssen. Zudem liegt manches zu weit ab von der eigentlichen Geschichte, als daß es nicht in anderer Verbindung seine Verwendung finden müßte. — Wie im Fluge durcheilen auch die anderen Missionare das Land, begleitet von Christen und bewaffneten Freunden, die Kinder werden in Massen getauft, die Erwachsenen jedoch zurückgestellt, eine Unterweisung in dem christlichen Gesetz findet stets statt. Aber es ist stets nur der Bruchteil eines Jahres, den diese Männer auf ihren Reisen zubringen und in dem sie diese riesigen Erfolge erringen, Erfolge, welche die Errungenschaften der Guaranimission in Schatten zu stellen geeignet sein dürften. Der mit aller Ausgiebigkeit von

P. Fernandez gezeichnete Repräsentant dieser Mission ist eben Cavallero, den wir begleiteten. —

Um die Früchte seiner Missionsreisen zu sammeln und zu sichten, gründete dieser auf Befehl des Chiquitos-Provinzials 1708 La Concepcion, bevölkerte sie aber zunächst und auffallenderweise mit neubekehrten Dämonenanbetern, welche durch Anpreisung der Seligkeit und Drohung der Höllenstrafen gewonnen waren, und mit einem Rest der durch Pest verderbten Mañacicas, blieb ein Jahr dort und versuchte dann das Netz weiter auszuwerfen, spanische Sklavenräuber aber vereitelten seine Arbeit gänzlich. Nach hartem Ringen mit seinem Gotte über neue Wege ins Heidenland zog er 1711 zu den Puizocas von Concepcion aus, obgleich andere Heiden ihn gerufen, und fand hier seinen Tod von Barbarenhand; ohne Frage war dieses Ereignis eine Folge des spanischen Beutezuges. Von Spaniern aus Santa Cruz unterstützt, zogen die Concepcionleute alsbald aus gegen die Landfrieden brechenden Mörder, den heiligen Leib zu holen. Abends langten sie an, — da mitten in der Nacht gewahrten sie an einer bestimmten Stelle ein Licht, das aufflammte und erlosch zu wiederholten Malen, und als sie bei Tagesgrauen der Stelle sich näherten, fanden sie in einem Moraste den gesuchten Leib, trotz sehr heißer Zeit ganz frisch und gesund und ohne üblen Geruch, vor ihm das Kreuz, welches er auf seinen apostolischen Fahrten trug. In Concepcion begrub man den Blutzeugen, sein Gewand aber und andere Gegenstände, welche seine Hände berührt hatten, begehrten die Männer als kostbare Reliquien. —

Acht Reduktionen bestanden jetzt im Chiquitoslande: St. Xaver, Raphael, St. Joseph, San Juan Bautista, St. Michael, Sta. Anna, San Ignacio del Norte, Concepcion; die verschiedensten Stämme waren in den Gemeinden hin und her vereinigt, verschieden in Sprache, Sitten und Gebräuchen. Moussy und die Lettr. éd. zählen sie uns auf; wir fügen zu den schon genannten noch einige hinzu: Taus, Guarayos, Teotas, Penotas, Tapacaras, Guaracoras, Curuminicas, Coravecas, Saravecas u. s. w., im ganzen zählt die Chiquitosnation mehr denn 30 Stämme. 1712 kamen die Morotocos-Quiez noch hinzu, 5 Dörfer erfaßten den Glauben, und als durch Einführung noch eines Klans St. Joseph zu klein geworden war, setzte sich aus ihm, wie oben schon erwähnt, San Juan heraus. Nicht geringe Beschwer aber und nicht wenig Ansprüche an Geduld erwuchsen den Missionaren aus diesem Völkergewirre, bis die Menge „gezähmt“, und ein Grund wirklich gelegt war. Treu aber

standen in dieser Arbeit die alten Christen jeden Alters und Geschlechtes den Arbeitern im Weinberge bei, treu im Sammeln neuen Volkes, treu im Glauben, treu in der Liebe, reich an christlichen Tugenden, rein in ihrer Unschuld, — ein „Wunder“ in aller Augen. Zu den schon genannten Reduktionen kamen noch hinzu: San Jacobo de Chiquitos 1710, Santo Corazon 1717, welches zuerst an den mit dem Paraguay in Verbindung stehenden Sümpfen erbaut später 20 Meilen nach Norden hin verlegt ward. So reichte diese Missionsprovinz von Santa Cruz de la Sierra im Westen und der Moxosmission gegen Osten bis zur Xarayez-Lagune; eine Gebirgskette begrenzt sie im Norden und Chaco im Süden; durchflossen ist das Gebiet vom Guapay, der in den Mamoré sich ergießt, vom Aperé oder St. Michael-Parapiti, welcher ebenfalls in den Mamoré strömt. Die Lettr. éd. zählen für 1723 die Lage der Reduktionen also auf, im Süden beginnend: Juan, Joseph, Raphael, Michael, Xaver, Concepcion. Werners Atlas ist wiederum durchaus unbefriedigend; er giebt auch nur, was die dem General Retz aus dem Jahre 1732 von den Jesuiten gewidmete Karte bietet, vgl. Sammlung der neusten Schriften, Band 1. Während Moussy 10 Reduktionen aufzählt, deren letzte 1717 gegründet, kennt J. Page: Xaver, Raphael, Joseph, Juan, Concepcion, Ignacio, Santiago, Santo Corazon; Bach zählt deren 9 auf, da Sta. Anna erst nach Vertreibung des Ordens gegründet sei. —

Also erbaut in reichem Segen schauten die Väter wieder nach Süden und Südosten aus, um den Weg zu gewinnen, der bislang verschlossen war. Nach Südosten zu, berichteten nun mehrere Christen, säßen in 6 großen Hauptdörfern die Zamukos-Samacosis nebst Uraganos, wären sie gewonnen, wäre ein Bedeutendes erreicht. Darum machte P. Zea von San Juan Bautista 1716 sich auf in das Zamukosland. Zweimal zwang ihn die Ungunst des Weges und der tiefe Urwald zur Umkehr, im Juli 1717 erst erreichte er das ersehnte Gebiet. Voll Freude nahm man ihn auf, die Männer küßten ihm die Hände. Eben dieses wollten auch die Weiber thun; „aber der Diener Gottes, so ganz in Trostzäher zerflosse, gab ihnen das in Händen habende Bildnis der Jungfrau zu küssen.“ Auf seine Vorstellung hin (à la première proposition, qu'il leur fit de reconnaître le Dieu des Chrétiens), den Christengott zu verehren, erklärte die Gemeinde, sie trage brennendes Verlangen danach, daß sie noch nicht Christen seien, liege darin, daß keiner ihnen die zu glaubenden Wahrheiten gebracht und die zu beachtenden Gebote. Sodann trat man in

Beratung über den Platz und den Namen der neuen Reduktion, San Ignacio sollte sie heißen; ein Kreuz ward errichtet, vor dem alle Indianer sich niederwarfen und es anbeteten, während die Christen die Litanei der Jungfrau sangen. Zea würde auch allda mit freudigem Willen verharret sein, die Herzen dieser Neulinge im Glauben mehr anzufeuern, wenn er nur den heiligen Zierat und den Reis= oder Tragaltar bei sich gehabt hätte!!! So kehrte er, trotzdem froh und dankbar, nach San Juan heim. Nicht leicht zwar ward ihm der Abschied; denn wie die Zamukos in großartiger Geneigtheit sich bereit erklärt hatten, den heimischen Boden zu verlassen, um weiter nordwärts nach den Chiquitos zu die neue Reduktion zu beziehen, so erhob sich ein groß Geschrei und Wehklagen bei seinem Abzuge aus Begierd der heiligen Tauf! Jedoch weil der Pater ihnen versprach, daß er auf das Bäldeste wiederkehren wollte, ließen sie sich zufrieden stellen und baten Gott mit gegen den Himmel erhobenen Händen um ein glückseliges Ende seiner Reise und eilfertige Wiederkunft. An seiner Statt zogen 1718 Yegros und Alb. Romero unter unsäglicher Mühe denselben Weg, fanden die Zamukos, welche die alte Bereitwilligkeit zeigten, alles verabredeten unter ihrem Kaziken, der mit einem Stabe und bunten Kleide beschenkt war, die dann fast spurlos verschwanden, als die Väter aus San Juan die nötigen Requisiten herbeischafften, von Romero aber gesucht und gefunden, diesen mit seinen Begleitern heimtückisch erschlugen. So war der Weg versperrt für diesmal! —

Zu derselben Zeit, 1715—1719, machten die PP. Arce und de Blende auf dem Paraguay den alten Versuch von Assumption her. Nach Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten, Durchquerung des Sees Mandioré, erreichte Arce in zweimonatlicher Landreise die Reduktion St. Raphael bei den Chiquitos, kehrte dann zurück an den Ort, wo er P. Blende verlassen hatte, fand diesen aber nicht mehr vor. Des langen Wartens müde hatten die begleitenden Spanier zum Aufbruche getrieben, keiner erreichte das heimatliche Gestade, die Payaguas schlugen sie tot; ein gleiches Geschick widerfuhr P. Arce 1719. Das Wagstück war gelungen, aber nie zogen Väter nach ihnen diesen Weg, die Mühsal war zu groß, das durchzogene Land eine Wüste, und wilde Feinde lauerten am Wege. —

Auch bei den Chiriguanen hatte der Orden die Arbeit wieder aufgenommen, von ihnen selbst eingeladen in den Nöten des Krieges. Wie kam das bei dem hartnäckigen Volke, fragen wir mit Fernandez.

Ein im Unglauben verharrender Abgefallener war gestorben; dieser ist aus göttlicher Anordnung, zweifelsohne mit nicht geringem Verdruß der Hölle, vielen Chiriguanen erschienen und hat ihnen angedeutet, daß, weil er dem christlichen Glauben abgesagt, er mit den ewigen Flammen brennen müßte. Dieses Gesicht hatte in den wilden Gemütern einen besonderen Nachdruck! — Wie immer nahm der Stamm die Boten mit offenen Armen auf, erweckte weitgehende Hoffnungen für ihn selbst, wie Wünsche, welche die Bekehrung Chacos zum Mittelpunkte hatten. Leicht und bald erhob sich in dem bekannten Salinasthale Concepcion, und groß war die Freude der Chiriguanen! Dieses Mal schien in der That ihr Begehren stand zu halten, welches zu befestigen Gott ohne Zweifel seine Wunder sandte. Denn unter „schröckbaren" Gestalten erschienen Dämonen, bei deren Ansehung die Indianer ohnmächtig dahin zur Erde fielen, und plagten die Ungläubigen, selbst die Anwesenheit der Gottesmänner war nicht imstande, ihrem Wüten Einhalt zu thun. Da errichtete man Kreuze hin und her, wies die Erschreckten an, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen; und als nun die Barbaren dies Zeichen demütig verehrten, da stunde der Teufel bei Erblickung eines so heilsamen Zeichens von der Verfolgung ab. Gütig auch erwies die Gottesmutter manche Wohlthat, und fast an ein Wunder grenzte die Bekehrung eines berühmten Mapono. Allein stets auf ihrer Hut gingen die Väter nur langsam vor, schonten die ängstlich gehütete Freiheit in jeder Weise, schoben die Taufe stets so weit hinaus, bis unzweifelhafte Beweise von der Reinheit der Absichten sie überzeugten, tauften vornehmlich die Kinder und versuchten in dem heranwachsenden Geschlechte eine christliche Gemeinde sich zu gestalten. Zu ihrer Freude erlebten sie es, wie in den Getauften Gottes Gnade wunderbar wirkte, und bald erwuchs in Concepcion eine blühende Gemeinde, welche alle Anwartschaft gab für einen herrlichen Fortgang im Chiriguanos-Gebirge, ja für Chacos endliche Bekehrung. Doch schon 1726 berichten die Quellen von einem schrecklichen Chiriguanosaufstande, der bis 1729 die Spanier in Atem hielt und nur mit Hilfe der wehrhaften Chiquitos, welche auch angegriffen waren, unter P. Aguilar gedämpft werden konnte. Vielleicht hängt dieses Ereignis zusammen mit dem Tode des kräftigen Gouverneurs von Tucuman, Stephan de Urizar, 1729, welcher es wie wenige verstanden hatte, Ordnung in die wirren Verhältnisse zu bringen. Allein schon 1732 und folgende Jahre machten die Jesuiten auf Anregen der wieder schwer heimgesuchten Tarijaner und auf Betreiben der obersten Staatsbehörden einen neuen Versuch unter den bedeutenden

Vätern Lizardi und Chome. Ein Anknüpfungspunkt war gegeben. Denn während der Kriegsunruhe war es dem in Tarija stationierten P. Ximenez gelungen, versprengte Christen in einer Meierei zu sammeln; der Ort ward zur Reduktion erhoben unter dem Namen Concepcion, er erhielt täglich Zuwachs, und ein im Gefängnis bekehrter Kazik ließ für den Weiterbau das Beste erhoffen. Nachdem dann die Väter den Widerstand der Spanier, welche sie nur an der Spitze eines Heeres ins Gebirge reisen lassen wollten, erfolgreich, als mit dem Evangelio streitend, gebrochen, — würden sie fallen, so sei das ein wahres Glück für sie selbst und ein großer Gegenstand des Ruhmes für den Orden, — ward das bekannte Salinasthal wiederum als Ausgangspunkt genommen. Aber vergeblich war der Väter Einladung an die Chiriguanen; nur die in Concepcion Gesammelten zogen nach dort und vereinigten sich in der Reduktion Sta. Anna. Unter großer Mühsal und Gefahr für Leib und Leben durchwanderten von hier aus die Missionare die Gebirgszüge, aber ihr Erfolg war die Gewißheit, daß die Herzen hart und die Abneigung gegen das Christentum eine dauernde sei. Trotzdem gab man die Arbeit nicht auf, verlegte Sta. Anna wegen fortgesetzter Drohung der Bergbewohner an einen sicheren Ort im Salzthale unter dem Namen Concepcion 1734, teilte alsdann diese Gemeinde, da Unzufriedenheit das Ganze gefährdete, und nannte die zweite Hälfte Nuestra Señora del Rosario de las Salinas. In Concepcion, welches unter Lizardis Leitung wunderbar aufblühete, erhielt dieser Gottesmann 1735 von einbrechenden Ingré-Chiriguanos den Todesstreich; mit ihm fiel die Reduktion, die dort ansässigen Christen wandten sich nach Rosario. Eine von Sta. Cruz aus gegründete Reduktion ging infolge eines Erdbebens ein, die Väter mußten fliehen vor den erbitterten Christen, welche dieses Ereignis ihrer Bekehrung zuschrieben. Rosario blieb nach so vieljähriger Thätigkeit der einzige Gewinn. Moussy nennt uns noch eine Reduktion Santa Rosa del Piray, welche 1728 gegründet, 1731 zerstört ward. Ob nach diesen Jahren von den Jesuiten noch einmal ein Angriff auf diese feste Burg des Heidentums versucht ward, wagen wir nach einer Notiz der erbaulichen Briefe XXII, 414 ff. nicht zu entscheiden. —

Dem Abschlusse unserer geschichtlichen Darstellung zueilend, wenden wir uns noch einmal den Chiquitos-Zamukos zu. Im Anfange der zwanziger Jahre war das Chiquitosland bekehrt, und wenn die Christen wie die Missionare ihren Glaubenseifer bethätigten, so waren es fremde Elemente, welche sie auf oft ausgedehnten Missionsreisen dem Schoße

der Chiquitoskirche zuführten, zersprengte Zamukos: Carreras, Cucurates, Uraganos und andere, welche zum Teil den Jagden der Mamelukos entronnen bei den Vätern gern gewährten Schutz suchten. Frei von allen störenden Einflüssen waren die Gemeinden erwachsen, noch nicht Vasallen des spanischen Königs, nicht dem Tribut unterworfen, genossen die Christen trotzdem die weitgehenden Rechte der Guarani. Ein Versuch der Portugiesen unter Antonio Pinegro, direkte Handelsverbindung mit Peru durch das Chiquitosland mit Brasilien herzustellen, ohne Frage in der Absicht gemacht, den portugiesischen Länderbesitz über den oberen Paraguay bis nach Peru auszudehnen, veranlaßte die Krone Spanien durch den Kommissär, Don Francisco Xavier Palacios 1745, die Chiquitos zu unmittelbaren Vasallen der Krone zu machen mit den Rechten und Pflichten der Guarani.

Blicken wir noch einmal auf die Geschichte dieser Mission zurück! Die Jesuiten haben beispiellose Erfolge errungen; in einer kurzen Spanne Zeit, ohne nennenswerten Widerstand oder außerordentliche Schwierigkeiten ist ein ganzes Volk ihnen zugefallen und ihrem Christentum! Es gab hier, bemerkt Page mit Recht, keine ungeordneten Massen Volks, herbeigezogen durch Perlen und allerlei Tand, um den Deklamationen der Väter zu lauschen, sondern wohlgeordnete Gemeinschaften, welche eine nicht geringe Civilisation besaßen und alle Züge eines geordneten Regimentes an sich trugen. Diese zu gewinnen ward den Vätern nicht schwer, wir werden später ihre Mittel kennen lernen. Wie aber das Volk als solches dem religiösen Einflusse der Väter unschwer nachgab, so bot es auch ganz besondere Vorzüge dar für eine außerordentliche Entwicklung des jesuitischen Systems, bewirkte seine isolierte Position ein ganz besonderes Erblühen. Diese ihre Position machte sie unabhängig von spanischen Manufaktureien und Produkten, befreiete sie aber auch ebenso sehr, und das hier zu betonen ist uns besonders wichtig, von Verdacht, Eifersucht und Animosität der Bischöfe und Gouverneure. Nach Vertreibung der Paulistas störte auf die Dauer kein Feind den segensreichen Frieden, gegenüber dem steten Gärungszustande in Paraguay kamen hier die jesuitischen Pläne, Aussichten und Machenschaften zu voller Entfaltung. Santa Cruz de la Sierra war zu entfernt und zu schwach, um eine ähnliche Rolle zu spielen wie Assumption, so ward hier ihr System einer Vollendung entgegengeführt, wie nur die Zeit und das Land es irgend zuließen, — doch davon später. — Was endlich die Bevölkerungszahl der Reduktionen angeht, so befanden sich nach Dobrizhoffer 1, 179 in den zehn Missionsdörfern im Jahre 1767

5173 Familien mit 23 788 Köpfen; Bach, pag. 4, läßt St. Xaver mit 3000, Concepcion mit 4000, Michael mit 4000, Ignacio mit 5000 Seelen bevölkert sein. —

In der festen Überzeugung, daß nur durch Bekehrung der Zamukos ein Weg nach Paraguay könne ermöglicht werden, schritten die Chiquitosmissionare zu einem abermaligen Missionsversuche bei diesem Volke etwa 1720. Die erste Reise verlief resultatlos. Da suchten 200 Zamukos St. Johann auf; mit Freuden nahm man sich ihrer an. Als aber die Zugewanderten das Klima nicht ertrugen, beschloß der Superior Hervas eben diese in ihr Land zurückzuführen und mit ihrer Hilfe eine Reduktion dort zu gründen. Der Versuch gelang, bald erstand San Ignacio de Zamukos am Otoquis, einem Nebenflusse des Paraguay, 1722, allein schon 1724 veranlaßte irgend ein nicht näher bezeichnetes Ereignis den Pater Castañarez, die Gemeinde nach St. Joseph bei den Chiquitos zu versetzen; eine dort unter ihnen ausgebrochene Klimakrankheit machte eine Rückführung nach San Ignacio 1725 wiederum wünschenswert. Durch neuen Zuzug blühete die Reduktion bald derart auf, daß 1738 fast der ganze Zamukosstamm dort vereinigt war, nicht zu rechnen Reste anderer Horden. (Pater Fernandez erzählt über diese Phase der Zamukosmission, daß auf der Suche nach den aus einer Chiquitos-Reduktion geflüchteten Zamukos Pater Castañarez verschollen, Hervas aber nach seiner Rückkehr gestorben sei 1723. Moussy läßt ersteren am oberen Vermejo von Mataguayos 1742 erschlagen sein. Wir bringen diese Notizen der Vollständigkeit halber, ohne sie in den uns wahrscheinlichen Gang der Ereignisse einreihen zu können.) Nun unternahm Pater Chome von hier aus den Versuch, zum Paraguay zu dringen, der aber infolge Mangel an Mitteln wie durch feindselige Tobas mißlang, 1738, ebenso wie ein zweiter Versuch des P. Castañarez. Ein letzter Versuch 1740 vermittelst des Paraguay-Pilcomayo, wie schon 1721 durch P. Patiño geplant und in Angriff genommen war auf Betreiben des Gouverneurs Stephan Urizar, den Weg zu finden, indem Castañarez von Assumption aus vordrang und Chome von Nordosten her, scheiterte einerseits an den unzureichenden Kräften des Castañarez, wie an der Wasserarmut des Pilcomayo. Inzwischen wuchs San Ignacio, tapfer wehrten sich die Christen in dem wieder ausgebrochenen Chacokriege gegen die Tobas, erlagen aber beinahe inneren Zwistigkeiten, welche nur dadurch abgestellt werden konnten, daß man eine Versetzung vornahm mit drei Teilen der Zamukochristen, welche San Juan einnahmen, während die Bewohner dieser Reduktion

mit dem gebliebenen vierten Teil der Zamukos ein neues San Ignacio gründeten, welches 1738 zu besonderer Blüte gelangte. —

Abschließend kehren wir zur Wegsuche zurück. Trotz des bisherigen Mißlingens gaben nämlich die Väter die Versuche nicht auf, der daraus erhoffte und sicher auch erwachsene Gewinn stellte alle bitteren Erfahrungen tief in den Schatten, nur daß man jetzt gewitzigt die Taktik änderte. Sich einerseits stützend auf die Paraguay-Missionen, andererseits auf die Chiquitosprovinz beschlossen die Väter in einer Linie und zwar von Süd nach Nord eine Reihe Stationen zu eröffnen, welche nahe genug aneinander geschoben dadurch den eigenen Bestand garantieren sollten, und mit Hilfe deren man eine Art Brücke zu bilden im stande sein würde, um die Wüste zu überschreiten, zuerst nach San Ignacio de Zamukos, dann nach San Juan Bautista, endlich nach St. Raphael zu kommen. Zu dem Ende gründete der Orden die sogen. Taruma-Missionen 1747—1760, und in der That gelang es, wie Dobrizhoffer uns berichtet, dem P. Sanchez von Belem aus mit seinen Mbayas einen Weg zu finden auf dem Paraguay selbst, wie auch an dessen Ufer entlang. Die Vertreibung des Ordens hob alle weiteren Pläne auf, und bis 1856 haben Versuche der Verbindung dieser Art gestockt!

Wir stehen am Ende der Missionsgeschichte und schauen rückwärts auf den Anfang und Verlauf derselben. In den Wäldern La Guayras, fern spanischem Einflusse, begann das Werk; der Orden suchte diese Weite mit weisem Vorbedacht, um den Grund zu legen, um ungestört alsdann zu versuchen, das eigenartige Gebäude zu errichten und auszubauen, in welches er, wie in ein Asyl, zu bergen gedachte die flüchtigen und geknechteten Bewohner des Landes. Sich den Rücken zu decken an den Wasserstraßen und Centren spanischer Kolonisation, sehen wir ihn dann hinabsteigen nach Süden hin; hier festgesiedelt schaut er nach Osten zum Meer, nach Westen über Chaco hinaus nach Peru durch der Statiner Land. Da bricht ein Sturm herein über das Werk und führt mit sich eine Hochflut der Vernichtung; es fällt La Guayra, zertreten wird Tapé, schon schreit man ängstlich auf jenseits der Wasser, aber im Bewußtsein neu geschenkter Kraft widersteht man dem Feind, treibt ihn zurück und verlegt nun, da im Kampfe mit solchen Mächten das System als haltfest im großen und ganzen sich erwiesen, das Centrum für immer fest in das Mittelland zwischen Uruguay und Parana, diesen überschreitend und das Ostgelände jenes im Laufe der Zeit wiedergewinnend! Gezüchtigt zwar aber nicht getötet, geeint auf ein im

Verhältnis gegen früher geringes Gebiet, allein stark in solcher Konzentration, erstarkt nun das Werk nach Innen, erhält es Fleisch und Bein, der stete Kampf mit anderen Mächten, kirchlichen wie kolonialen, aus alten Traditionen der Conquista erwachsen, erhält das Leben, führt im Ringen Kräfte zu, und das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts hallte wieder vom Preis des Ordens und seiner Thaten. Hier ist das Werk vollendet! Allein wir sehen, wie im Drange des Schaffens der Orden seine Boten aussandte, die alte, bislang unbezwungene Chacoburg zu gewinnen, sahen im Süden ihn arbeiten und im Norden anklopfen, thaten einen Blick in die so tieftraurige Süd-Chaco-Staatsmission und in das so wunder- und erfolgreiche Werk ostwärts von Santa Cruz de la Sierra im Lande der Chiquitos, auch der Chiriguanos gedenkend, deren Haus verschlossen blieb trotz manchen Angehens und zeitweisen Eintretens! Kaum findet man, schreibt Dobrizhoffer mit Recht, eine Nation in Paraguay, um welche sich die Jesuiten nicht Mühe gegeben hätten, der sie, so oft es thunlich war, Flecken erbaut und Menschlichkeit, Religion und Unterwürfigkeit gegen den katholischen König beizubringen versucht hätten! Und weithin über die Breiten Südamerikas Umschau haltend, in Paraguay den Mittelpunkt sehend, sagen wir mit Southey 3, 372: Eine Kette von Missionen war errichtet in allen Teilen des weiten Kontinentes; die der Spanier von Peru traf auf die der Portugiesen von Para; die Missionen am Orinoko standen in Verbindung mit denen des Negro und Orellana. Der Verkehr zwischen den Moxos und Rio Madeira-Niederlassungen wurde verhindert durch politische Erörterungen, nicht etwa durch die Entfernung oder natürliche Hindernisse. Die Moxosmissionare verkehrten mit den Chiquitos, die Chiquitos mit den Reduktionen von Paraguay, und von Paraguay sandten die Jesuiten ihre unermüdeten Boten nach Chaco und in die Pampas im Süden und Westen von Buenos Ayres. — Paraguay, der Brennpunkt und Herd, Paraguay, das Ideal der Genossen des Ordens, hier die Wurzeln und Kraft seiner Mission in Südamerika! Festgegründet im Norden, an den äußersten Abhängen der Anden, im Mittel erbgesessen geworden durch mehr als hundertjährige Arbeit, vom Bassin des La Plata bis in jene Breiten, in welchen mächtige Wasseradern von Süden her dem Amazonas zuströmen, gebot er hundertarmig eingeborenem Volk, war der Orden, äußerlich angesehen, mächtig genug, bestimmend und gebietend aufzutreten, das Herz des reichen Landes mit seinen reichen Quellen war sein! Eine Expansion von hier aus war möglich, ja

begründet in der geographischen Lage des Missionsgebietes, — wie alles auf ihn schaute, so schaute der Orden auf das Gebiet ringsum, — sie lag, wie wir gesehen haben, in der Natur des Ordens, sie wäre ausgeführt, wenn nicht hemmend von außen sich Einflüsse geltend gemacht, vor allem aber im Innern sich Wandlungen vollzogen hätten, welche mit dem Grunde zugleich gelegt früher oder später dem Missionsstaate ein ebenso unrühmliches Ende aus sich selbst heraus bereitet haben würden wie jenes. —

Um dieses grandiose Werk auszuführen, setzte der Orden seine ganze Kraft ein; die dort arbeiteten, waren Männer im wahren Sinne des Wortes, von den Bahnbrechern gilt das besonders, kenntnisreich, von ausdauernder Beharrlichkeit, von hohem Mute, und beseelt von einem Geiste, dessen Wahlspruch war: Siegen oder Sterben! Einer Feuerseele wie Diego Torres war nichts unmöglich, für einen erprobten Veteran wie Lorenzana hatte das drückende Alter und der rauhe Pfad der Wildnis keine Schrecken, ein Romero, Gonzalez und Ruiz Montoya, Männer wie Arce, Blende, Cavallero und Lizardi sind wohl imstande, uns nach gewissen Seiten hin Bewunderung abzuringen, nicht zu gedenken jener Namen, um welche ein gewisses Dunkel sich breitet als Stifter jesuitischen Staats- und Missionswesens in den Wildnissen La Guayras. Wir halten inne, um nicht vorweg zu nehmen, was im zweiten Teile uns zu beschäftigen haben wird. —

Wenn wir es versucht haben, in möglichst engem Rahmen die Thaten dieser Väter zusammenzufassen angesichts des ungeheuren Materials, glauben wir trotzdem Wesentliches nicht übergangen, auf den eingeschlagenen Seitenpfaden aber auch Material herangetragen zu haben zum Verständnisse der Geschichte und ihres Weges. Und sind wir breiter, als etwa nötig scheinen möchte, vorgegangen, so trieb uns einerseits das Verlangen einer möglichst genauen, jetzt noch nicht vorhandenen, akatholischen Darstellung dieses Teiles südamerikanischer Geschichte, wie andrerseits der Gedanke, schon bei Darlegung historischer Vorgänge in gewisser Weise Linien zu ziehen und Anhaltspunkte zu geben, welche vorbereiten sollten auf das Kommende. Missionslegende und Geschichte sind eng verwoben, aber je mehr dem Ende zu, je näher den Sitzen europäischer Ansiedler und großjährig gewordener Mischbevölkerung, desto mehr tritt die Legende zurück, — dabei bleibt das oben über jesuitischen, religiösen Einfluß Gesagte dennoch in seinem Rechte, — und die Geschichte beansprucht ihr Recht, die angeblichen Wunder, welche noch oft genug uns zu beschäftigen haben werden, hören auf, und der Forscher

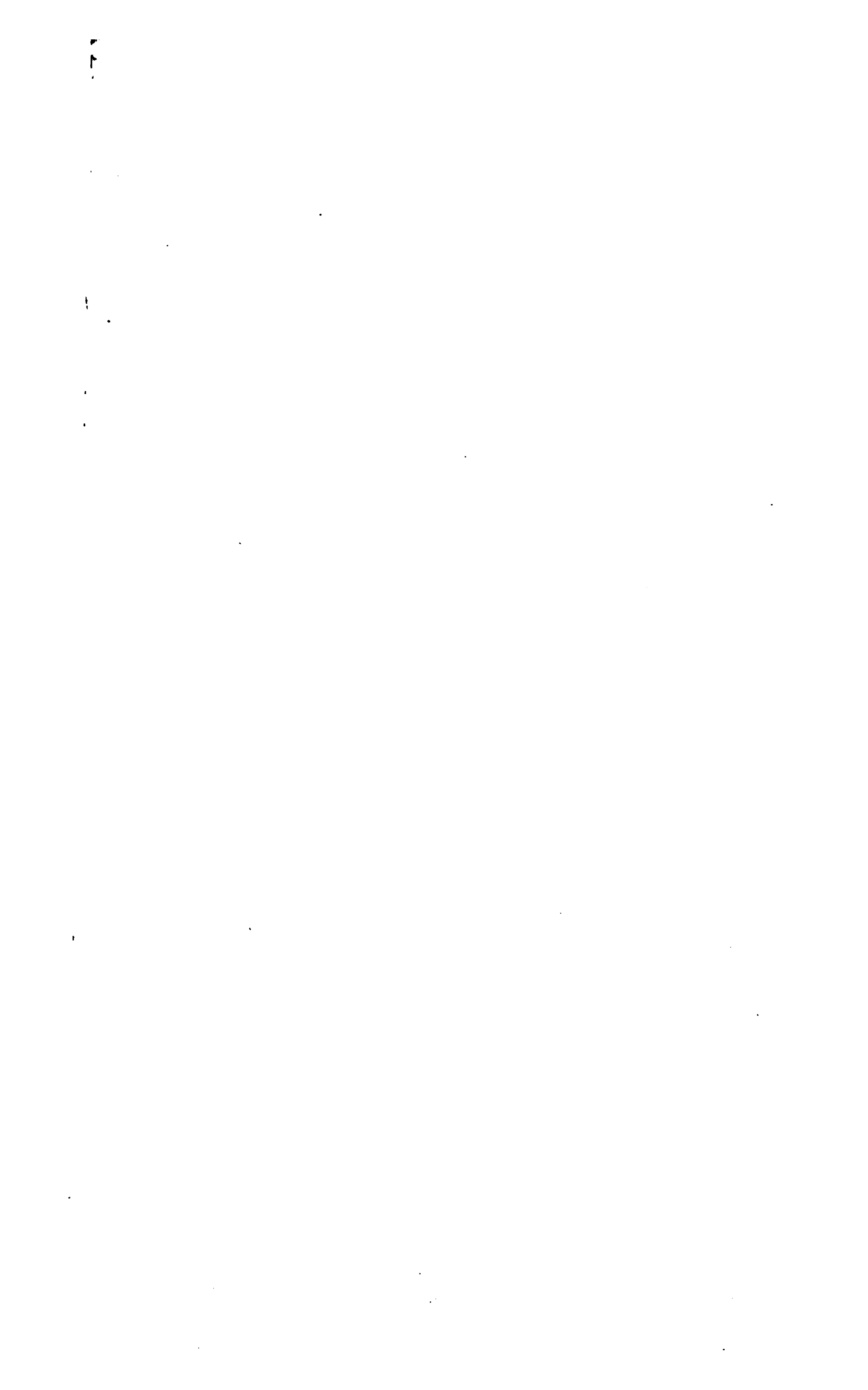
sieht den nackten Körper, den ganz zu zeigen eine Hauptaufgabe nachfolgender Kapitel sein soll. —

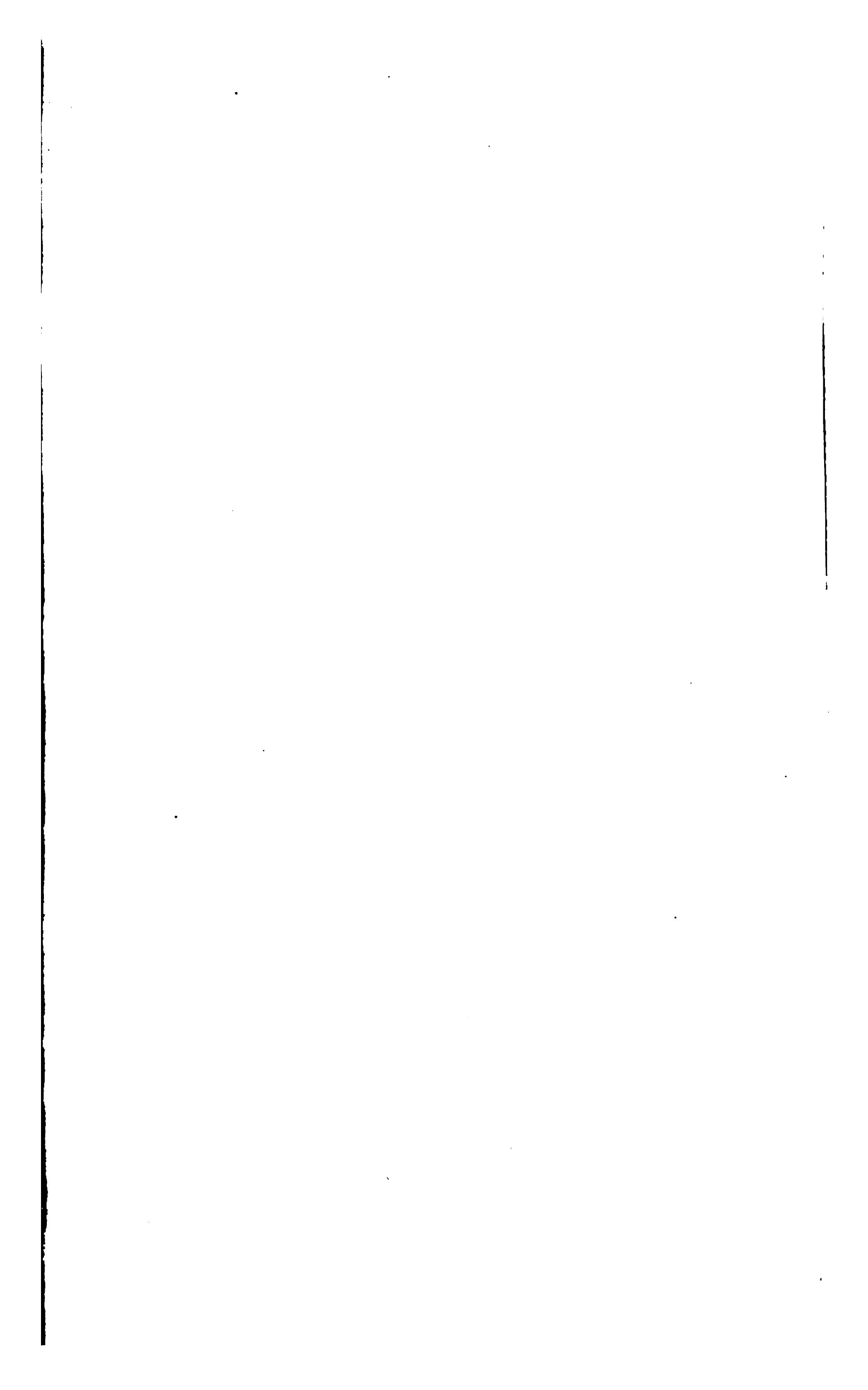
Lassen wir an unserem Geiste noch einmal vorüberziehen, was wir geschaut haben, so nimmt uns ein eigenartiges Gefühl gefangen, kaum daß hier am Schlusse, einem gebotenen Ruhepunkte, ein Gefühl der Ruhe über uns käme! Die Geister, welche dort lebendig waren, wirken weiter in ihrer Eigenart. Es ist eine Hast, eine Unruhe, ein stets Neues, ein Überstürzen, ein unabläßig Suchen und Ausschauen über Grenzen hinaus, welche für andere thatsächlich solche sind, eine Anspannung der Kräfte und eine Bewältigung von Arbeit, als ob nicht morgen auch noch ein Tag! Es stürmt ein auf den Forscher, wie die Windsbraut den Mann ergreift, kaum daß er den Atem erhält in dem rastlosen Wirbel! Und fortgerissen von diesem Wirbel treibt Stamm für Stamm, Klan für Klan, an uns vorüber, ein ganzes Volk, kaum sieht das Auge unter diesen den einzelnen Volksgenossen! Wohl wissen wir, daß der Geist Gottes bläset, wo er will, wohl, daß das Himmelreich Gewalt leidet, wohl, daß er kam am Tage der Pfingsten mit Brausen als eines gewaltigen Windes, — bei alle dem aber ist vor ihm *stille* alle Welt, wenn er ist in seinem heiligen Tempel, — allein dieses Bewußtsein der Stille ist nicht über uns gekommen, weil — nun weil der Geist, der dort wohnte, und dessen Zeugen die Aufzeichnungen jener Männer, seinen Wohnsitz nicht hatte im himmlischen Gezelte, sondern von unten herkam, ein Geist dieser Welt, und dieses Geistes Zeichen ist die Unruhe, die Hast; diese mußte ersetzen, was an innerem Gehalte der Arbeit jener Männer abging! Wir stehen nicht allein unter diesem Drucke, selbst der jesuitenfreundliche J. Page kennzeichnet diese Hast in eigentümlich entsprechender Weise, wenn er, wie schon oben citiert, ausruft: das jesuitische Werk der Gründung „sprang up as from some *enchanters wand!*“ Das ist *nicht Gottes Art*, seiner Arbeit Zeichen sind die Wasser Siloahs, welche stille fließen, und ringet darnach, daß ihr stille seid, spricht die Schrift an anderem Orte. Wohl wissen wir, daß je und je im Reiche Gottes die Wogen hochgegangen sind, wenn *wirklich* „Gewaltbrauchende das Reich Gottes an sich rissen“, wenn geistgesalbte Männer, von Gott berufen zum Werk und versehen mit dem Zeichen seines Zeugnisses die Geister ihrer Mitgenossen in Bewegung setzten, — dann aber ging neben dem Sturm das stille, sanfte Sausen, der Herr war auf dem Plan, und das Feld ward weiß zur Ernte! Wir haben gelesen von solchen gottgesegneten Tagen, auf manchem Missionsfelde, groß oder klein, wahrlich, da ging

es anders zu als unter den Breiten Paraguays, unter der Ägide dieser „Apostel". Hier war Menschenart und Menschenwerk, nicht Männer Werk, welche Gott gesandt! Aber sie nannten sich „Apostel", schrieben auch „Briefe" diese „Apostel", indes man vergleiche doch die Sendschreiben eines Apostels Paulus mit den „Lettres édifiantes et curieuses" dieser sogenannten „Apostel", oder die Berichte der Apostelgeschichte mit ihren „Allerhand so Lehr- als Geist-reichen Briefschriften und Reisbeschreibungen", — tragen nicht diese in ihren Titeln allein schon das Malzeichen der Verurteilung an der Stirn? Gar nicht zu reden vom Inhalte dieser Erzeugnisse einer ruhmsüchtigen Phantasie und einer erfolgtrunkenen Großmannsucht! Nimm ihnen die Phrasen, entkleide sie der tönenden Worte, zwar das Gepräge der Hast und des Erfolges um jeden Preis magst du ihnen nicht nehmen, wie erbärmlich ist dann der Inhalt, wie fade und arm das, was bleibt! Wie hier, so überall derselbe Geist, bis in die letzten Erzeugnisse römischer Darstellung der Geschichte Paraguays! Im Taumel fortgerissen, echte Epigonen unnüchterner Vorläufer, preisen sie mit vollem Munde, was uns ein Druck, eine Last der Seele um das arme, bethörte Volk, das im Finstern saß und im Finstern blieb!

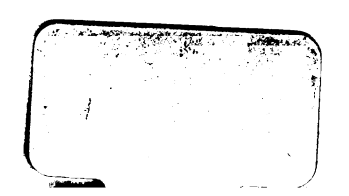
# Inhalt.












SA 8348.91
Die Missionen der Jesuiten in Parag
Widener Library 006306477
3 2044 080 542 376